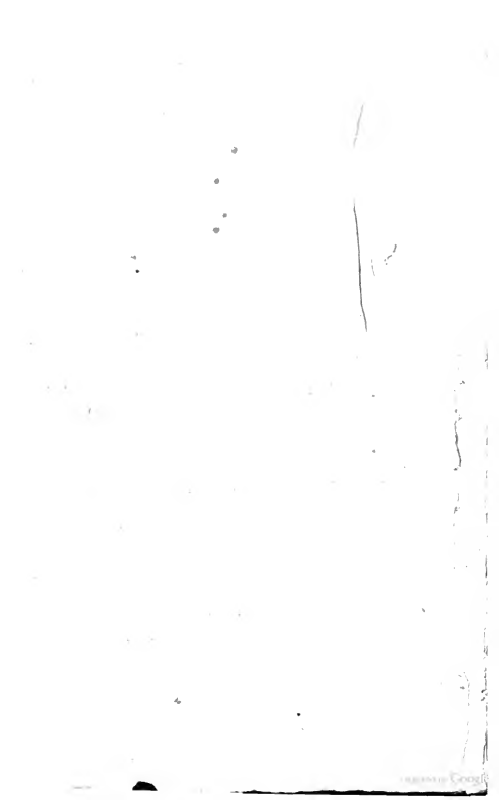








Astoria

oder

Geschichte einer Handelsexpedition

jenseits

der Rocky Mountains.

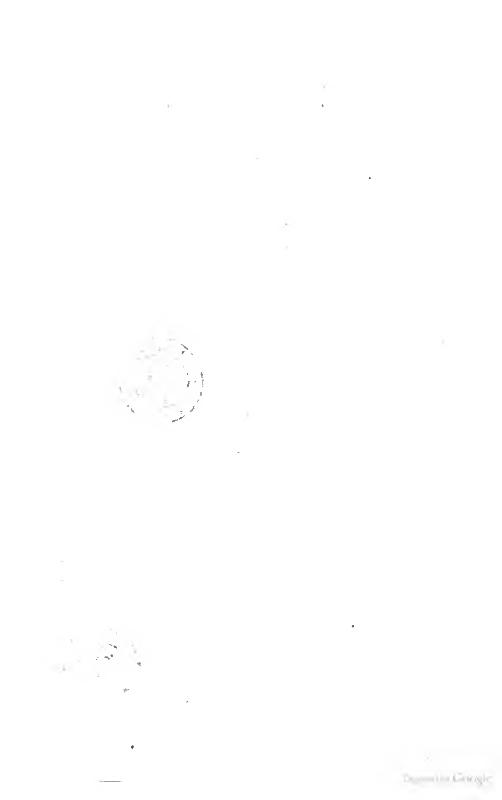
Aus dem Englischen

des

Washington Irving.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 3 8.



Vorrede.

Auf einigen Reisen, die ich vor mehreren Jahren nach Canada machte, wurde ich mit vielen der Hauptheilhaber der großen Nordwestcompagnie für den Pelzhandel bekannt, die damals zu Montreal herrlich und in Freuden lebten, und deren Häuser dem Fremden stets offen standen. An ihren gastfreundlichen Tafeln traf ich zuweilen mit Theilhabern, Commis und Pelzhändlern von den Posten im Innern des Landes zusammen, die Jahre lang unter wilden Indianerstämmen, fern von der Civilisation gelebt hatten, und Wunderdinge erzählten von ihren Pilgerfahrten in der Wildniß, ihren Jagdzügen und den gefährlichen Abenteuern, die sie bestanden. Ich war damals in einem Alter, wo die Phantasie Alles mit ihrem rosigen Schimmer beleuchtet, und die Erzählungen dieser Sindbads der Wildniß ließen mir das Leben eines Jägers und Pelzhändlers als höchst romantisch erscheinen. Ich dachte sogar schon daran, der Einladung eines der Theilhaber zu folgen und einen der entlegenen Posten der Compagnie in den Booten zu besuchen, welche jedes Jahr die Seen und Flüsse hinauffahren, und habe es seitdem stets bedauert, daß ich durch Umstände verhindert wurde meine Absicht auszuführen. Durch diese früh empfangenen Ein-

drücke waren die Unternehmungen der großen Pelzhandelscompagnien und das gefährliche unstäte Leben ihrer Theilhaber stets ein Gegenstand hohen Interesses für mich, und ich fühlte ein dringendes Verlangen, etwas Näheres über ihre abenteuerlichen Expeditionen unter den wilden Stämmen zu erfahren, welche die Tiefen der Wildniß bevölkern.

Vor ungefähr zwei Jahren, nicht lange nach meiner Rückkehr von einer Reise auf den Prairien des fernen Westen, hatte ich mit meinem Freund Johann Jacob Astor eine Unterredung über diesen Theil unsers Landes und über die abenteuerlichen Handelsleute in Santa Fe und am Columbia. Dieß führte ihn auf ein großes Unternehmen, in das er sich vor ungefähr 20 bis 30 Jahren in der Absicht eingelassen, den Pelzhandel über die Rocky Mountains bis an das Gestade des stillen Meeres zu führen.

Da er sah, welches Interesse ich an dem Gegenstand nahm, so sprach er sein Bedauern aus, daß man die wahre Natur seines Unternehmens eben so wenig verstanden habe, als seinen nationalen Charakter und seine Wichtigkeit, und sprach den Wunsch aus, daß ich es unternehmen möge, dem Publicum einen Bericht darüber vorzulegen. Diese Forderung berührte eine Saite, die schon lange in meinem Innern tönte. Es fiel mir alsbald ein, daß ein solches Werk eine Menge jener für mich so interessanten Nachrichten über den Pelzhandel, seine abenteuerlichen Unternehmungen in ferne Länder und über die verschiedenen Völkerstämme, und die wilden und civilisirten Charaktere enthalten müsse, mit denen er bei seinen Operationen in Berührung kömmt. Ferner bedachte ich, daß die Tagebücher und Briefe der von Astor zu Land und zur See ausgesandten Abenteurer Licht auf manchen ganz außerhalb des gewöhnlichen Reisezugs

gelegenen und bis jeßt noch wenig bekannten Landstrich werfen müßten, und war deßhalb gern bereit die Arbeit zu unternehmen, wenn mir die erforderlichen Materialien dazu geliefert werden würden. Alle auf das Unternehmen bezüglichen Papiere wurden mir demnach zur Einsicht zugestellt. Unter diesen befanden sich Tagebücher und Briefe, welche von Reisen zu Lande und zur See und von Expeditionen über die Rocky Mountains hin und zurück, auf zuvor noch nie betretenen Wegen berichteten, nebst Documenten, welche Aufschluß über das Leben der Wilden und Colonisten an der Küste des stillen Meeres gaben. Mit diesen Materialien in der Hand, unternahm ich das Werk. Der Mühe, unter diesen Geschäftspapieren aufzuräumen, das Interessante herauszusuchen und zusammenzustellen, wurde ich durch meinen Neffen Peter M. Irving enthoben, dem ich für diese Ebenung meines rauhen Pfades und die Erleichterung der Arbeit sehr verbunden bin.

Da die Tagebücher, an die ich mich halten mußte, von Geschäftsleuten geführt wurden, die zunächst ihre Zwecke im Auge hatten, so fiel die Ausbeute aus ihnen oft sehr mager aus, und sie forderten durch ihre Andeutungen oft mehr zu weiterer Forschung auf, als daß sie derselben genügt hätten. Ich habe daher gelegentlich das benußt, was andere Reisende, wie z. B. die HH. Lewis, Bradbury, Breckenridge, Long, Franchere und Roß Cox, welche jene Gegenden ebenfalls besucht haben, dem Publicum darüber mittheilten. Das Werk, das ich demselben hiemit vorlege, ist, da es verschiedene Expeditionen und Abenteuer zu Land und zur See umfaßt, natürlich etwas abspringend und unzusammenhängend, doch wird man finden, daß die einzelnen Umstände durch Einen großen Plan, ersonnen und geleitet von einem ausgezeichneten

Kopf, unter sich verbunden sind. Zugleich tritt Eine Reihe von Charakteren auf, die, obschon oft auf längere Zeit verschwindend, doch gelegentlich immer wieder erscheinen, und das ganze Unternehmen schließt sich mit einer regelmäßigen Katastrophe ab, so daß das Werk auch ohne den mühsamen Versuch, eine künstliche Verbindung herzustellen, in der That viel von jener Einheit besitzt, die man in erdichteten Werken so sehr sucht und für das Interesse jeder Erzählung für so wichtig hält.



Inhalt.

Seite.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Eilftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Fünfzehntes Capitel.

Sechszehntes Capitel.

Siebenzehntes Capitel.

Achtzehntes Capitel.

Neunzehntes Capitel.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Dreißigstes Capitel.

Einunddreißigstes Capitel.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Vierunddreißigstes Capitel.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Achtunddreißigstes Capitel.

Neununddreißigstes Capitel.

Vierzigstes Capitel.

Einundvierzigstes Capitel.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Dreiundvierzigstes Capitel.

Vierundvierzigstes Capitel.

Fünfundvierzigstes Capitel.

Sechsundvierzigstes Capitel.

Siebenundvierzigstes Capitel.

Achtundvierzigstes Capitel.

Neunundvierzigstes Capitel.

Fünfzigstes Capitel.

Einundfünfzigstes Capitel.

Zweiundfünfzigstes Capitel.

Dreiundfünfzigstes Capitel.

Vierundfünfzigstes Capitel.

Fünfundfünfzigstes Capitel.

*

Astoria.

Erstes Capitel.

Einleitung. — Beginn des Pelzhandels. — Ursprung der Nordwest-Compagnie und ihre Einrichtung.

Zwei Hauptgegenstände des Handels haben, wie die frühere Geschichte America's berichtet, weit aussehende kühne Unternehmungen hervorgerufen, und diese sind: die edeln Metalle im Süden und das kostbare Pelzwerk im Norden. Während der stolze, prachtliebende Spanier seine Entdeckungen über jene reichen, von einer tropischen Sonne versengten Länder verbreitete, verfolgten der leichte, gewandte Franzose und der kalte, berechnende Britte den minder glänzenden, aber um nichts weniger einträglichen Pelzhandel mitten in den hyperboreischen Regionen der Canadas, dessen Betrieb sie sogar bis in den nördlichen Polarkreis führte.

Beide Unternehmungen wurden gewissermaßen die Vorläufer der Civilisation. Ohne an den Gränzen zu verweilen, drangen sie mit Einemmale, allen Hindernissen und Gefahren zum Trotz, bis in das Herz der wilden Länder, offenbarten die dicht umschleierten Geheimnisse der Wüste, zeigten den Weg in ferne Länder, deren Schönheit und Fruchtbarkeit außerdem vielleicht noch manches Jahrhundert unbekannt geblieben wären, und brachen dem langsam und zögernden Schrittes folgenden, von der Civilisation begleiteten Ackerbau Bahn.

Der Pelzhandel war es, der frühzeitig schon den großen canadischen Provinzen Nahrung und Leben verlieh. Von edeln Metallen entblößt — damals der Hauptzweck americanischer Unternehmungen — wurden sie von dem Mutterlande lange vernachlässigt. Die französischen Abenteurer, die sich an den Ufern des St. Lorenzo angesiedelt hatten, fanden bald, daß das reiche Pelzwerk des innern Landes ihnen eine Quelle des Reichthums eröffne, die sich beinahe mit den Minen von Mexico und Peru messen könne. Die Indianer,

bis dahin unbekannt mit dem eingebildeten Werth, den man im civilisirten Leben einigen Arten Pelzwerk beilegt, brachten große Quantitäten der kostbarsten Gattung herbei, und vertauschten sie gegen europäische Spielereien oder sehr wohlfeile Waaren. Auf diese Weise zogen die frühern Händler einen unermeßlichen Gewinn, und nun wurde das Geschäft mit größter Begierde verfolgt.

Als das werthvolle Pelzwerk anfing in der Nähe selten zu werden, forderte man die benachbarten Indianer auf, ihre Jagdzüge in größere Ferne auszudehnen. Sie wurden auf denselben von einigen Pelzhändlern oder deren Leuten begleitet, die alle Mühe und Gefahren der Jagd mit ihnen theilten, dabei aber die besten Jagdgründe und die entfernteren Stämme kennen lernten, die sie veranlaßten, ihr Pelzwerk nach den Niederlassungen zu bringen. Auf diese Weise erweiterte sich der Handel immer mehr, und ward aus den entlegensten Gegenden nach Montreal gezogen. Zuweilen kamen sogar große Abtheilungen von Huronen, Ottawas und andern Stämmen, welche in den an die großen Seen gränzenden Ländern jagen, in einem Geschwader leichter Canots, mit Biberfellen und anderer Jagdbeute eines ganzen Jahres den Fluß herab. Die Canots wurden ausgeladen, ans Land gezogen und die Ladung in Ordnung aufgestellt. Ein Lager aus Zelten von Birkenrinde ward außerhalb der Stadt aufgeschlagen, und eine Art Messe mit dem den Indianern so theuern ernsten Ceremoniell eröffnet. Eine Audienz wurde von dem Generalgouverneur begehrt, die dieser, unter dem gebührenden Gepränge in einem Armsessel sitzend, die Indianer schweigend ihre Pfeifen rauchend und im Halbkreis um ihn kauernd, ertheilte. Reden wurden gehalten, Geschenke gegenseitig ausgetauscht, und die Versammlung ging in der besten Laune auseinander.

Jetzt begann ein lebhafter Handel mit den Kaufleuten, und ganz Montreal war von nackten Indianern belebt, die von Laden zu Laden eilten, und um Waffen, Kessel, Messer, Aexte, Decken, buntfarbige Tücher und andere Gegenstände des Bedarfs und des Luxus feilschten, an denen, wie ein alter französischer Schriftsteller sagt, die Kaufleute sicher waren, wenigstens 200 Procent zu gewinnen. Bei diesem Handel bediente man sich keines Geldes, und später wurde auch jede Zahlung in geistigen Getränken verboten, um die furchtbaren Ausschweifungen und die blutigen Zwiste zu vermeiden, die durch diesen Artikel herbeigeführt wurden.

Sobald ihre Bedürfnisse und Launen befriedigt waren, nahmen die Indianer Abschied vom Gouverneur, brachen ihre Zelte ab, machten ihre Canots flott und ruderten den Ottawa hinauf den Seen zu.

Aus diesem Handel ging nach und nach eine anomale Menschenclasse hervor, coureurs des bois, Waldläufer genannt; ursprünglich Männer, welche die Indianer auf ihren Jagdzügen begleitet hatten, dadurch mit fernen Gegenden und Stämmen bekannt, und so gleichsam die Hausirer der Wildniß geworden waren. Diese Leute brachen in wohl mit Waaren, Waffen und Schießbedarf beladenen Canots von Montreal auf, befuhren die labyrinthischen Flüsse, die sich durch Canada's unermeßliche Wälder winden, besuchten die entlegensten Seen und verbreiteten neue Bedürfnisse und Gewohnheiten unter den Eingebornen. Oft verweilten sie Monate unter ihnen, nahmen mit der dem Franzosen eigenen Leichtigkeit ihre Sitten und Gebräuche an, modelten ihre Kleidung einigermaßen nach der der Indianer, und nahmen sogar nicht selten Weiber unter ihnen.

Oft vergingen 12, 15, 18 Monate, ohne daß man die geringste Nachricht von ihnen erhielt, und dann kamen sie ganz unerwartet, unter lautem Jubel den Ottawa herab, ihre Canots mit ganzen Ballen von Biberfellen beladen. Nun begann ein Leben in Saus und Braus. „Ihr würdet staunen," sagt ein alter Schriftsteller, *) wenn ihr sähet, wie liederlich diese Leute sind, wenn sie heimkehren, wie sie schlemmen und spielen, und wie verschwenderisch sie sich und ihre Geliebten herausputzen. Die Verheiratheten unter ihnen sind so klug, sich in ihre Häuser zurückzuziehen; die Junggesellen aber machen es gerade wie die Ostindienfahrer und Piraten: sie verschwenden, essen, trinken, und spielen, so lange sie noch etwas haben, und ist alles dahin, so verkaufen sie sogar ihre Kleider, und sind dann genöthigt eine neue Reise zu unternehmen."

Viele dieser Waldläufer gewöhnten sich so an die indianische Lebensweise und die ungebundene Freiheit der Wildniß, daß sie allen Geschmack an der Civilisation verloren, und sich mit den Indianern, unter denen sie lebten, so ganz identificirten, daß sie höchstens durch ihre größere Zügellosigkeit von diesen unterschieden werden konnten. Ihr Beispiel und Benehmen verdarb die Landeseingebornen nach und

*) *La Hontan*, Band 1. Brief 4.

nach, und vereitelte die Bemühungen der französischen Missionäre, die zu jener Zeit ihre frommen Arbeiten den Wildnissen von Canada zugewendet hatten.

Um diesen Unordnungen Einhalt zu thun, erließ die französische Regierung einen Befehl, durch den es jedermann bei Todesstrafe verboten war, ohne Erlaubniß im Innern des Landes Handel zu treiben. Eine solche Erlaubniß ward vom Generalgouverneur schriftlich ausgestellt, und anfangs nur in Ansehen stehenden Personen: herabgekommenen Edelleuten, alten Officieren der Armee, die für Familien zu sorgen hatten, oder deren Wittwen ertheilt. Jeder Erlaubnißschein berechtigte zur Ausrüstung von zwei Canots für die Seen, und es wurden nicht mehr als 25 solcher Scheine im Jahr ausgegeben. Nach und nach ertheilte man indeß auch Privatlicenzen, deren Zahl schnell zunahm. Jenen, welche nicht Lust hatten selbst eine solche Expedition zu unternehmen, war es gestattet, ihre Scheine an Kaufleute zu verhandeln, die dann ihrerseits einen Vertrag mit den Waldläufern abschlossen, kraft dessen diese die langen Reisen gegen einen Antheil am Gewinn unternahmen, und so lebte das alte System wieder auf und ward mit allen seinen Mißbräuchen fortgeführt.

Folgendes waren die Bedingungen, auf welche hin solche Expeditionen gewöhnlich unternommen wurden. Der Kaufmann, der sich im Besitz des Erlaubnißscheines befand, rüstete zwei Canots mit einer Waarenladung von etwa 1000 Kronen an Werth aus, die dann sechs Waldläufern übergeben wurden, denen man die geladenen Waaren 15 Procent über den Einkaufspreis in der Colonie anrechnete. Die Waldläufer wußten aber den Handel mit den Wilden so vortheilhaft zu betreiben, daß sie gewöhnlich schon zu Ende des Jahres mit vier voll geladenen Canots zurückkehrten, und sich ein reiner Gewinn von 700 Procent herausstellte, indem die 1000 Kronen 8000 einbrachten. Von diesem ungeheuern Nutzen bezogen die Kaufleute den Antheil des Löwen. Zuerst berechneten sie 600 Kronen für den Erlaubnißschein, dann 1000 Kronen für die Waaren. Von den noch übrig bleibenden 6400 Kronen zogen sie 40 Procent für Bodmerei, mithin weitere 2560 Kronen ab, und nur das noch Uebrigbleibende wurde unter die sechs Waldläufer vertheilt, die auf diese Weise wenig mehr als 600 Kronen für alle Mühe und Gefahr erhielten.

Die von der römisch-katholischen Kirche zu Bekehrung der Indianer ausgesandten Missionäre thaten alles, was nur immer in ihrer Macht stand, um der durch diese Leute im Innern der Wildniß verbreiteten Lasterhaftigkeit entgegen zu arbeiten. Häufig sah man die katholische Capelle neben dem Handelshause errichten, und ihr von dem Kreuz überragter Spitzthurm stieg mitten in einem indianischen Dorfe an den Ufern eines Flusses oder Sees empor. Die Missionen übten oft einen heilsamen Einfluß auf die einfachen Söhne des Waldes, hatten aber nur wenig Macht über die Renegaten der Civilisation.

Endlich fand man, zur Beschützung des Handels und um diese Gauner der Wildniß im Zaum zu halten, nöthig, befestigte Posten an dem Zusammenfluß der Ströme und Seen zu errichten. Der bedeutendste unter denselben war der von Michilimackinac, an dem gleichnamigen Canal gelegen, der die Seen Huron und Michigan mit einander verbindet. Er erhob sich zum größten Markt- und Lagerplatz im Innern, und mehrere Kaufleute von Montreal errichteten Comptoirs daselbst. Bald ward er auch zum Sammelplatz sowohl für die Waldläufer als auch für Alle, die mit Waaren von Montreal kamen, oder mit Pelzwerk aus dem Innern zurückkehrten. Hier wurden neue Expeditionen nach dem Michigan-See und Mississippi, dem obern See und nach Nordwesten ausgerüstet, und hier wurde auch das erbeutete Pelzwerk nach Montreal verladen.

Der französische Kaufmann auf diesem Posten war in den frühern Tagen Canada's eine Art Patriarch des Handels. Er hatte seine Schreiber, Canotführer und Leute aller Art um sich, die mit ihm auf einem geselligen vertrauten Fuße lebten, und ihn stets bei seinem Taufnamen nannten; er hatte seinen Harem von indianischen Schönheiten nebst einem Schwarm halbblütiger Kinder, und nie fehlte es an Indianern, die während der Zeit, die sie von ihren Jagdzügen ausruhten, auf seine Kosten aßen und tranken.

Die canadischen Kaufleute fanden gleich anfangs sehr thätige Mitbewerber an den Engländern von New-York, welche die indianischen Jäger und die Waldläufer dadurch zu ihren Posten lockten, daß sie ihnen ihr Pelzwerk zu bessern Preisen abnahmen. Bald aber stellte sich ein noch furchtbarerer Rival als alle bisherigen ein, und dieser war die Hudsonsbai-Compagnie, im Jahr 1670 von Karl II

privilegirt und mit dem ausschließenden Rechte begabt, Handelsposten an der genannten Bai und den sich in dieselbe ergießenden Flüssen zu errichten — ein Privilegium, das diese Gesellschaft bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Von diesem Augenblick an gab der Pelzhandel Anlaß zu Gewaltthaten und blutigen Gräueln, die in den Thälern und Wäldern jener hyperboreischen Gegenden in Vergessenheit modern.

Im Jahr 1762 verloren die Franzosen Canada, und der Handel fiel hauptsächlich in die Hände brittischer Unterthanen, war aber eine Zeit lang auf sehr enge Gränzen beschränkt. Die alten Waldläufer zerstreuten sich, und die wenigen, welche noch aushielten, gewöhnten sich nur langsam und mit Mühe an die Sitten und Gebräuche ihrer neuen Dienstherren. Sie vermißten die Freiheit, Nachsicht und Vertraulichkeit, die sie bei den französischen Handelshäusern genossen hatten, und fanden keinen Geschmack an der nüchternen Genauigkeit und Zurückhaltung der neuen Ankömmlinge. Ueberdieß kannten auch die brittischen Handelsleute das Land nicht und zeigten sich mißtrauisch gegen die Eingebornen, wozu sie nun freilich Ursache genug hatten. Die verrätherischen und blutigen Vorfälle von Detroit und Michilimackinac hatten ihnen die lauernde Feindseligkeit in den Herzen der Wilden gezeigt, die zu lange schon von den Franzosen gelehrt worden waren, jeden Engländer als Feind zu betrachten.

Erst im Jahr 1766 gewann der Handel seine alten Canäle wieder, ward nun aber von einzelnen Kaufleuten mit so großer Begierde verfolgt, daß er bald seine frühern Gränzen überschritt. Expeditionen wurden von Verschiedenen zu Monteral und Michilimackinac ausgerüstet, und so konnte es nicht fehlen, daß die Rivalität ihr Haupt erhob. Der Handel wurde bald durch das Bestreben sich gegenseitig zu überbieten und zu verdrängen verdorben, und die Sittlichkeit durch den unter der französischen Regierung verbotenen, nun aber wieder auftauchenden Verkauf von geistigen Getränken untergraben. Trunkenheit, Rohheit und Zänkereien in den indianischen Dörfern und rings um die Handelshäuser waren die natürliche Folge, während sich zwischen den rivalisirenden Handelsparteien, wenn sie in der gesetzlosen Wildniß von ungefähr sich begegneten, die blutigsten Kämpfe entspannen.

Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, traten mehrere der bedeutendsten Kaufleute im Winter des Jahres 1783 zusammen,

vereinigten sich 1787 mit einer andern rivalisirenden Gesellschaft, und bildeten so die berühmte „Nordwest=Compagnie,“ die eine Zeit lang eine unumschränkte Herrschaft über die eisbedeckten Seen und die unermeßlichen Wälder Canada's führte. Diese Gesellschaft bestand aus 23 Theilhabern oder Actionnärs, die mehr als 2000 Menschen beschäftigten. Diese Leute waren auf verschiedene, weit von einander entfernte Handelsposten an den Seen und Flüssen im Innern des Landes, mitten in den wildesten Gegenden, und unter den Indianerstämmen vertheilt.

Mehrere der Theilhaber wohnten zu Montreal und Quebec, um die Hauptgeschäfte der Compagnie zu leiten; diese wurden Agenten genannt, und waren sehr wichtige und angesehene Personen. Die übrigen Theilhaber begaben sich nach den verschiedenen Posten im Innern des Landes, wo sie den Winter über blieben, um den Verkehr mit den Indianerstämmen zu beaufsichtigen. Diese letztern wurden zum Unterschied von den eigentlichen Geschäftsführern oder Agenten Wintertheilhaber genannt.

Die für diesen weitläufigen, nomadischen Handel bestimmten Waaren lagerten in den Speichern der Compagnie zu Montreal, und wurden in Barken, Booten oder Canots den Attawa oder Ottawa hinaufgeführt, der unweit Montreal in den St. Lorenzo fällt, dann auf andern Flüssen und Landfahrten auf den See Nipising, den Huronensee, den obern See, und von da auf mehreren Ketten von großen und kleinen Seen nach dem See Winipeg, dem See Athabasca und dem großen Sklavensee gebracht. Dieses wunderbare und herrliche System von Binnenseen, das diese unermeßliche Wildniß der schwachen Barke des Indianers oder Handelsmannes zugänglich macht, war mit Posten der Compagnie besetzt, von denen aus der Handel mit den umwohnenden Stämmen geleitet wurde.

Die Nordwest=Compagnie war, wie wir gesehen haben, anfänglich nur ein freiwillig zusammengetretener Verein von Kaufleuten, einmal aber organisirt, zeigte sie sich bei Aufnahme neuer Mitglieder sehr schwierig. Die Candidaten mußten eine Art Lehrzeit oder Noviciat bestehen, und stiegen nur langsam, durch Verdienst und geleistete Dienste empor. Noch sehr jung verpflichteten sie sich, für eine Summe von 100 Pf., nebst der nöthigen Kleidung und dem erforderlichen Unterhalt, der Compagnie sieben Jahre lang als Commis zu dienen. Diese ganze Probezeit wurde gewöhnlich

auf Posten im Innern, fern von civilisirter Gesellschaft, mitten unter wilden Stämmen, und wie diese allen nur möglichen Entbehrungen, oft lange Zeit ohne Brod und Salz und allen Unbilden des rauhen Klima's ausgesetzt, zugebracht. Nach Verlauf des Noviciats erhielten die Commis, je nach ihren Fähigkeiten, einen fixen Gehalt von 80 bis 160 Pf. St. und zugleich die Befähigung als Theilhaber gewählt werden zu können.

Die meisten dieser Commis waren junge Leute von guter Familie aus den schottischen Hochlanden, denen indeß, obschon in einem Gebirgslande geboren, dennoch das Leben in der Wüste sehr beschwerlich fiel, und von denen mehrere von Zeit zu Zeit Erlaubniß erhielten, nach Montreal zu kommen, um ihre leidende Gesundheit wieder herzustellen.

Die zu Montreal und Quebec wohnenden Haupttheilhaber dagegen lebten wie große Herren, waren sehr gastfrei, und bildeten eine Art Handelsaristokratie. Die früher, als sie selbst noch Commis waren, auf den entfernten Handelsposten in der Wildniß bestandenen Abenteuer und Gefahren hatten ein inniges Freundschaftsband um sie geschlungen, so daß sie nun eine Art unzertrennlicher Brüderschaft bildeten. Viele Reisende, welche Canada vor etwa 30 Jahren zu den Zeiten der M'Tavishes, M'Gillivrays, M'Kenzies, Frobishers und anderer Magnaten des Nordwestens besuchten, als die Compagnie in ihrer reichsten Blüthe stand, gedenken noch mit Vergnügen des fröhlichen Lebens unter diesen hyperboreischen Nabobs. Besonders bei den jährlichen Versammlungen zu Fort William, unweit der großen Landfahrt am obern See, stellte die Nordwest-Compagnie all ihre Pracht und ihren ganzen Luxus zur Schau. Dorthin begaben sich jedes Jahr zwei oder drei der Geschäftsführer aus Montreal, um die von den entfernten Posten eintreffenden Wintertheilhaber zu empfangen, die während des abgelaufenen Jahres gemachten Geschäfte zu untersuchen und Plane zu neuen Jagdzügen zu entwerfen.

Die Wintertheilhaber spielten bei solchen Gelegenheiten die Rollen von Klanhäuptlingen: sie erschienen mit zahlreichem Gefolge im Fort William, wie vormals die Lehenträger der Krone bei einer Parlamentsversammlung, und wurden von ihren Oberherren, die durch ihre Pracht diese Brüder der Wildniß ganz verdunkelten, mit allem Pomp und aller Würde regierender Fürsten empfangen.

Die Geschäftsführer aus Montreal kamen, in reiche Pelze gekleidet, in riesigen Canots, befrachtet mit allem, was der Luxus nur immer bietet, und mit canadischen Voyageurs (Schiffleuten) bemannt, den Fluß herauf. Sie brachten Bäcker und Köche mit; Barken, mit Lebensmitteln und den besten Weinen beladen, folgten ihnen, und nun wurde, so lange die Versammlung dauerte, herrlich geschmaust und getrunken.

Fort William, der Schauplatz dieser wichtigen jährlichen Versammlung, war ein großes Dorf am Ufer des obern See's. Hier befand sich in einem ungeheuern hölzernen Gebäude der mit indianischen Waffen und den Trophäen des Pelzhandels ausgeschmückte Saal, wo Rath gehalten und getafelt wurde. In diesem Hause wimmelte es zu solcher Zeit von Handelsleuten und Reisenden, die sich theils von Montreal nach den Posten im Innern, theils von diesen letztern nach Montreal begaben. Die Berathungen wurden im größten Staate gehalten, denn jedes Mitglied dünkte sich so wichtig, als ob es einen Sitz im Parlamente einnähme, und das Gefolge blickte mit heiliger Scheu zu der Versammlung wie zu dem Hause der Lords empor. Man hörte da die umständlichsten Discussionen und ein derbes schottisches Raisonnement, gelegentlich mit pomphaften Declamationen untermischt..

Diese ernsten und wichtigen Berathungen wechselten mit großen Festen und Gelagen, denen ähnlich, die in den alten Schlössern der schottischen Hochlande gefeiert wurden. Die Tische bogen sich unter der Last von Wildpret aller Art aus den Wäldern, Fischen aus den Seen, und Jagdleckerbissen verschiedener Art, wie z. B. Büffelzungen, Biberschweifen u. s. w. nebst vielen Delicatessen aus Montreal, alles von geschickten Köchen zubereitet. An edeln Weinen ließ sich ebenfalls kein Mangel spüren, denn es war damals noch eine Zeit, wo man aus großen Humpen tüchtig trank, und unter bacchanalischen Gesängen loyale Toaste ausbrachte.

Während die Herren sich so gütlich thaten, und der Saal von schottischen Balladen widerhallte, von Stimmen gesungen, die der Nordwind rauh gemacht hatte, lagerte außerhalb ein großer Troß von canadischen „Reisenden" von gemischtem Blut, indianischen Jägern und umherziehenden Schmarozern, um von den Brosamen zu



tafeln, die von der Herren Tische fielen, und, von dem schneidenden Geschrei der Indianer begleitet, alte französische Balladen zu singen.

So war die Nordwest-Compagnie zur Zeit ihrer Blüthe, aber ach, wie ist sie seitdem gesunken. Zu lange vielleicht verweilten wir bei diesen umständlichen Schilderungen, allein es liegt in unserm Plan, dem Leser Scenen aus dem rauhen Leben der Wildniß vorzuführen, und wir konnten nicht umhin, diese wenigen Züge aus einer dahin geschwundenen Zeit der Vergessenheit zu entreißen, — denn die Herrlichkeit von Fort William ist zu Ende, öde und verlassen der Rathssaal, die lärmenden Toasts und alterthümlichen Vaudevilles sind verstummt, und die Herren der Seen und Wälder, die gastfreien Magnaten von Montreal, zu ihren Vätern versammelt.

Zweites Capitel.

Entstehen der Mackinaw-Compagnie. — Johann Jakob Astor. — Errichtung der americanischen Pelzhandel-Compagnie.

Der Erfolg, von dem die Unternehmungen der Nordwest-Compagnie begleitet war, reizte natürlich zu weitern Unternehmungen auf diesem offenen und dem Anschein nach unbegränzten Felde des Gewinns. Der Verkehr der Compagnie erstreckte sich hauptsächlich über die hohen nördlichen Breiten, während man wußte, daß es in den unermeßlichen bis dahin noch fast gar nicht durchforschten Landstrecken gegen Süden und Westen Ueberfluß an edelm Pelzwerk gäbe. Eine neue Gesellschaft von brittischen Kaufleuten bildete sich daher, um den Pelzhandel in dieser Richtung auszubeuten. Die Hauptfactorei wurde auf dem alten Emporium Michilimackinac errichtet, von dem die Compagnie ihren Namen erhielt, und gewöhnlich die Mackinaw-Compagnie genannt ward.

Während die Nordwest-Compagnie fortfuhr, ihre Unternehmungen von Fort William aus bis in die hyperboreischen Regionen auszudehnen, sandte die Mackinaw-Compaghie ihre leichten Piroguen und Barken auf der Green-Bai, dem Fuchsfluß und dem Wisconsin nach dem Mississippi und diesen Strom abwärts in alle seine Beiflüsse. Auf diesem Wege hoffte sie sich bald das

Monopol des Handels mit allen Stämmen an den südlichen und westlichen Gewässern und in jenen großen Landstrichen des alten Louisiana's zu erwerben.

Die Regierung der Vereinigten Staaten betrachtete jedoch den zunehmenden Einfluß der Handelsverbindungen von Ausländern auf die eingebornen Indianerstämme ihres Gebiets mit Eifersucht, und bemühte sich ihn zu schwächen. Demzufolge schickte sie im Jahre 1796 Agenten ab, um Comptoirs an der Gränze zu errichten, den Indianern die benöthigten Waaren zu liefern und so wo möglich diesen wichtigen Handelszweig in die Hände der Americaner zu spielen.

Diese Versuche blieben indeß fruchtlos, wie es mit Handelsmaßregeln gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, die von Seite einer Regierung darauf berechnet sind, den kühnen Unternehmungsgeist von Privaten zu überflügeln. Was jedoch der Regierung mit allen ihren Agenten nicht gelingen wollte, ward durch die Beharrlichkeit und den Unternehmungsgeist eines einfachen Kaufmanns zu Stande gebracht, eines Mannes, dessen Name und Charakter würdig sind, in die Annalen des Handels aufgenommen zu werden, und dessen Leben und Schicksalen die nachfolgenden Blätter größtentheils gewidmet sind. Einige kurzgefaßte Anekdoten aus seinem frühern Leben, und auf die Umstände bezüglich, die ihn für den Handelszweig bestimmten, von dem hier die Rede ist, können nicht anders als von Interesse seyn.

Johann Jakob Astor wurde in dem Dorfe Waldorf unweit Heidelberg an den Ufern des Rheins geboren. Obschon in der ganzen Einfachheit des Landlebens aufgezogen, hatte er doch von seiner frühesten Jugend an ein Vorgefühl, daß er einst zu großem Reichthum gelangen werde. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, verließ er die bescheidene Wohnung seiner Eltern und ging nach London, wo er sich zu Ende der americanischen Revolution noch immer befand. Da jedoch einer seiner älteren Brüder, seit einigen Jahren schon seinen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten gewählt hatte, so beschloß Astor sich zu diesem zu begeben und sein Glück in dem neu erstehenden Lande zu versuchen. Für das wenige aus der Heimath mitgebrachte Geld kaufte er für seinen Zweck passende Waaren ein, bestieg im November 1783 ein nach Baltimore bestimmtes Schiff, und kam im Januar in Hampton Roads an. Der Winter

war außerordentlich streng, und das Schiff wurde nebst vielen andern durch das Eis beinahe drei Monate lang in der Chesapeake-Bai aufgehalten.

Während dieser Zeit pflegten die Reisenden auf den verschiedenen Schiffen öfter ans Land zu gehen und sich in geselligen Zusammenkünften die Zeit zu vertreiben. Bei dieser Gelegenheit wurde Astor mit einem Landsmanne, einem Pelzhändler, bekannt. Da er schon früher sich gedacht hatte, daß dieses Geschäft sehr einträglich seyn müsse, so zog er bei seinem neuen Bekannten mehrere Erkundigungen in jener Hinsicht ein, die dieser ihm auch, so weit seine Kenntniß reichte, mit aller Bereitwilligkeit ertheilte. Später gingen beide nach New-York, und hier kaufte Astor, auf den Rath seines Gefährten, für das aus seinen Waaren gelös'te Geld Pelzwerk ein, mit dem er sich im Jahr 1784 nach London einschiffte, wo er es vortheilhaft absetzte. Durch diesen Erfolg ermuthigt, und mit dem Handelszweig selbst vertrauter geworden, kehrte er noch in demselben Jahre nach New-York zurück, entschlossen, sich in den Vereinigten Staaten niederzulassen.

Hier widmete er sich nun ganz dem Geschäft, mit dem er so zufällig bekannt geworden war. Er begann seine Laufbahn natürlich unter sehr beschränkten Verhältnissen, aber mit beharrlicher Betriebsamkeit, strenger Sparsamkeit und unerschütterlicher Rechtschaffenheit. Zu diesen Vorzügen gesellte sich ein aufstrebender, stets vorwärts blickender, kühner, fruchtbarer und umfassender Geist, ein durchdringender Verstand, der jeden Umstand stets vortheilhaft zu benutzen wußte, und ein merkwürdiges, unerschütterliches Vertrauen auf guten Erfolg. *)

Der Pelzhandel war bis dahin in den Vereinigten Staaten noch nicht organisirt, und man konnte nicht sagen, daß er einen eigenen regelmäßigen Geschäftszweig ausmache. Pelzwerk und Häute wur-

*) Ein Beispiel von diesem belebenden Vertrauen, das ohne Zweifel viel zu dem glücklichen Fortgang seiner Unternehmungen beitrug, haben wir aus dem Munde Astor's selbst. Als er noch fremd in New-York und in sehr beschränkten Umständen war, ging er an einer eben erst errichteten Reihe neuer Häuser in Broadway vorüber, die wegen ihrer schönen Bauart von jedermann gerühmt wurden. „Ich werde eines Tages ein noch größeres Haus als eins von diesen, und in derselben Straße bauen," sagte Astor zu sich selbst, und er hat Wort gehalten.

den von den Handelsleuten des Landes bei ihrem Verkehr mit den Indianern und weißen Jägern nebenbei gesammelt, die Hauptzufuhr aber kam aus Canada. So wie Astor's Geschäftskreis sich erweiterte, reis'te er jährlich nach Montreal, wo er von den mit diesem Handel sich beschäftigenden dortigen Häusern Pelzwerk einkaufte und es von Canada aus nach London versandte, da jener Colonie allein mit dem Mutterlande ein directer Handel gestattet war.

Im Jahr 1794 oder 1795 wurden die auf dem Handel mit den Colonien lastenden Beschränkungen durch einen Vertrag mit Großbritannien aufgehoben, und ein directer Verkehr zwischen Canada und den Vereinigten Staaten eröffnet. Astor befand sich gerade zu jener Zeit in London und schloß sogleich mit den Agenten der Nordwest-Compagnie einen Contract, der ihn in den Stand setzte, so viel Pelzwerk von Montreal aus in die Vereinigten Staaten einzuführen, als man für den heimischen Bedarf benöthigte, und das Uebrige nach den verschiedenen europäischen Ländern und nach China zu versenden, das stets der beste Markt für feines und kostbares Pelzwerk war.

Ein Artikel des erwähnten Vertrags enthielt die Bestimmung, daß die von den Britten besetzten Militärposten innerhalb der Gebietsgränzen der Vereinigten Staaten diesen übergeben werden sollten; mithin wurden Oswego, Niagara, Detroit, Michilimackinac und andere Posten auf der americanischen Seite der Seen frei und dem Handelsmann der Union der Verkehr an den Gränzen von Canada und innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten geöffnet. Nach Verlauf einiger Zeit, ungefähr gegen das Jahr 1807, betrieb Astor den Pelzhandel für eigene Rechnung. Sein Capital und seine Hülfsmittel hatten sich inzwischen bedeutend vermehrt, und er sich aus seiner beschränkten Sphäre in den Kreis der ersten Kaufleute und Capitalisten des Landes emporgeschwungen. Seines Unternehmungsgeistes ungeachtet sah er jedoch bald ein, daß die Mackinaw-Compagnie allen seinen Versuchen, directe Verbindungen mit den Indianern anzuknüpfen, große Hindernisse in den Weg lege. Es mußte also ein Plan ausgedacht werden, um mit jener Gesellschaft in erfolgreiche Mitbewerbung treten zu können.

Von dem Werth unterrichtet, den die Regierung der Vereinigten Staaten darauf legte, den brittischen Gesellschaften mit Erfolg entgegenzuarbeiten, dachte er lange darüber nach, welcher Weg zu

diesem Ende einzuschlagen sey, und kam endlich auf Mittel, deren Erfolg ihm unfehlbar schien. Er erbot sich, den ganzen Pelzhandel in americanische Hände zu leiten, wenn die Regierung ihn unterstütze, und wurde nun von dieser eingeladen seinen Plan vorzulegen. Er ward genehmigt, und im Jahr 1809 erhielt Astor von der Legislatur des Staates New-York einen Freibrief zu Bildung einer Gesellschaft unter dem Namen der „americanischen Pelz-Compagnie," mit einem Einlagecapital von einer Million Dollars, und der Befugniß es bis auf zwei Millionen zu vermehren. Er allein bildete zwar die Gesellschaft und gab das Geld her, glaubte aber, seinem Unternehmen größere Festigkeit zu verleihen, wenn er ihm den Namen einer Gesellschaft beilege.

Zwei Jahre später kaufte er, nachdem er sich mit einigen Theilhabern der Norwest-Compagnie und andern Pelzhändlern in Einverständniß gesetzt hatte, alle Actien der Mackinaw-Compagnie, verschmolz dieses Unternehmen mit dem seinigen und gab dem letztern den Namen der Südwest-Compagnie. Alles dieß geschah mit Genehmigung der americanischen Regierung.

Durch diese Uebereinkunft wurde Astor Eigenthümer der Hälfte der Besitzungen der Mackinaw-Compagnie im Lande der Indianer in den Vereinigten Staaten, und man hatte sich dahin vereinigt, daß das Ganze ihm nach Verlauf von fünf Jahren unter der Bedingung übergeben werden solle, daß die americanische Compagnie keinen Handel innerhalb des brittischen Gebiets treibe.

Unglücklicherweise wurde das Unternehmen durch den im Jahr 1812 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ausgebrochenen Krieg unterbrochen, und nach geschlossenem Frieden gänzlich aufgehoben, weil im Congreß ein Gesetz durchgegangen war, das den brittischen Pelzhändlern verbot, ihren Verkehr innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten zu betreiben.

Drittes Capitel.

Pelzhandel auf dem stillen Meere. — Russische Unternehmungen. — Entdeckung des Columbia. — Carver's Plan zu Gründung einer Niederlassung daselbst. — Mackenzie's Expedition. — Lewis und Clarke's Reise über die Rocky-Mountains. — Astors großer Handelsplan.

Während die verschiedenen bereits genannten Compagnien ihre Unternehmungen in den Wildnissen Canada's und längs der großen westlichen Ströme verfolgten, durchschifften andere Abenteurer zu gleichem Zweck den stillen Ocean an der Nordwestküste von America. Durch Cooks letzte Reise war es bekannt geworden, welch ungeheure Menge von Seeottern diese Küste bewohne, und zu welch hohen Preisen ihre Felle nach China abgesetzt würden. Sogleich warf sich eine Menge von Speculanten auf diesen Handel, der im Jahr 1792 schon 21 Schiffe verschiedener Nationen, meist aber americanischen Kaufleuten von Boston gehörig, beschäftigte. Diese Schiffe blieben gewöhnlich zwei Jahre lang an der Küste und betrieben ihren Handel von Californien bis zu den hohen nördlichen Breiten. Sie legten sich nahe ans Ufer und erwarteten die Eingebornen, die ihnen das Pelzwerk in ihren Canots zuführten. Gab es an dem einen Ort nichts mehr zu handeln, so fuhr man weiter, bis der Sommer vorüber war, und kam der Herbst, so segelte man nach den Sandwichsinseln, um dort in irgend einem bequemen Hafen zu überwintern. Im nächsten Jahr ward der Sommerhandel wieder aufgenommen, zu Californien begonnen und immer weiter nach Norden fortgesetzt; und hatte man so binnen zwei Jahren eine hinreichende Ladung von Pelzwerk zusammengebracht, so steuerte man nach China. Hier ward das Pelzwerk verkauft, Thee, Nanking und andere Waaren eingehandelt und dann nach einer Abwesenheit von drei bis vier Jahren die Heimfahrt nach Boston angetreten.

Unter allen Nationen waren jedoch die Russen diejenige, welche den Pelzhandel auf dem stillen Ocean am thätigsten und umfassendsten betrieben. Statt nur gelegentliche Reisen zu diesem Zwecke zu machen, errichteten sie regelmäßige Handelshäuser unter hohen nördlichen Breiten längs der Nordwestküste von America, und auf der aleutischen Inselkette zwischen Kamschatka und dem Vorgebirge von Alashka.

Um diese Unternehmungen zu befördern und zu beschützen, ward von der russischen Regierung einer Compagnie mit einem Capital von 260,000 Pfd. St. ein ausschließendes Privilegium verliehen, und zugleich von ihr die Souveränetät über den Theil von America, längs dessen Küste die Handelsposten errichtet worden waren, unter dem Vorwand angesprochen, daß das Land von russischen Unterthanen entdeckt und in Besitz genommen worden sey.

Da China der große Markt für das in diesen Gegenden gesammelte Pelzwerk war, so hatten die Russen über ihre Mitbewerber bei diesem Handel einen Vortheil voraus. Die letztern mußten nämlich ihr Pelzwerk nach Canton bringen, von wo aus es erst nach dem Innern des Reichs und in die nördlichen Provinzen, die dessen hauptsächlich bedürfen, versandt werden mußte. Die Russen brachten dagegen ihre Pelze auf kürzerem Wege gerade nach den nördlichen Theilen von China und waren dadurch in den Stand gesetzt, sie mit Ersparniß der Kosten für den Landtransport auf den Markt zu bringen.

Wir kommen jetzt zu dem unmittelbaren Operationsfeld der großen Unternehmung, die wir zu schildern uns vorgenommen haben. Unter den americanischen Schiffen, welche im Jahr 1792 längs der Nordwestküste Handel trieben, befand sich auch die Columbia, Capitän Gray von Boston. Im Verfolg seiner Reise entdeckte der Capitän die Mündung eines großen Flusses unter 46° 19′ nördlicher Breite. Nachdem er die Einfahrt, der Sandbänke und Klippen wegen, mit einiger Schwierigkeit bewerkstelligt hatte, ging er in einer geräumigen Bucht vor Anker. Ein bemanntes Boot wurde ausgesetzt und nach dem an der Bucht gelegenen Dorfe geschickt; allein alle Einwohner, die kranken und alten ausgenommen, ergriffen die Flucht. Die leutselige Art, mit der diese letzteren behandelt wurden, und die Geschenke, die man ihnen gab, bewogen indeß die Flüchtigen zurückzukommen und einen freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen. Diese Leute hatten niemals weder Weiße noch ein Schiff gesehen. Als sie die Columbia erblickten, hielten sie sie zuerst für eine schwimmende Insel und dann für irgend ein Ungeheuer der Tiefe; als sie aber ein Boot mit Menschen nach dem Lande rudern sahen, glaubten sie, es seyen Kannibalen, von dem großen Geiste gesandt, um das Land zu verheeren und seine Bewohner zu verschlingen. Capitän Gray ging den Fluß nicht weiter hinauf, als bis zu der erwähnten Bai, die noch

jetzt seinen Namen trägt. Nachdem er wieder in See gestochen war, traf er mit dem berühmten Entdeckungsreisenden Vancouver zusammen, den er von dem aufgefundenen Fluß in Kenntniß setzte, und ihm zugleich eine Karte von seiner Entdeckung mittheilte. Vancouver besuchte den Fluß, und sein Lieutenant Broughton befuhr ihn mit Hülfe der von Capitän Gray erhaltenen Karte hundert Meilen weit aufwärts, bis er zu einem Schneegebirg kam, dem er den Namen Mount Hood gab, den es jetzt noch führt.

Das Vorhandenseyn des Flusses war inzwischen lange schon vor Gray und Vancouver bekannt, nur wußte man außer den unbestimmten Berichten der Indianer, die von einem großen Fluß im Westen Namens Oregon sprachen, nichts Näheres. Ein spanisches Schiff soll einst an seiner Mündung gescheitert seyn, und mehrere Matrosen hatten, wie es hieß, eine Zeit lang unter den Eingebornen des Landes gelebt. Die Columbia soll indeß das erste Schiff gewesen seyn, das die regelmäßige Entdeckung machte, und so hat denn der Fluß den Namen des Schiffs erhalten.

Schon im Jahr 1763, bald nachdem die Canadas in Besitz der Engländer gekommen waren, entwarf der Capitän Jonathan Carver, der in der brittischen Provincialarmee gedient hatte, den Plan zu einer Reise durch das Festland zwischen dem 43sten und 46sten Grad nördlicher Breite bis zum stillen Ocean, um die Breite des breitesten Theiles des Landes bis zum Meer genau zu bestimmen und zugleich einen Punkt an der Küste auszuwählen, wo die Regierung zur Beförderung der Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt, oder einer Verbindung zwischen der Hudsonsbai und dem stillen Ocean einen Posten anlegen könnte. Die hiezu geeignetste Stelle wäre, wie er glaubte, in der Nähe der Anniansstraße gewesen, wo sich, wie er vermuthete, der Oregon in das Meer ergießen möchte. Seiner Meinung nach mußte eine solche Niederlassung an der äußersten Spitze America's neue Handelsquellen eröffnen, nützliche Entdeckungen befördern und eine directere Verbindung zwischen China und den englischen Colonien in Ostindien herstellen, als die bisherige um das Vorgebirge der guten Hoffnung oder durch die Magellanische Straße. Die Versuche dieses unternehmenden und kühnen Reisenden wurden zweimal vereitelt. Im Jahr 1774 vereinigte sich Richard Whitworth, ein reicher Mann und Parlamentsglied, mit ihm, und nun sollte das Unternehmen nach großem Maßstab ausgeführt

2*

werden. Die Reisenden wollten 50 bis 60 Mann, theils Handwerker, theils Matrosen, mit sich nehmen, einen der Arme des Missouri hinauffahren, in den Gebirgen die Quellen des Oregon aufsuchen und dann diesen Fluß bis zu seiner muthmaßlichen Mündung in der Annian-Straße hinabfahren. Hier hatten sie die Absicht ein Fort zu errichten, und die zu ihren Entdeckungsreisen auf dem Meer nöthigen Schiffe zu erbauen. Dieser Plan erhielt die Genehmigung der brittischen Regierung; als aber fast alle Vorbereitungen getroffen waren, machte der Ausbruch der americanischen Revolution die Ausführung des Unternehmens unmöglich.

Sir Alexander Mackenzie, der einige Jahre später die Beschreibung einer Landreise bis zum stillen Ocean herausgab, machte auf die Möglichkeit aufmerksam, diesen und den atlantischen Ocean durch eine Kette von Handelsniederlassungen mit einander in Verbindung zu setzen, welche die Nation, die sich in deren Besitz befände, zur Herrin des gesammten nordamericanischen Pelzhandels vom 48sten Grad nördlicher Breite an bis zum Pol machen müsse, den Theil allein ausgenommen, den die Russen besäßen. Denn, fügte er bei, die americanischen Abenteurer, die diesen Handel längs der Nordwestküste bis dahin betrieben hätten, würden durch ein so geregeltes Unternehmen bald verdrängt werden.

Ein Plan dieser Art war jedoch zu umfassend und weit aussehend, als daß ein Privatmann sich an dessen Ausführung hätte wagen können; nur ein Verein der durch die Genehmigung und den Schutz der Regierung gesichert war, konnte Hand an ein solches Unternehmen legen; und da sich die Hudsons-Bai- und die Nordwest-Compagnie, die eine durch ihren Freibrief und die andere durch das Recht des Besitzes, eine Art Monopol auf den Pelzhandel erworben hatten, so würden sich natürlich große Einsprüche gegen einen neuen Mitbewerber erhoben haben. Mackenzie schlug daher vor, daß die beiden genannten Gesellschaften ihre Kräfte zu dem großen Unternehmen vereinigen sollten, allein die zwischen beiden herrschende Eifersucht war zu tief gewurzelt, als daß sie einem so klugen Rath Gehör geschenkt hätten.

Inzwischen hatte sich der Sache die Aufmerksamkeit der americanischen Regierung zugewendet, die im Jahr 1804 die Herren Lewis und Clarke mit einer Untersuchung beauftragte. Diese Herren fuhren den Missouri hinauf, gingen durch die gewaltigen dem wei-

ßen Mann bis dahin noch unbekannten Schluchten der Rocky=Mountains, untersuchten die obern Theile des Columbia, und fuhren auf diesem letztern Flusse bis zu seiner Mündung hinab, bis zu der Stelle, wo ihr Landsmann Gray zwölf Jahre früher vor Anker gelegen. Hier brachten sie den Winter zu, kehrten im Frühjahr über die Gebirge zurück, und bewiesen die Möglichkeit einer Verbindung beider Meere auf die angegebene Weise.

Die Berichte dieser beiden Reisenden hatten bei Astor Wurzel gefaßt, und er beschloß, sie zu seinem Vortheil zu benützen. Sein Plan war der Hauptsache nach folgender: er wollte ein Hauptcomptoir an der Mündung des Columbia, eine Linie von Handelsposten längs dieses Flusses und des Missouri, und dann minder bedeutende Stationen im Innern und an allen Beiflüssen des Columbia errichten; diese Posten sollten ihre Bedürfnisse von dem Hauptcomptoir beziehen und diesem das gewonnene Pelzwerk zuführen. Dann wollte er an der Mündung des Columbia Küstenfahrzeuge bauen lassen, die während der günstigen Jahreszeit den Handel längs der Nordwestküste betreiben, und das erhaltene Pelzwerk ebenfalls dem Hauptcomptoir zuführen sollten. Von New=York aus sollte jährlich ein großes Schiff, mit den Bedürfnissen für das Unternehmen beladen, nach der Hauptanstalt abgehen, hier das während des ganzen Jahrs gewonnene Pelzwerk an Bord nehmen, damit nach China segeln und von dort mit chinesischen Artikeln beladen nach New=York zurückkehren.

Astor verlor den Umstand nicht aus den Augen, daß die Ausdehnung des americanischen Handels längs der Nordwestküste eine feindselige Rivalität bei der russischen Pelzhandel=Compagnie hervorrufen müßte; er dachte deßhalb daran sich der Freundschaft derselben zu versichern. Die russische Compagnie war hinsichtlich der Zufuhr von Lebensmitteln größtentheils auf Handelsschiffe aus den Vereinigten Staaten beschränkt, die der Anstalt mehr Schaden als Nutzen brachten, da sie meist Abenteurer oder Reisenden gehörten, die kein Interesse am Gedeihen des Handels nahmen, sondern nur, ihren augenblicklichen Vortheil im Auge habend, regellosen Verkehr mit den Eingebornen trieben, und selbst kein Bedenken trugen, sie mit Feuerwaffen zu versehen. Auf diese Weise wurden viele Stämme in der Nachbarschaft der russischen Posten oder innerhalb der Linie ihres Jagdgebiets in den Besitz

verderblicher Mittel zu nachdrücklicher Kriegführung gesetzt, und so zu unruhigen und gefährlichen Nachbarn gemacht.

Die russische Regierung hatte sich hierüber schon oft bei den Vereinigten Staaten beschwert und auf ein Verbot dieses Waffenhandels gedrungen; da jedoch durch denselben kein Municipalgesetz übertreten wurde, so konnte die Regierung der Union nicht einschreiten. Rußland war indeß damals fast die einzige freundschaftlich gegen die Vereinigten Staaten gesinnte Macht, und so fürchtete die Regierung der letztern mit Recht das russische Cabinet zu beleidigen, wenn dieser Handel ferner noch fortgesetzt werde. In dieser Verlegenheit wendete sie sich an Astor und forderte ihn als einen in diesem Handel erfahrnen Mann auf, einen Weg zu bezeichnen, auf dem sich das drohende Uebel vermeiden lasse, was diesen auf den Gedanken brachte, die russische Anstalt regelmäßig durch das jährlich bei der Niederlassung an der Mündung des Columbia eintreffende Schiff mit Lebensmitteln versehen zu lassen, wodurch dem den Russen so nachtheiligen Verkehr anderer Schiffe an diesem Theil der Küste gesteuert wurde.

Der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Hr. Jefferson, billigte den Plan im Namen der Regierung vollkommen und versprach dem Unternehmen allen Schutz, der sich mit seiner allgemeinen Politik vertragen würde. Astor schritt nun zu schneller Ausführung seines Vorhabens, wobei er jedoch die Concurrenz eines weitern Rivalen zu fürchten hatte. Die Nordwestcompagnie, zum Theil noch nach den Rathschlägen ihres frühern Agenten, Sir Alexander Mackenzie, handelnd, hatte einen oder zwei Handelsposten jenseits der Rocky Mountains in einem von jenem unternehmenden Reisenden besuchten und seitdem Neu Caledonien genannten Landstrich angelegt. Dieser Landstrich liegt ungefähr 2° nördlich vom Columbia, zwischen dem Gebiet der Vereinigten Staaten und dem Rußlands; seine Länge beträgt gegen 550 Meilen, und die Breite, von den Gebirgen bis zum stillen Ocean, zwischen 300 und 350 geographische Meilen.

Bestand die Nordwestcompagnie darauf, ihren Handel bis dorthin auszudehnen, so mußte eine solche Concurrenz sich höchst nachtheilig für Astors Plane erweisen. Die Nordwestcompagnie stand durch mancherlei Beschränkungen und Hindernisse allerdings im Nachtheil: auf der einen Seite war sie durch die Rivalität

der Hudsonsbai-Compagnie gehemmr, dann hatte sie keine guten Posten am stillen Ocean, durch die sie ihre Bedürfnisse für die Anstalten jenseits der Gebirge zur See hätte beziehen können, und konnte auch, wenn sie deren gehabt hätte, ihr Pelzwerk von da nicht nach China, dem großen Markt für den Pelzhandel, verschiffen, weil der chinesische Handel mit in dem Monopol der ostindischen Compagnie begriffen war. Ihre Posten jenseits der Gebirge mußten mittelst jährlicher Expeditionen, gleich Karawanen, von Montreal aus mit dem Nöthigen versehen und das Pelzwerk auf demselben langen, gefahrvollen und kostspieligen Weg durch den Continent als Rückladung geführt worden, während Astor seine Anstalt an der Mündung des Columbia zur See versehen und die daselbst gesammelten Pelzwaaren direct nach China verschiffen konnte.

Die Concurrenz zweier rivalisirenden Compagnien westlich von der Rocky Mountains konnte indeß für beide nicht anders als schädlich seyn, und mußte, sowohl für den Handel als auch für die Indianer, alle die Nachtheile im Gefolge haben, von denen ähnliche Rivalitäten in den Canadas begleitet waren. Um dem zu begegnen, setzte Astor die Agenten der Nordwestcompagnie von seinem Plane in Kenntniß und machte ihnen den Vorschlag, sie bei dem zu eröffnenden Unternehmen zu einem Drittheil zu interessiren. Die Unterhandlungen begannen; der Compagnie leuchteten die Vortheile, welche mit der Ausführung des Astor'schen Planes verknüpft waren, vollkommen ein, allein sie hatte sich durch ihre in Neu-Caledonien angelegten Posten in Besitz eines Handelsmonopols jenseits der Gebirge gesetzt, das sie mit einem Manne durchaus nicht theilen wollte, der sich bereits im atlantischen Handel als ein so furchtbarer Nebenbuhler erwiesen hatte. Sie hoffte vielmehr durch rasches Zuvorkommen, ehe Astor seine Plane in Ausführung bringen könnte, die Mündung des Columbia für sich zu gewinnen und, hätte sie diesen Schlüssel des Binnenhandels nur erst in ihrer Gewalt, das ganze Land offen vor sich zu haben. Nach längern Unterhandlungen und Verzögerungen lehnte sie endlich den ihr von Astor gemachten Vorschlag ab, schickte aber gleich darauf eine Expedition nach der Mündung des Columbia ab, um einen Posten daselbst zu errichten, noch ehe Astor dorthin gelangen könnte.

Da Astor seine Anerbietungen zurückgewiesen sah, ging er Angesichts der mächtigen Nordwestcompagnie furchtlos an die Aus-

führung seines Unternehmens. War seine Hauptanstalt an der Mündung des Columbia einmal errichtet, so durfte er mit Recht auf weitern Erfolg bauen. In den Stand gesetzt, dieselbe zur See reichlich mit allen Bedürfnissen zu versorgen, konnte er seine übrigen Posten nach jeder beliebigen Richtung hin an den Flüssen aufwärts und längs der Küste errichten, und so, indem er die Eingebornen zu niedrigern Preisen mit den ihnen nöthigen Artikeln versah, die Nordwestcompagnie nöthigen, ihre Mitbewerbung aufzugeben, Neu-Caledonien zu verlassen und sich auf die andere Seite der Gebirge zurückzuziehen. Dann kam er in Besitz nicht nur des Handels am Columbia und seiner Nebenflüsse, sondern auch der weiter nach Norden gelegenen an die russischen Besitzungen gränzenden Gegenden.

Astor gab sich nunmehr alle Mühe, geschickte Agenten und Mitarbeiter für sein Unternehmen zu gewinnen, die nicht nur erfahren im Handel mit den Indianern, sondern auch an das Leben in der Wildniß gewöhnt wären. Unter den Commis der Nordwestcompagnie befanden sich mehrere sehr fähige und erfahrene Männer, die ihre Probezeit bereits ausgedient hatten, aber entweder aus Mangel an Unterstützung, oder weil sich eben keine Stellen erledigt fanden, noch nicht befördert worden waren. Diese mit ihrer Stellung natürlich sehr unzufriedenen Leute warteten nur auf Gelegenheit ihre Talente und Kenntnisse auf eine ihren Interessen besser zusagende Weise verwenden zu können.

Astor machte ihnen seine Anträge, und es gelang ihm drei derselben für sich zu gewinnen. Einer von diesen, Alexander Mac Kay, hatte Sir Alexander Mackenzie auf seinen beiden Expeditionen nach der Nordwestküste von America in den Jahren 1789 und 1793 begleitet. Die beiden andern waren Duncan Mac Dougal und Donald Mac Kenzie. Zu diesen gesellte sich noch Hr. Wilson Price Hunt von New Jersey. Dieser letztere, Bürger der Vereinigten Staaten und ein Mann von hoher Rechtschaffenheit, ward von Astor zum Hauptagenten und Vertreter seiner Person bei dem auszuführenden Unternehmen gewählt.

Am 23 Junius 1810 wurde zwischen Astor und den genannten Herren ein Vertrag unterzeichnet und die Gesellschaft unter der Firma der Pelzhandelcompagnie des stillen Oceans organisirt. Den Artikeln dieses Vertrags zufolge sollte Astor Chef der

Compagnie seyn und deren Angelegenheiten zu New-York besorgen. Er verpflichtete sich, Waaren zum Tauschhandel, Lebensmittel, Waffen, Schießbedarf und alles zum Unternehmen Nöthige für den Kostenpreis und bis zum Betrag von 400,000 Dollars zu liefern. Der Fonds der Compagnie sollte in hundert gleiche Theile getheilt werden, von denen 50 zur Verfügung Astors blieben, die übrigen fünfzig aber den Theilhabern und deren Genossen überlassen werden sollten.

Astor hatte ferner das Recht, auch noch andere Personen in den Verband aufzunehmen, von denen jedoch zwei wenigstens Kenntniß von dem indianischen Handel besitzen mußten, und von denen keiner auf mehr als drei Antheile Anspruch haben sollte.

Jährlich sollte die Compagnie am Columbia eine Versammlung halten, um die Geschäfte zu prüfen und zu ordnen, bei welcher die Abwesenden sich vertreten lassen und unter gewissen vorgeschriebenen Bedingungen auch ihre Stimmen übertragen konnten. Die Gesellschaft sollte, wenn das Unternehmen Erfolg hätte, zwanzig Jahre bestehen, doch stand es den Theilhabern frei, sie nach Verlauf der ersten fünf Jahre wieder aufzulösen, wenn ihnen dieß vortheilhaft erscheinen würde, und auf diesen Fall machte Astor sich verbindlich, allen sich etwa ergebenden Verlust zu tragen. Nach fünf Jahren mußte dieser jedoch von den Theilhabern nach Maßgabe ihrer verschiedenen Antheile übernommen werden.

Die Theilhaber der zweiten 50 Actien waren verpflichtet alle ihnen durch Stimmenmehrheit von der Compagnie an der Nordwestküste zugewiesenen Geschäfte getreulich zu erfüllen und sich überall hinzubegeben, wohin sie durch Ausspruch der Majorität geschickt werden würden.

Ein auf fünf Jahre ernannter Agent, zu welchem Posten zuerst Hr. Hunt gewählt wurde, sollte seinen Wohnsitz in der Hauptanstalt an der Nordwestküste haben, und erheischte ein Geschäft an einem andern Ort seine Gegenwart, so mußte in allgemeiner Versammlung ein Stellvertreter ernannt werden.

Dieß waren die Hauptbedingungen des Vertrags; wir kommen nun zu den abenteuerlichen See- und Landexpeditionen, die durch das Unternehmen hervorgerufen wurden.

Viertes Capitel.

Zwei Expeditionen werden ausgerüstet. — Der Tonquin und Capitain Thorn. Die canadischen „Reisenden." — Ankunft zu New-York. — Instructionen.

Zu Ausführung seines umfassenden Planes organisirte Astor zwei Expeditionen, die eine zur See, die andere zu Lande. Die erstere sollte die Commis nebst sämmtlichen Vorräthen, den Schießbedarf und die nöthigen Handelsartikel an Bord nehmen und an die Mündung des Columbia bringen, um dort einen befestigten Posten zu errichten. Die zweite, von Herrn Hunt geführt, sollte den Missouri hinaufgehen, die Rocky Mountains überschreiten, um sich an denselben Punkt zu begeben und zugleich die Stellen zu bezeichnen, wo es zweckmäßig seyn würde, Handelsposten anzulegen.

Zur See-Expedition wurde ein schönes Schiff, der Tonquin genannt, von 290 Tonnen mit 20 Matrosen und 10 Kanonen angeschafft, und mit allem zu dem Unternehmen Nöthigen beladen. Außerdem hatte man auch noch das Geripp eines Schooners an Bord, der an Ort und Stelle ausgerüstet und als Küstenfahrzeug verwendet werden sollte. Auch Sämereien zum Anbau des Bodens wurden nicht vergessen. Das Commando über dieses Fahrzeug wurde dem mit unbestimmtem Urlaub entlassenen Lieutenant in der Marine der Vereinigten Staaten, Jonathan Thorn, übertragen, einem Manne voller Muth und Entschlossenheit, der sich schon im Krieg gegen Tripolis ausgezeichnet hatte. Vier von den Theilhabern sollten sich auf dem Tonquin einschiffen, nämlich die Herren Mac Dougal — Vertreter Astors in Abwesenheit des die Landexpedition leitenden Herrn Hunt — Mac Kay, David Stuart und dessen Neffe, Robert Stuart.

Außer diesen Theilhabern gingen noch 12 Commis mit dem Schiff ab, worunter mehrere geborne Canadier, die Erfahrung im Handel mit den Indianern hatten. Diese waren gegen einen jährlichen Gehalt von hundert Dollars, der jedoch erst nach Verlauf einer fünfjährigen Dienstzeit bezahlt wurde, und 40 Dollars jährlich für Kleidung, in Dienst der Compagnie genommen. Im Fall schlechter Aufführung konnten sie, unter Verlust des bereits verdienten Gehalts, entlassen werden; war man jedoch zufrieden mit

ihnen, so erblühte ihnen die Aussicht einst als Theilhaber aufgenommen zu werden. Ihr Interesse war demnach bis zu einem gewissen Grad mit dem der Compagnie identificirt.

Auch mehrere für die Colonie nützliche Handwerker sollten mit eingeschifft werden, so wie auch dreizehn canadische „Reisende", die sich auf fünf Jahre verpflichtet hatten. Da diese Leute in unserer Erzählung eine bedeutende Rolle spielen, so dürfte eine kleine Skizze von ihnen hier nicht unwillkommen seyn.

Die canadischen „Reisenden" bilden eine Art Brüderschaft, gleich den Arrieros in Spanien, und werden, wie diese, zu langen Binnenreisen oder Handelsexpeditionen verwendet, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Arrieros zu Lande, die canadischen „Reisenden" aber zu Wasser gehen — jene mit Pferden und Maulthieren, diese mit Barken und Canots. Sie danken ihre Entstehung dem Pelzhandel, denn die französischen Pelzhändler waren die ersten, welche sie bei ihren abenteuerlichen Expeditionen auf den labyrinthischen Seen und Flüssen des unermeßlichen Binnenlandes verwendeten. Sie entstanden mit den bereits erwähnten „Waldläufern" zu gleicher Zeit, und pflegten wie diese die Zwischenzeit von einer ihrer gefährlichen Expeditionen zur andern im Müßiggange und unter rauschenden Vergnügungen hinzubringen. Binnen kurzem vergeudeten sie auf solche Weise die Früchte langer Anstrengung und thaten es in Sorglosigkeit und Leichtsinn ihren Nachbarn, den Indianern, gleich.

Als Canada in die Hände der Engländer fiel und die französischen Handelshäuser sich auflösten, ging es den Reisenden und den Waldläufern lange Zeit sehr schlecht. Es kostete ihnen viele Mühe sich in den Dienst der in Sitten, Gebräuchen und Sprache von ihren vormaligen Herren so verschiedenen neuen Ankömmlinge einzugewöhnen. Nach und nach fügten sie sich jedoch in die Veränderung und betrachteten endlich die brittischen Pelzhändler, un besonders die Mitglieder der Nordwestcompagnie, als die legitimen Herren der Schöpfung.

Die Kleidung dieser canadischen „Reisenden" ist ein Mittelding zwischen der der Indianer und der europäischen Colonisten. Sie tragen eine Art Oberrock aus einer wollenen Decke gemacht, ein Hemd von gestreiftem Baumwollenzeug, Pantalons von Tuch oder Beinkleider von Leder, Mocassinen von Hirschfellen und einen

Gürtel von buntfarbiger Wolle, an dem das Messer, der Tabaksbeutel und anderes Geräthe hängt. Ihre Sprache ist eben so bizarr als ihre Tracht; sie ist ein französisches mit indianischen und englischen Wörtern und Redensarten ausgestattetes Patois.

Das Leben der canadischen „Reisenden" verstreicht unter mühseligen und weiten Pilgerfahrten für jeden, der sie in Sold nehmen will, hauptsächlich aber für die Pelzhändler. Sie sind meist von französischer Abkunft, und haben alle die Munterkeit und Sorglosigkeit geerbt, durch die ihre Vorfahren sich auszeichneten. Ein unerschöpflicher Vorrath von Anekdoten und Liedern steht ihnen zu Gebote, und stets sind sie zum Tanz bereit. Statt jener Rohheit und Grobheit, welche Leuten gewöhnlich anzuhängen pflegen, die sich mit schwerer mühsamer Arbeit beschäftigen, sind die canadischen „Reisenden" stets voller Höflichkeit und Gefälligkeit. Bei jeder Gelegenheit leisten sie sich gegenseitig kleine Dienste, trösten und heitern sich in ihren Mühsalen auf und nennen sich, auch wenn kein Verwandtschaftsband besteht, untereinander Bruder und Vetter.

Es kann in der ganzen Welt keine ihren Obern ergebenern, mehr zu Ertragung von Beschwerden fähigen und bei allen Entbehrungen fröhlichern Leute geben, als diese canadischen „Reisenden" sind. Nie fühlen sie sich glücklicher, als wenn sie mit großer Anstrengung einen Fluß aufwärts oder an den Ufern eines Sees hinsteuern, und dann die Nacht unter freiem Himmel schwatzend um ein Feuer gelagert hinbringen. Sie sind sehr geschickte Schiffleute, die das Ruder gut zu führen wissen, und im Stande von Morgen bis Abend zu arbeiten, ohne daß ihnen auch nur ein unwilliges Wort entfährt. Während der Fahrt singt der, der am Steuer steht, irgend ein altes französisches Vaudeville; die Ruderschläge der Uebrigen geben den Tact; und der Schlußvers wird im Chor wiederholt. Fühlen sie sich zufällig abgespannt oder verdrießlich, so darf man nur eins ihrer Lieblingslieder anstimmen, um sie sogleich wieder in Gang zu bringen. Wie oft haben die Echos der canadischen Flüsse diese alten französischen Lieder wiederholt, die seit den frühesten Tagen der Colonie vom Vater auf den Sohn übergegangen sind. Welch' angenehmen Eindruck macht es nicht, wenn man beim Sinken eines schönen Sommertags eine Barke die klaren Gewässer eines Sees durchschneiden, und die Ruder nach dem Tact eines jener alten

Gesänge bewegen sieht, oder wenn unter fröhlichen Melodien, der aufgehenden Sonne entgegengesungen, ein Chor dieser Reisenden von der mächtigen Strömung einen der majestätischen Flüsse Canada's hinabgetrieben wird.

Doch ach, wir sprechen da von Dingen, die raschen Schrittes ihrem Ende entgegen eilen. Die sinnreichen Erfindungen der Mechanik verscheuchen alle Poesie; die Dampfschifffahrt entkleidet unsre Flüsse und Seen alles Wilden und Romantischen, und die Steamers haben sich den canadischen „Reisenden" eben so unheilbringend erwiesen als den Schiffleuten des Mississippi. Der Ruhm der canadischen „Reisenden" ist verschollen; sie sind nicht mehr die Herren unsrer Binnenseen und die großen Schiffer der Wildniß. Noch begegnet man wohl hie und da leichten Fahrzeugen, deren Mannschaft Zelte am Ufer aufschlägt und Feuer anzündet, allein sie besuchen jetzt nur noch die seichten Flüsse, wohin Dampfboote nicht dringen können. Noch einige Jahr, und die canadischen „Reisenden" werden ganz verschwunden seyn; ihre Gesänge sterben mit den Echos dahin, von denen sie unlängst noch wiederholt wurden. Sie werden vergessen werden und gleich ihren Gefährten, den Indianern, nur noch in dichterischen Träumen von vergangenen Zeiten wieder aufleben.

Einen Beweis von ihrem lustigen Humor und dem Stolz auf ihr Gewerbe gaben diese Leute durch die abenteuerliche Weise, in welcher sie ihren Einzug in New-York hielten, um sich den Unternehmern der Expedition anzuschließen. Sie hatten beschlossen, dem Volk den Anblick eines canadischen Boots mit canadischen Schiffleuten vorzuführen. Zu diesem Ende verfertigten sie sich ein großes, aber leichtes Canot aus Rinde, wie man sie zum Pelzhandel verwendet, führten es auf einem Wagen von den Ufern des Lorenzo bis zum See Champlain, fuhren auf ihrem Canot von dem einen Ende desselben bis zum andern, luden es dann wieder auf einen Wagen und fuhren es bis nach Lansingbourgh, wo sie es auf dem Hudson wieder ins Wasser ließen. Diesen Fluß fuhren sie an einem schönen Sommertage unter fröhlichen Gesängen und so gewaltigem Jubel hinab, daß die ehrlichen holländischen Ansiedler in den Uferdörfern eine Bande Wilder zu sehen glaubten. Unter vollem Chorgesang, von tactmäßigem Ruderschlag begleitet, fuhren sie am Abend um New-York herum, zur großen

Verwunderung der Bewohner, die auf ihren Gewässern noch niemals Zeugen einer ähnlichen nautischen Erscheinung gewesen waren.

So bunt zusammengewürfelt waren die Abenteurer, die sich auf dem Tonquin zu einer so gefahrvollen Unternehmung einschiffen sollten. Während sie sich noch im Hafen und auf dem trocknen Lande herumtrieben und mit den Zurüstungen zur Reise beschäftigt waren, stimmte der Reiz der Neuheit alles fröhlich, und manches Luftschloß stieg empor, vom rosigen Schimmer der Phantasie beleuchtet. Die Canadier besonders, die bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit viel Aehnliches mit den Gascognern haben, konnten des Prahlens mit dem, was sie alles auszuführen gedächten, kein Ende finden; während jene, die bereits bei der Nordwest-Compagnie in Dienst gestanden, sich mit ihrer Kühnheit und ihrer Fähigkeit brüsteten, Beschwerden und Entbehrungen zu erdulden. Wenn Astor auf die Gefahren aufmerksam machte, die man zu bestehen haben werde, so nahmen sie solche Bemerkungen mit Verachtung und der Aeußerung auf: sie seyen „Nordwesters," Leute, die an Beschwerden gewöhnt wären und sich weder um Wind noch Wetter kümmern. Sie könnten schlecht leben, auf schlechtem Lager schlafen, Hunde essen — kurz, sie seyen bereit zum Besten des Unternehmens alles zu thun und zu leiden. Trotz aller dieser schönen Versicherungen baute Astor dennoch nicht zu viel auf die Beständigkeit und Ausdauer dieser leichtsinnigen Menschen. Zudem hatte er auch Nachricht erhalten, daß eine Kriegsbrigg von Halifax, wahrscheinlich auf Anstiften der Nordwest-Compagnie, an der Küste auf den Tonquin laure, um die an Bord desselben befindlichen Canadier als brittische Unterthanen anzuhalten und so die Reise zu unterbrechen. Es war damals gerade eine ängstliche Zeit; die Verhältnisse zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien wurden mit jedem Tage bedenklicher und deuteten auf den Krieg, der bald darauf ausbrach. Als Vorsichtsmaßregel verlangte daher Astor von den canadischen „Reisenden," daß sie, da sie im Begriff stünden, in Dienst eines americanischen Vereins zu treten und innerhalb der Gebietsgränzen der Vereinigten Staaten zu leben, den Naturalisationseid als americanische Bürger leisten sollten, wozu alle sich erklärten und ihm bald darauf auch die Versicherung gaben, daß es bereits geschehen sey. Erst nachdem sie bereits abgesegelt waren, kam Astor dahinter, daß sie ihn belogen hatten.

Das Vertrauen Astors wurde indeß auch noch von einer andern Seite her mißbraucht. Zwei von den Theilhabern, beide Schotten und vor kurzem noch im Dienst der Nordwest-Compagnie, hegten Besorgniß hinsichtlich eines Unternehmens, das den von der brittischen Flagge beschützten Interessen und Anstalten ähnlicher Art hemmend entgegentreten konnte. Sie machten deßhalb dem damals gerade in New-York anwesenden brittischen Gesandten, Hrn. Jackson, im Geheim die Aufwartung, und setzten diesen von dem ihnen im Vertrauen mitgetheilten Plan, dessen Erfolg noch dazu hauptsächlich davon abhing, daß er geheim gehalten wurde, in Kenntniß, indem sie ihn zugleich fragten, ob sie, als brittische Unterthanen, wohl Theil an der Ausführung nehmen könnten, ohne ihre Pflicht zu verletzen. Die Antwort des Gesandten beschwichtigte ihre Bedenklichkeiten, und Herr Jackson konnte nicht umhin, einen Mann zu bewundern, der so wie Astor auf eigne Gefahr und Kosten ein so großes Unternehmen wagte.

Den von den eben genannten Herren gethanen Schritt erfuhr Astor erst später, denn sonst würde er wohl das in sie gesetzte Vertrauen zurückgenommen haben. Um jeder Unterbrechung der Reise von Seite der Kriegsbrigg vorzubeugen, wendete sich Astor an den damals in New-York befehligenden Commodore Rodgers, und bat ihn um sicheres Geleit für die Fahrt des Tonquin an der Küste. Da der Commodore aus hoher amtlicher Quelle die Versicherung erhielt, wie hohes Interesse die Regierung an der Expedition nehme, so sendete er dem Capitän Hull, der damals mit der Fregatte Constitution vor dem Hafen kreuzte, den Befehl, dem Tonquin den nöthigen Schutz zu gewähren.

Am Tag vor der Einschiffung richtete Astor an die vier Theilhaber, die mit dem Tonquin abgehen sollten, ein Schreiben das ihre Instructionen enthielt. Auf das dringendste ermahnte er sie, einig unter sich zu seyn, und über jede Meinungsverschiedenheit, in allem, was auf das Interesse des Unternehmens Bezug habe, die Stimmenmehrheit entscheiden zu lassen. Eben so empfahl er ihnen, sich bei der Ankunft an dem Ort ihrer Bestimmung vorsichtig zu benehmen, um bei den Wilden, mit denen sie zu verkehren haben würden, eines günstigen Eindrucks gewiß zu seyn. „Findet ihr sie euch geneigt," sagte er unter Anderm, „so zeigt euch eben so wohlwollend gegen sie; ist dieß aber der Fall nicht, so benehmt euch vorsichtig

und gemessen und sucht sie zu überzeugen, daß ihr als Freunde zu ihnen gekommen seyd.“

Aehnliche Instructionen erhielt Capitän Thorn, dem Astor dringend empfahl, für seine und seiner Leute Gesundheit Sorge zu tragen und Eintracht und gute Laune an Bord des Schiffs zu erhalten. Zudem warnte er ihn noch, den Freundschaftsbezeugungen der Indianer nicht zu sehr zu trauen. „Ich muß Sie,“ sagte er, „dringend bitten, bei Ihrem Verkehr mit den Küstenbewohnern besonders vorsichtig zu seyn, denn alle Unfälle, von denen man bis jetzt gehört hat, entsprangen aus dem zu blinden Vertrauen, das man in die Indianer setzte.“

Die Folge wird lehren, wie klug diese Rathschläge waren, und wie das Unheil, welches über die Reisenden hereinbrach, nur eine Folge der Vernachlässigung derselben war.

Fünftes Capitel.

Abfahrt des Tonquin. — Strenges Commando Thorns an Bord, und daraus entspringende Zerwürfnisse. — Zwistigkeiten an Bord. — Die Falklands-Inseln. — Ankunft auf Owyhee.

Am 8 September 1810 segelte der Tonquin im Geleite der Fregatte Constitution ab. Der Wind blies frisch aus Südwest, und bald verloren die Reisenden das Land aus dem Gesicht. Der befürchtete Aufenthalt unterblieb, und die Fregatte kehrte daher wieder um, den Tonquin seinem Schicksal überlassend.

Die von Astor so dringend empfohlene und in den ersten Augenblicken der Begeisterung so heilig versprochene Eintracht wurde gleich anfangs durch ernste Mißverständnisse getrübt. Capitän Thorn war ein ehrlicher, aber unbeugsamer, unter der auf Kriegsschiffen herrschenden strengen Disciplin großgezogener Mann, der an Bord seines Fahrzeugs unumschränkter Herr und Gebieter seyn wollte. Zudem scheint es, daß er keine sonderlich gute Meinung von den Leuten hatte, die seine Reisegefährten seyn sollten; ihr Prahlen von dem Muth, mit welchem sie Beschwerden aller Art zu ertragen im Stande seyen, war ihm zuwider, er hielt sie für Landstreicher

und war entschlossen sie dem gemäß zu behandeln. In seinen Augen war Astor, der Vater des Unternehmens, der das Geld hergab und jeden Verlust trug, sein eigentlicher Herr, und die Uebrigen betrachtete er nur als Untergebene, als Agenten, die auf Astors Kosten lebten. Von dem Zweck und der Natur des Unternehmens selbst hatte er nur einen sehr beschränkten Begriff, da er es einzig nach dem bei der Ausführung desselben ihm angewiesenen Antheil von Wirksamkeit bemaß, und alles, was ihm bei Ausübung seiner nautischen Pflichten in die Quere kam, regte seine Leidenschaftlichkeit auf.

Die Theilhaber dagegen, im Dienst der Nordwest-Compagnie aufgezogen, hegten eine sehr hohe Meinung von der Wichtigkeit und Würde ihrer Stellung. Sie betrachteten sich schon als auf gleicher Stufe mit den Magnaten jenes Vereins stehend, zu denen sie in ihren frühern Verhältnissen als zu den Großen der Erde empor gesehen hatten, und waren sehr geneigt, die so plötzlich erlangte Würde mit Anmaßung zur Schau zu tragen. Zudem waren sie durch Astor selbst vor dem Capitän gewarnt worden, indem er ihnen denselben als einen Hitzkopf schilderte, der aber sein Schiff trefflich commandiren, und im Fall eines Gefechts sich als ein in Gefahren erprobter Mann beweisen würde.

Auf solche Weise war es natürlich, daß man sich gegenseitig nicht mit den günstigsten Blicken ansah, und man darf sich nicht wundern, daß die Parteien bald in Zusammenstoß geriethen. In der ersten Nacht schon begann Thorn seine Kriegsschiffsdisciplin damit, daß er befahl um 8 Uhr alle Lichter in der Cajüte auszulöschen. Der Stolz der Theilhaber war sogleich aufgeregt, denn sie sahen eine solche Verfügung als einen nicht zu duldenden Eingriff in ihre Rechte an, da sie sich, ihrer Meinung nach, an Bord ihres eigenen Schiffes befanden, wo sie nach Gefallen handeln könnten. Hr. Mac Dougal warf sich zum Sprecher in der Sache auf. Er war ein lebhafter, reizbarer, jähzorniger und ruhmrediger kleiner Mann, der sich, als Stellvertreter Astors, nicht wenig einbildete. Ein heftiger Zank brach los, bei dem Thorn drohte, er werde die Theilhaber in Ketten legen lassen, wenn sie sich widerspänstig zeigten, worauf Mac Dougal eine Pistole ergriff und den Capitän zu erschießen drohte, wenn er es wagen würde, sich eine so schimpfliche Behandlung zu erlauben. Es brauchte ziemlich lange, bis es den gemäßigten Zuschauern gelang, die erzürnten Parteien zu besänftigen.

Die Commis standen bei dem Capitän um nichts besser in Gnade, und es schien fast, als ob er alle Landratten an Bord des Schiffs für eine Art unnützen Plunders ansehe, der ihm allenthalben im Wege stand. Die armen canadischen „Reisenden" reizten seinen Unwillen ganz besonders durch ihre Nachlässigkeit und Unsauberkeit, die einen Mann, der, so wie er, an die auf einem Kriegsschiff herrschende Reinlichkeit gewöhnt war, natürlich unerträglich seyn mußten. Diese armen Süßwasserschiffer, auf dem festen Lande so ruhmredig, verloren auf offner See allen guten Muth. Tage lang duldeten sie, in sehr unsauberm Zustand auf ihr Lager hingestreckt, alle Qualen der Seekrankheit, oder schlichen dann und wann in schmutzigen Nachtmützen und in Mäntel oder Decken gehüllt mit eingefallenen Gesichtern und trüben Augen gleich Gespenstern auf das Verdeck, wo jeden Augenblick ein anderer an die Seiten des Schiffs hinwankte, um zum unendlichen Verdruß des Capitäns seinen Tribut windwärts zu entrichten.

Unter solchen Umständen konnte es natürlich nicht an Mißhelligkeiten zwischen dem Capitän und der Mannschaft fehlen. Der erstere ging in seinem Eifer für die Reinlichkeit und Gesundheit seines Schiffs so weit, daß er die armen canadischen „Reisenden" sammt ihren Leidensgefährten, von ihrem Faulbett, wie er sich ausdrückte, aufjagte, sie zwang, ihr Gemach zu lüften, sich und ihre Kleidung und Geräth zu waschen und sich tüchtige Bewegung zu machen.

Auch dann, als alle wieder genesen waren und sich an die Lebensweise auf dem Schiff gewöhnt hatten, hörte der Unwille des Capitäns noch nicht auf sich Luft zu machen; denn nun gab sich ein Appetit unter der Mannschaft kund, der die Mundvorräthe mit Vernichtung bedrohte. Was ihn besonders aufbrachte, war die Leckerhaftigkeit einiger der Cajütenpassagiere, die stets Klage über die Schiffsküche führten, obschon der Tisch mit frischem Schweinfleisch, Schinken, Zungen, geräuchertem Rindfleisch und Puddings besetzt war.

Als man im Verfolg der Reise unter das angenehme tropische Klima kam, wurde der Unmuth des Capitäns wieder auf andere Weise rege. Hatte ihm bisher die heftige Gemüthsart des einen der Theilhaber Verdruß gemacht, so ärgerte er sich jetzt über die frohe Laune eines andern, des ältern Stuart nämlich. Dieser war in Canada und an der Küste von Labrador gewesen, und hatte schon

mehrere Expeditionen mit den canadischen „Reisenden" unternommen. Deßhalb war er auch an die Vertraulichkeit gewöhnt, welche zwischen diesen Leuten und ihren Vorgesetzten herrscht, und nie fühlte er sich glücklicher, als wenn er so ganz im Lagerstyl in Gesellschaft einer Anzahl jener „Reisenden" auf dem Verdeck sitzen, mit ihnen auf indianische Weise — wobei die Pfeife im Kreis herumgeht — rauchen, alte canadische Schifferlieder singen und von seinen Abenteuern erzählen konnte, wobei er „Sindbad den Weitgereisten," in den Mährchen der Tausend und einen Nacht, noch überbot. Diese schwatzende Vertraulichkeit verletzte des Capitäns Begriffe von Rang und Subordination, und nichts war ihm so zuwider als diese Gemeinschaft der Pfeife zwischen Herr und Diener, und der Chorus dieser fremdländischen Schifferlieder.

Eine weitere Quelle des Verdrusses für ihn waren einige der jungen Commis, die zum ersten Male eine so weite Reise machten und ein Tagebuch führten, in welches sie alles aufzeichneten, was ihnen begegnete. Diese literarische Bemühung war dem Capitän ein Gräuel. „Das Sammeln von Materialien zu langen Reisebeschreibungen," sagte er in einem seiner Briefe an Astor, „scheint ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen." Man kann sich demnach leicht denken, wie ärgerlich der wackere Seemann geworden seyn muß, wenn diese jungen Leute sich beeilten auch den unbedeutendsten Vorfall in ihre Tagebücher einzutragen, oder was für zornige Blicke er rechts und links spendete, wenn er aufs Verdeck kam, um seine Befehle auszutheilen, und sich nun von singenden, rauchenden, schwatzenden und schreibenden Gruppen umringt sah, die, seiner Meinung nach, nur die Zeit tödteten, statt den großen Zweck der Reise im Auge zu haben.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Capitän, seinen Begriffen nach, nicht so ganz Unrecht haben mochte. Obschon viele von den Passagiers durch diese Reise viel gewinnen konnten, so hatte doch keiner einen positiven Verlust zu befürchten. Es waren meist junge lebensfrohe Leute, die, da sie mit günstigem Wind unter herrlichem Klima, auf spiegelglatter See in einem wohl verproviantirten Schiff dahin fuhren, glaubten, die Reise gehe in ein gelobtes Land, und schon im Geist in den Genüssen schwelgten, die sie dort zu finden hofften. Das jungen Leuten, die ihre erste Reise machen, so natürliche dringende Verlangen, fremde Länder zu sehen und Gegenden zu

besuchen, die in der Geschichte oder durch die Sage berühmt geworden sind, wurde von einigen der Theilhaber und Commis ausgesprochen, als man an solchen in Ruf gekommenen Küsten vorüber fuhr. Dem Capitän aber, der solche Punkte nur mit praktischem Blick betrachtete und für den sie nur insofern Interesse hatten, als sie auf seiner Seekarte angegeben waren, erschien eine solche Neugier höchst überflüssig und kindisch. „Während des ersten Theils unsrer Reise," schrieb er an Astor, „schienen sie es darauf angelegt zu haben, sagen zu können, sie seyen in Afrika gewesen, und bestanden deßhalb darauf, daß ich am Cap Verd vor Anker gehen solle. Dann wollten sie sich wieder an der Küste von Patagonien aufhalten, um die riesenmäßigen Bewohner derselben zu beschauen, und ein andermal sollte ich durchaus mit ihnen die Insel besuchen, wo Robinson Crusoe so lange gewohnt haben soll. Endlich wollten sie gar noch die schönen Bewohner der Osterinsel kennen lernen."

Allen diesen Wünschen begegnete Thorn mit der peremtorischen Erklärung, daß ihre Erfüllung „gegen seine Instruction laufe." Nach allem diesem konnte es von Seite der Theilhaber nicht an Ausbrüchen des Unwillens fehlen, bei denen selbst Astor nicht geschont wurde, weil er Befehle zu Beaufsichtigung des Schiffs gegeben habe, während sie sich an Bord desselben befänden, statt es ihrem Gutdünken zu überlassen zu landen, wo sie es für gut fänden, und sich aufzuhalten, so lange sie es für gut finden würden. Der gallsüchtige Mac Dougal, der, wie bereits erwähnt, sich nicht wenig darauf zu Gute that, Astors Stellvertreter zu seyn, führte bei diesen Zwistigkeiten das Wort.

Der Capitän wurde durch diese Zänkereien nur noch verdrießlicher und rauher gegen seine Passagiere, wodurch natürlich immer neue und heftige Zwistigkeiten entstanden. Am 4 December bekam man die Falklandsinseln zu Gesicht, und da es eben an Wasser fehlte, so ward beschlossen, zu landen und frischen Vorrath einzunehmen. Ein Boot wurde in eine kleine Bucht ausgesandt, um zu sondiren, und die Herren Dougal und Mac Kay benutzten die Gelegenheit ans Land zu gehen, wobei ihnen der Capitän einschärfte das Schiff nicht aufzuhalten. Einmal am Land, beeilten sich jedoch die beiden Herren nicht sehr, den erhaltenen Befehlen nachzukommen, sondern gingen umher, um Merkwürdigkeiten aufzusuchen. Da der Ankerplatz sich als unsicher erwies und Wasser nur mit Mühe zu bekommen war,

so stach der Capitän in See und gab den am Ufer Befindlichen wiederholt Signale an Bord zu kommen, was jedoch erst um 9 Uhr geschah.

Da der Wind widrig war, so wurde das Boot am folgenden Morgen nochmals ans Land geschickt, und dieselben Herren gingen wieder mit, versprachen aber sich auf das erste Signal augenblicklich wieder einzufinden. Sie vergaßen jedoch ihr Versprechen auf der Jagd, zu der sich ihnen die lockende Gelegenheit bot. Kurz darauf setzte der Wind günstig um, und sogleich ließen sich Signale vom Schiffe hören, aber kein Boot ließ sich sehen, der Capitän schaute mit seinem Fernglas nach dem Ufer, und sah die Zaudernden zu seinem größten Verdruß eifrig mit der Jagd auf wilde Gänse beschäftigt. Aufgebracht hierüber, setzte er seine Fahrt augenblicklich fort. Als die Jäger am Ufer das Schiff mit vollen Segeln dahin gleiten sahen, sprangen sie eilig in das Boot, mußten aber wohl acht Meilen weit rudern, bevor es ihnen gelang an Bord aufgenommen zu werden, wo sie, ihrer reichen Jagdbeute ungeachtet, sehr stürmisch empfangen wurden.

Zwei Tage später, am 7 December, ging man zu Port Egmont an der Insel gleiches Namens vor Anker, wo man sich wegen nöthiger Ausbesserungen und um Wasser einzunehmen, vier Tage lang aufhielt. Das war für die „Landratten" eine fröhliche Zeit. Ein Zelt wurde am Ufer aufgeschlagen, und die Zeit mit Spaziergängen auf der Insel und Fahrten im Boot an der Küste hin zugebracht, wobei man Seelöwen, Seehunde, Gänse, Pinguins, Enten und anderes Wildpret schoß.

Der Capitän beschäftigte sich während dieser Zeit ausschließlich mit seinem Schiffe und brummte gewaltig über das nutzlose Treiben seiner Passagiere, wobei er nicht unterließ ihnen wiederholt einzuschärfen, sich ja nicht zu weit zu entfernen, damit sie die etwaigen Signale vernehmen könnten. Diese Herren versprachen wie gewöhnlich, auch nicht einen Augenblick auf sich warten zu lassen, vergaßen aber ihr Versprechen eben so schnell, als sie es gegeben hatten.

Am Morgen des 11 Decembers waren alle Ausbesserungen beendet, die Wasserfässer gefüllt, und nachdem man das Signal zum Einschiffen gegeben hatte, wurden die Anker gelichtet. Gerade in diesem Augenblick waren noch mehrere der Passagiere auf der Insel

zerstreut, die sich auf verschiedene Weise unterhielten. Einige der Commis hatten zwei englische Inschriften an einem Platz entdeckt, wo zwei verunglückte Matrosen begraben lagen. Da die Schriftzüge durch die Zeit ziemlich unleserlich geworden waren, so gaben die jungen Leute sich die Mühe sie wieder aufzufrischen. Das Signal vom Schiff störte sie in dieser Beschäftigung; sie liefen nach dem Strande und sahen, daß die Segel bereits losgebunden waren. Die beiden auf der Jagd befindlichen Theilhaber, Mac Dougal und David Stuart, waren, indem sie Pinguins verfolgten, bis in den südlichen Theil der Insel vorgedrungen, und da man nur Ein Boot zur Verfügung hatte, so konnten die jungen Leuten natürlich nicht ohne sie abfahren.

Während dieses Aufenthalts tobte der Capitän gewaltig an Bord des Schiffes. Es war nun schon zum dritten Male, daß man, seine Befehle unbeachtet lassend, das Schiff unnöthig hatte warten lassen, und es sollte, wie er fest beschlossen hatte, zum letzten Male geschehen seyn. Er ließ alle Segel aufziehen, und schwur, die Zauderer ihrem Schicksal zu überlassen. Vergebens stellten die an Bord befindlichen Passagiere dem Capitän die schreckliche Lage der Verlassenen vor, vergebens baten sie um Zurücknahme seines Befehls, der aufgebrachte Seemann blieb unbeweglich.

Die Pinguinjäger waren indeß zu den Grabschrifterneuerern gestoßen, kamen jedoch nicht eher an, als das Schiff bereits in hoher See war. Alle, acht an der Zahl, sprangen eilig ins Boot und ruderten mit Anstrengung aller ihrer Kräfte dem Schiff nach, das seinen Lauf rastlos verfolgte und entschlossen schien, sie im Stich zu lassen.

Der Neffe David Stuarts, ein junger, lebhafter, entschlossener Mann, befand sich am Bord des Schiffs, und da er den Capitän hartnäckig darauf bestehen sah, seinen Oheim nebst den Uebrigen zurückzulassen, so ergriff er in einem Anfall von Zorn eine Pistole, und schwur, dem unerbittlichen Seemann den Schädel zu zerschmettern, wenn er nicht die Segel einziehen lasse. Zum Glück für beide Parteien drehte sich der Wind, so daß das Boot das Schiff erreichen konnte, denn sonst hätte leicht ein Unglück geschehen können. Es läßt sich vermuthen, daß der Capitän nicht die Absicht hatte seine Drohung auszuführen, sondern daß er den Zögernden nur einen Schrecken einjagen wollte; in einem Schreiben an Astor

erklärte er jedoch, daß es sein voller Ernst gewesen sey, und man kann freilich nicht wissen, wie weit ein solcher Eisenkopf seine Begriffe von Autorität auszudehnen im Stande ist. „Hätte sich“, schrieb er, „der Wind nicht, bald nachdem wir den Hafen verlassen, gelegt, so würde ich die Zauderer zuverlässig im Stich gelassen haben, und ich kann nicht umhin zu glauben, daß es für Sie nur ein Unglück ist, daß es nicht so geschah; denn der erste Verlust wäre, meiner Meinung nach, bei dieser Gelegenheit der beste gewesen, da diese Herren keinen Begriff von dem Werth des Eigenthums und nicht die geringste Achtung vor Ihrem Interesse zu haben scheinen, obschon dasselbe auf das innigste mit dem ihrigen verknüpft ist.“

Auch wegen der Ladung ergaben sich noch mehrere Zwistigkeiten zwischen dem Capitän und den Theilhabern, indem die letztern einige Artikel derselben zur Kleidung für die Mannschaft oder zu andern Zwecken verwenden wollten, die ihnen wesentlich schienen. Thorn hielt aber strenge Aufsicht über die ihm anvertrauten Güter, und schalt und brummte gegen jeden, der es wagte, einen Ballen oder eine Kiste zu berühren. Vergebens schützten die Theilhaber vor, daß ihre Stellung ihnen das Recht einräume, über die Waaren zum Besten der Unternehmung zu verfügen, der Capitän blieb unbeweglich. Sie trösteten sich indeß mit der Erklärung, daß, sobald sie an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt seyn würden, niemand sie an Behauptung ihres Rechts, über Schiff und Ladung nach Gefallen zu verfügen, hindern solle.

Außer diesen Mißverhältnissen zwischen dem Capitän und den Theilhabern, entspannen sich auch noch andere zwischen den Theilhabern selbst, die zum Theil durch Rangstreitigkeiten herbeigeführt wurden. Mac Dougal und Mac Kay begannen Plane zur Errichtung des Forts und anderer Gebäude zu entwerfen. Was den Umfang und die äußern Dimensionen derselben betraf, die nach ziemlich großem Maßstab angenommen wurden, so verständigten sie sich hierüber vollkommen gut; als es aber an die innere Einrichtung kam, gerieth man lebhaft an einander und stritt sich Stunden lang über Zahl und Vertheilung der Thüren und Fenster. Einer beschuldigte den andern, er wolle sich eine unumschränkte Gewalt anmaßen, worauf Mac Dougal das Schreiben Astors vorzeigte, das ihn zu dessen Stellvertreter ernannte ein, — Document, gegen das sich freilich nichts einwenden ließ.

„Diese Zänkereien waren immer eben so heftig als kurz, und nach 15 Minuten schon", schrieb der Capitän, „liebkosten sie sich meist wieder wie die Kinder."

Während diese Miniaturanarchie die kleine Welt an Bord des Tonquin in Athem hielt, setzte das gute Schiff seine Fahrt ungehindert fort, umsegelte am 25 Decbr. das Cap Horn und hatte am 11 Febr. die schneebedeckten Gipfel von Owyhee im Gesicht.

Sechstes Capitel.

Owyhee. — Die Sandwichsinseln. — Tamaahmaah. — Absichten Astors hinsichtlich der Sandwichsinseln. — Ihre Bewohner. — Die Stelle, wo Capitän Cook fiel. — John Young und seine Geschichte. — Besuch des Königs am Bord des Schiffes.

Owyhee, oder Hawaii, wie sie von den genauern Orthographen geschrieben wird, ist die größte von den zehn, eine Gruppe bildenden Sandwichsinseln. Sie ist ungefähr 97 Meilen lang und 78 breit, und steigt allmählich in drei pyramidenförmige Gipfel oder Kegel empor. Der höchste von diesen, Mouna Roa genannt, erhebt sich 18,000 Fuß über den Meeresspiegel, so daß er den ganzen Archipel beherrscht und für weit entfernte Schiffe eine Landmarke ist. Er bleibt ein ewigdauerndes Denkmal für den unternehmenden und unglücklichen Capitän Cook, der von den Bewohnern dieser Insel ermordet wurde.

Die Sandwichinsulaner zeichneten sich, als man sie zuerst entdeckte, vortheilhaft vor allen Bewohnern der übrigen Inseln des stillen Meeres aus. Sie waren freimüthig und offen in ihrem Benehmen, ohne Falsch und freigebig im Verkehr, und in allen ihren rohen Erfindungen gab sich eine eigene sinnreiche Zweckmäßigkeit kund. Das tragische Ende des Entdeckers, das sie eine Zeit lang in den Verdacht der Wildheit brachte, war in der That nur die Folge einer plötzlichen Aufregung, die durch die Gefangennehmung ihres Häuptlings hervorgerufen wurde.

Zur Zeit des Besuchs des Tonquin hatten die Insulaner in vieler Hinsicht durch gelegentlichen Verkehr mit den Weißen gewon-

nen, und zeigten eine rasche Auffassungsgabe in Allem, was für ihre Lebensweise von Nutzen seyn konnte. Ursprünglich hatten sie keine andern Fahrzeuge zur Beschiffung des sie umgebenden Meeres, als leichte Piroguen, die nicht gemacht waren, den Stürmen des Oceans zu trotzen; und da die Inseln ziemlich entfernt von einander liegen, so konnte natürlich nur ein zufälliger Verkehr zwischen ihnen stattfinden. Der Handel mit den Weißen hatte sie jedoch in Besitz größerer Schiffe gesetzt, mit deren Leitung sie sich vertraut machten, und sogar in der Schiffsbaukunst selbst waren sie ziemlich vorwärts gekommen.

Alle diese Fortschritte und Verbesserungen hatten die Insulaner größtentheils der Energie und dem Scharfsinn eines einzigen Mannes, des bekannten Tamaahmaah zu danken, der anfänglich nichts als ein kleiner Eri oder Häuptling, aber ein kühner, ehrgeiziger Mann war, der sich bald emporschwang und die großen Vortheile, welche ihm die Schifffahrt bot, zu benutzen wußte, um sich den ganzen Archipel durch Gewalt der Waffen zu unterwerfen. Als der Tonquin vor der Insel Anker warf, besaß er bereits gegen 40 Schooner von 20 bis 30 Tonnen, und ein altes americanisches Schiff. Mit dieser kleinen Seemacht hielt er sein Inselgebiet unter seiner Herrschaft und unterhielt den Verkehr mit den Häuptlingen oder Gouverneurs, die er auf den verschiedenen Inseln eingesetzt hatte.

Die Lage dieser Inselgruppe in dem weiten stillen Meer und ihre außerordentliche Fruchtbarkeit erheben sie zu höchst wichtigen Landungsplätzen auf der Fahrt nach China oder nach der Nordwestküste von America. Hier legten die für den Pelzhandel bestimmten Schiffe an, um Ausbesserungen vorzunehmen und sich mit Lebensmitteln zu versorgen, und hier überwinterten sie auch oft während ihrer langwierigen Küstenerpeditionen.

Die brittischen Seefahrer erkannten gleich anfangs die Wichtigkeit dieser Inseln für den Handel, und der berühmte Entdecker Vancouver, wußte den Häuptling Tamaahmaah, bald nachdem er die Herrschaft über die Inselgruppe erlangt hatte, zu bereden, daß er für sich und seine Unterthanen dem König von Großbritannien den Eid der Treue leistete. Später stattete die königliche Familie der Sandwichsinseln, wie bekannt, dem Hof von St. James einen Besuch ab, und mancher unsrer Leser wird sich wohl noch des ernstkomischen Ceremoniells und des lächerlichen Prunks erinnern, der

bei Gelegenheit dieser seltsamen Travestie im monarchischen Styl zur Schau gestellt wurde.

Es lag mit in dem umfassenden Plane Astors, einen freundschaftlichen Verkehr zwischen diesen Inseln und der von ihm beabsichtigten Colonie herzustellen, um für eine Zeit lang wenigstens seine Lebensmittel von dorther zu beziehen, und er hatte sogar die Absicht, mit der Zeit die eine oder andere der Inseln als Anhaltspunkt für seine Schiffe und als Glied in der Kette seiner Handelsniederlassungen in Besitz zu nehmen.

Am Abend des 12 Februars ging der Tonquin in der Bay von Karakakooa vor der Insel Owyhee vor Anker. Das Gestade ringsum war mit überhängenden und schwarzen vulcanischen Felsen besetzt und bot einen wilden Anblick. Jenseits derselben aber befand sich ein fruchtbares mit Yams, Pisang, süßen Kartoffeln, Zuckerrohr und andern Erzeugnissen eines warmen Klima's bebautes Land, und die zahlreichen Wohnungen der Eingebornen waren hinter Gruppen von Cocospalmen und Brodfruchtbäumen versteckt, die Nahrung und Schatten zugleich boten. Diese Abwechselung von Gärten und Hainen zog sich an den Abhängen des Gebirgs hinan, wo sie sich an dichte Waldungen schloß, die dann wieder kahlen, schroffen Felsen wichen, deren mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel in die Wolken emporragten.

Die königliche Residenz Tamaahmaah's befand sich damals auf einer andern Insel, Woahoo genannt. Die Insel Owyhee stand unter dem Befehl eines seiner Eris oder Häuptlinge, der seinen Wohnsitz in dem Dorfe Tocaigh hatte, das an einer andern Küste als die Bay Karakakooa lag.

Am Morgen nach seiner Ankunft war das Schiff von Canots und Piroguen, mit Eingebornen beiderlei Geschlechts angefüllt, umgeben, die Vegetabilien aller Art brachten. Der Capitän wünschte jedoch eine Anzahl Schweine zu kaufen, die indeß nicht zu haben waren. Den Handel mit Schweinefleisch hatte sich der König als Monopol vorbehalten, und kein Unterthan des großen Tamaahmaah wagte einen Eingriff in dieses Recht. Diejenigen Lebensmittel aber, welche sie liefern durften, wurden im Ueberfluß von ihnen herbeigeschafft, und den ganzen Tag über dauerte der lebhafteste Verkehr fort, an dem die Weiber auf die freundlichste Weise Theil nahmen.

Die Insulaner sind ein schöner kupferfarbiger Menschenschlag; die Männer groß und wohlgebaut, mit Formen, welche auf Stärke und Gewandtheit schließen lassen. Die Weiber haben regelmäßige, oft schöne Gesichtszüge, mit einem ihrem Temperament entsprechenden Ausdruck von Lüsternheit. Ihre Kleidung war fast noch ganz dieselbe wie zu den Zeiten des Capitän Cook. Die Männer trugen den Maro, ein einen Fuß breites und mehrere Fuß langes Band, das um die Lenden gewickelt und aus Tappa—Zeug aus Baumrinde—gemacht wird; dann den Kihei, oder Mantel, ungefähr sechs Fuß ins Gevierte haltend, der, über der Schulter in einen Knoten geknüpft, unter dem entgegengesetzten Arm, den er bloß läßt, durchgezogen wird und vorn und hinten in zierlichen Falten bis zum Knie hinabfällt, so daß er einige Aehnlichkeit mit einer römischen Toga hat.

Die weibliche Kleidung bestand aus dem Pau, und wurde aus einem mehrere Ellen langen und eine breiten Stück Tappa gebildet, das, um die Hüften gewickelt, wie ein Unterrock bis auf die Kniee herabreicht. Darüber wird ein Mantel, größer als der der Männer, bald über beide Schultern, gleich einem Shwal, bald nur über einer getragen. Da sich beide Geschlechter der Mäntel nur selten während der Hitze des Tages bedienen, so hat der Anblick dieser Leute anfangs etwas Anstößiges für ein civilisirtes Auge.

Gegen Abend begaben sich einige der Theilhaber nebst mehreren Commis ans Ufer, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden. Um sie zu unterhalten, führten neunzehn junge Weiber nebst einem Manne einen Tanz auf, bei dem alle sangen und sich nach dem Tact höchst anmuthig bewegten.

Alles dieß führte jedoch, nach den Begriffen des Capitäns, zu keinem Zweck; in seiner Hoffnung getäuscht, einen ansehnlichen Vorrath von Schweinefleisch einzuhandeln und gutes Trinkwasser zu finden, wünschte er je eher je lieber wieder abzusegeln, was sich jedoch nicht so leicht thun ließ. Die Passagiere, einmal am Land, waren, wie gewöhnlich, entschlossen, von der Gelegenheit Nutzen zu ziehen. Die Theilhaber hatten Erkundigungen über die Insel einzuziehen, die mit dem Geschäft in Verbindung standen, während die jungen Commis sich an den Reizen und der Anmuth der tanzenden Schönen ergötzten. Zu ihrem größten Vergnügen erbot sich

ein alter Insulaner sie an die Stelle zu führen, wo Capitän Cook ermordet worden war. Der Vorschlag wurde mit Begierde angenommen und die Pilgerfahrt eilends angetreten. Der Alte erfüllte sein Versprechen treulich, und brachte die jungen Leute an die Stelle, wo der unglückliche Seefahrer fiel. Die Felsen und Kokosbäume umher gaben noch Zeugniß von dem Vorfall durch die Narben der Kugeln, die von den Booten aus auf die Wilden abgeschossen worden waren. Die Wanderer umstanden den alten Insulaner, um seinen umständlichen Bericht über das traurige Ereigniß anzuhören, während der wackere Capitän vor Ungeduld an den Nägeln kaute. Um seinen Verdruß noch zu vermehren, wurden auch noch Steine und Rinde von den mit Kugelnarben gezeichneten Felsen und Bäumen abgelöst und als kostbare Reliquien an Bord gebracht.

Herzlich froh war der Capitän, als er endlich alle die Seinigen mit ihren Schätzen an Bord des Schiffes hatte, und nun den für ihn so unergiebigen Platz verlassen konnte, um nach der Bay von Tocaigh zu steuern, wo der Gouverneur der Insel hauste, bei dem er zu finden hoffte, was er brauchte. Als man Anker geworfen hatte, stieg der Capitän, von den HH. Mac Dougal und Mac Kay begleitet, ans Land, um dem Gouverneur einen Besuch abzustatten. Es zeigte sich, daß dieser Großwürdeträger ein alter Matrose Namens John Young war, der, nachdem er wie ein zweiter Sindbad die Meere durchkreuzt hatte, durch eine jener bizarren Launen des Glücks zum Gouverneur einer wilden Insel erhoben worden war. Er nahm die Besuchenden auf das herzlichste auf, gab ihnen jedoch zu verstehen, daß man in Tocaigh keinen Ueberfluß an Lebensmitteln habe, und daß, da es in der ganzen Gegend seit drei Jahren nicht geregnet habe, auch kein gutes Wasser zu finden sey.

Der Capitän wollte nach solchem Bescheid den Besuch sogleich abbrechen und weiter segeln, allein seine Begleiter bezeugten keine Lust den Gouverneur, der sehr mittheilend zu seyn schien, und von dem sie nützliche Erkundigungen einzuziehen hofften, so schnell zu verlassen. Es entspann sich demnach eine lebhafte Unterhaltung, in deren Verlauf man manche Nachricht über die Angelegenheiten der Insel, ihre Erzeugnisse und die Möglichkeit erhielt, auf dem Wege des Handels Vortheil aus derselben zu ziehen. Bei dieser Gelegenheit forschten die Theilhaber auch nach den persönlichen Verhältnissen John Youngs und wie er sich zu dem Posten eines

Gouverneurs emporgeschwungen, worüber der Befragte die bereitwilligste Auskunft gab.

John Young war zu Liverpool in England geboren worden, und hatte als Knabe schon dem Seeleben sich gewidmet. Durch gute Aufführung bis zur Stelle eines Hochbootsmanns auf dem americanischen Schiff Eleonore, von Capitän Metcalf befehligt, befördert, war er mit demselben im Jahr 1789 auf eine Expedition an die Nordwestküste von America in Geschäften des Pelzhandels ausgelaufen. Im Verfolg dieser Reise, ließ der Capitän einen kleinen Schooner mit fünf Mann, welche sein Sohn, ein Jüngling von 18 Jahren befehligte, zu Nootka mit dem Auftrag zurück, der Eleonore zu folgen.

Im Februar 1790 legte Capitän Metcalf an der Insel Mowee — von der Sandwichsgruppe — an. Während er hier vor Anker lag, wurde ein am Hintertheil des Schiffes hängendes Boot gestohlen, und ein in demselben befindlicher Matrose getödtet. Die Eingebornen läugneten die That, und brachten die Trümmer des Boots und die Leiche des Matrosen an Bord. In der Meinung dadurch den Zorn des Capitäns besänftigt zu haben, drängten sie sich wie gewöhnlich in ihren Canots um das Schiff, um Handel zu treiben. Capitän Metcalf hatte indeß beschlossen, blutige Rache zu nehmen. Die Eleonore hatte zehn Kanonen, die er mit Musketenkugeln, Nägeln und Eisenstücken laden und dann nebst einer Salve aus dem kleinen Gewehr auf die Eingebornen abfeuern ließ. Die Wirkung war furchtbar, denn mehr als hundert wurden getödtet.

Nach dieser Rachehandlung verließ Capitän Metcalf die Insel und steuerte nach Owyhee, wo er von Tamaahmaah gut aufgenommen wurde. Der Glücksstern dieses kriegerischen Häuptlings war damals im Aufgehen. Die Eleonore blieb einige Tage vor Anker, und ein anscheinend freundschaftlicher Verkehr wurde mit den Eingebornen unterhalten. Am 17 März erhielt John Young Erlaubniß die Nacht am Lande zuzubringen, und am folgenden Morgen rief ihn ein Signalschuß an Bord zurück.

Er begab sich aus Ufer um sich einzuschiffen, fand aber alle Canots an den Strand gezogen; als er selbst eines flott machen wollte, trat Tamaahmaah zu ihm und sagte, wenn er Miene mache sich zu entfernen, so würde er ermordet werden. Yöung war genöthigt Folge zu leisten, und befand sich wegen dieses geheimnißvollen

Taboo, oder Verbots, den ganzen Tag in großer Angst, weil er irgend eine feindliche Absicht befürchtete. Der Schooner, der von dem Sohn des Capitäns Metcalf befehligt wurde, war südwärts von der Tocaigh=Bay den Eingebornen in die Hände gefallen, und der junge Metcalf nebst vier von seinen Leuten ermordet worden.

Sobald Tamaahmaah von diesem Vorfall Nachricht erhielt, legte er sogleich ein Taboo auf alle Canots, und untersagte jeden Verkehr mit dem Schiff, damit der Capitän das Schicksal des Schooners nicht erfahre und Rache an der Insel nehme. Aus derselben Ursache hielt er auch Young bei sich zurück. Die Eleonare wiederholte ihre Signale zwei Tage lang und segelte dann ab, weil man an Bord glaubte, der Hochbootsmann sey davongelaufen.

John Young war in Verzweiflung, als er das Schiff sich entfernen und sich selbst unter Wilden zurückgelassen sah, deren von Natur blutdürstiger Charakter durch Feindseligkeiten aufgereizt war. Höchst angenehm wurde er daher durch die freundschaftliche Behandlung Tamaahmaah's und seiner Leute überrascht. Er sah sich zwar, so oft ein Schiff sichtbar wurde, sorgsam bewacht, damit er nicht entweichen und erzählen solle, was vorgegangen war, ward sonst aber mit großer Auszeichnung behandelt. Er wurde zum ersten Günstling, zum Cabinetsrath und Coadjutor Tamaahmaah's erhoben, begleitete ihn auf allen seinen Ausflügen und stand ihm in seinen kriegerischen Unternehmungen bei. Nach und nach erhob ihn sein König zum Häuptling, er verehlichte sich mit einer der Schönheiten des Landes und gewöhnte sich an die neue Lebensweise, indem er sich vielleicht damit tröstete, daß es besser sey unter Wilden zu herrschen, als bei den Weißen zu dienen — besser ein befiederter Häuptling als ein betheerter Bootsmann zu seyn. Er stieg immer mehr in Tamaahmaah's Gunst, und als dieser muthige und gewandte Häuptling sich zum Herrscher über die ganze Inselgruppe emporgeschwungen und seine Residenz nach Woahoo verlegt hatte, machte er seinen treuen Anhänger John Young zum Gouverneur von Owyhee.

Das ist der kurze Umriß der Geschichte des Gouverneurs Young, wie er sie selbst erzählte; wir bedauern nur, daß wir keine nähere Nachricht von dem Prunk seiner Hofhaltung und der Art geben können, wie er seinen hohen Amtspflichten genügte. So viel ist

indeß gewiß, daß er mehr von dem treuherzigen Wesen eines Seemanns, als von der Würde eines Gouverneurs hatte.

Diese langen Conferenzen waren harte Geduldsproben für den Capitän Thorn, der nicht den mindesten Respect, weder vor dem Gouverneur, noch vor seiner Insel hatte, sondern dem alles daran gelegen war, sobald als möglich Lebensmittel und Wasser zu erhalten. So wie es ihm gelungen war, seine forschbegierigen Passagiere an Bord zu bringen, lichtete er die Anker und segelte nach der Insel Woahoo, wo Tamaahmaah residirte.

Woahoo ist die schönste Insel der Sandwichsgruppe; sie hält 46 Meilen in der Länge und 23 in der Breite. Eine Kette vulcanischer Gebirge steigt im Mittelpunkt in hohen Gipfeln empor, ringsum von wellenförmigen Hügeln und fruchtbaren Ebenen umgeben, auf denen die Hütten der Eingebornen zwischen Hainen von Brodfrucht- und Cocosnußbäumen hervorsehen.

Am 21 Februar ging der Tonquin in der schönen Bai vor dem Dorfe Waititi, der Residenz Tamaahmaah's, vor Anker. Dieses Dorf enthielt gegen 200 Wohnungen, aus Pfählen bestehend, die man in den Boden gerammt, ihre Spitzen oben zusammengebunden und dann mit Gras bedeckt hatte, und lag in einem Hain von Cocosbäumen. Der königliche Palast Tamaahmaah's war ein großes Gebäude von zwei Stockwerken, das unten aus Steinen, oben aus Holz bestand. Ringsum hielt seine aus 24 Mann bestehende, in blaue, gelb ausgeschlagene Leibröcke gekleidete und mit Musketen bewaffnete Leibgarde Wache.

Während das Schiff vor Anker lag, fanden mehrere ceremonielle Besuche und lange Conferenzen zwischen dem Beherrscher der Inseln und den Theilhabern der Compagnie statt. Tamahmaah kam mit königlichem Gepränge in seiner doppelten Pirogue an Bord. Er war ein Mann zwischen 50 und 60 Jahren, groß und wohl gebaut, doch etwas corpulent. Seine Kleidung bestand aus einer alten Uniform, in der er sich jedoch etwas beengt zu fühlen schien; an der Seite trug er einen Säbel. Drei seiner Weiber begleiteten ihn, alle eben so groß und corpulent als er selbst, doch nicht im Staate, sondern nur mit dem Pau bekleidet. Mit ihm kam auch sein Günstling und geheimer Rath, Kraimaker, der, weil er so viel als Premierminister war, von den Engländern, welche die Insel besuchten, Billy Pitt genannt wurde.

Der Fürst wurde mit den gehörigen Förmlichkeiten empfangen. Die americanische Flagge ward entfaltet, vier Kanonen wurden abgefeuert, und die Theilhaber erschienen in scharlachnen Röcken, um ihre erlauchten Gäste in die Cajüte zu führen, wo man sie mit Wein bewirthete. Bei dieser Zusammenkunft ließen sich die Theilhaber angelegen seyn, dem Monarchen einen hohen Begriff von ihrer und der Wichtigkeit der Gesellschaft zu geben, zu der sie gehörten. Sie sagten ihm, daß sie Eris oder Häuptlinge einer großen Compagnie seyen, die sich an der Nordwestküste von America festsetzen werde, und machten ihm Hoffnung einen Handel mit seinen Inseln zu eröffnen und Schiffe dahin zu senden. Da Tamaahmaah die Vortheile des Handels recht gut einsah, und es sein Wunsch war mit den Weißen in Verkehr zu kommen, so hörte er dieß sehr gern. Er lud Europäer und Americaner ein, auf seiner Insel sich niederzulassen und sich da zu verheirathen. Es hatten sich auch bereits 20 bis 30 Weiße daselbst ansässig gemacht, von denen jedoch die meisten Landstreicher waren, die nur die Hoffnung gelockt hatte, ein müßiges und bequemes Leben führen zu können. Diese wurden jedoch von Tamaahmaah mit Verachtung behandelt und nur jene hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, welche irgend ein Gewerbe oder Handwerk verstanden und ein mäßiges und betriebsames Leben führten.

Am Tag nach dem Besuch Tamaahmaah's gingen die Theilhaber ans Land, um ihre Gegenvisite zu machen. Da sie wußten, welche Wirkung Prunk in Kleidung auf Wilde macht, und sie als die Eris der großen americanischen Pelzhandelcompagnie einen günstigen Eindruck zu machen wünschten, so erschienen einige von ihnen, zu großer Verwunderung der Eingebornen, in hochländischen Plaids und Kelts.

Während dieser diplomatischen Conferenzen eröffnete der Capitän eine Unterhandlung, die er nach seinem praktischen Sinn für weit wichtiger hielt, nämlich den Handel um eine Anzahl Schweine. Bei dieser Gelegenheit überzeugte er sich, daß der König auf mehr als Einer Seite von dem Verkehr mit den weißen Männern Nutzen gezogen, und vor allem gelernt hatte, wie man sich im Handel zu benehmen habe. Er war ein großmüthiger Monarch, aber ein schlauer Schweinhändler, und nur erst nach mehreren Zusammenkünften und vielem Hin- und Herhandeln gelang es dem

Capitän zu erhalten, was er brauchte. Als der Kauf geschlossen war, machte Tamaahmaah zur Bedingung, in spanischen Thalern bezahlt zu werden, weil er Geld brauche, um von seinem Bruder Georg — wie er den König von England nannte — eine Fregatte zu kaufen. *)

Endlich kam der Kauf mit Sr. Majestät zu Stande, und unsre Seefahrer sahen sich im Besitz der nöthigen Anzahl Schweine; mehrere Ziegen, zwei Schafe und eine Menge Geflügel und Gemüse ungerechnet. Die Theilhaber trugen nun auch noch darauf an, ihre Mannschaft aus den Eingebornen der Insel zu recrutiren, weil sie, wie sie sagten, selbst unter den canadischen „Reisenden" aus dem Nordwesten keine Schiffer gefunden hätten, die ihnen glichen. In der That zeichnen sie sich auch durch die große Geschicklichkeit aus, mit der sie ihre leichten Fahrzeuge regieren, und dabei schwimmen sie und tauchen unter wie Wasserhühner. Die Theilhaber waren daher geneigt, 30 bis 40 von ihnen mit nach dem Columbia zu nehmen, um sie dort im Dienst der Compagnie zu verwenden. Der Capitän wendete dagegen ein, daß das Schiff nicht Raum genug habe, um eine solche Anzahl aufzunehmen; weßhalb man sich damit begnügte, 12 für den Dienst der Compagnie und eben so viele für den Schiffsdienst anzuwerben. Die erstern wur-

*) Aus den Berichten späterer Reisenden geht hervor, daß Tamaahmaah nachmals zu dem längst gewünschten Besitz eines großen Schiffs gelangte. In diesem schickte er eine Ladung Sandelholz nach Canton, weil er dahinter gekommen war, daß die mit ihm Handel treibenden fremden Kaufleute an diesem von den Inseln auf die chinesischen Märkte verschifften Holze großen Gewinn machten. Das Schiffsvolk bestand aus Eingebornen, die Officiere aber waren Engländer. Das Schiff legte die Reise glücklich zurück und ging mit der stolz in der Luft wehenden Flagge von Hawaii vor Anker; der König eilte an Bord, in der Erwartung sein Sandelholz in chinesische Seidenstoffe verwandelt zu sehen, fand aber zu seinem großen Erstaunen eine Unkostenberechnung von 3000 Thalern vor. Es bedurfte geraumer Zeit, bis man ihm begreiflich machen konnte, was für Lootsengeld, Hafengebühren, Zölle u. s. w. in Abrechnung zu bringen sey; als er aber einmal begriffen hatte, daß Seestaaten anderer Länder große Einkünfte auf solche Weise beziehen, rief er aus: „Nun wohl, so will auch ich mir Hafengelder bezahlen lassen." Dieß geschah, und so erhöhte er auf diese Weise die Einkünfte seines Landes um ein Bedeutendes.

den auf drei Jahre verpflichtet, sollten während dieser Zeit Nahrung, Kleidung und nach Verlauf ihrer Dienstzeit hundert Dollars in Waaren erhalten.

Nachdem endlich alle eingehandelten Lebensmittel an Bord gebracht und die Wasserfässer gefüllt worden waren, rüstete sich der Capitän unter Segel zu gehen. Wie sehr der ehrliche Mann sich heimlich über das Benehmen seiner Passagiere, das ihm als possenhaft und kindisch erschien, geärgert haben muß, zeigt sich aus einem Schreiben, das er von Woahoo aus an Hrn. Astor sandte und das seinen Commentar über die eben geschilderten Vorgänge enthält.

„Es dürfte schwer seyn," schreibt er, „sich einen Begriff von den tollen Possen zu machen, die hier täglich gespielt werden. Bald kleidet man sich in rothe Röcke, oder auf eine andere phantastische Weise, sammelt einen Haufen unwissender Eingebornen um sich, denen man erzählt, die Herren Theilhaber seyen die großen Eris *) von Nordwest, und würden ihnen jährlich drei oder vier Schiffe von der Küste aus zusenden, während die Eingebornen dem Schiff nicht einmal ein Schwein liefern können; bald kleidet man sich in schottische Plaids, trifft ähnliche Anordnungen und schenkt den Insulanern Rum, Wein oder was eben sonst bei der Hand ist. Ein anderesmal setzt man die Commis nebst einer Anzahl Matrosen ans Land, besucht die Stelle, wo Capitän Cook ums Leben kam, und jeder schält ein Stück Rinde von einem Baum oder bricht ein Stück von dem Felsen ab, worauf die Narbe einer Kugel zu sehen ist. Dann setzt man sich hin, läßt sich die Geschichte der Inseln und der Kriege Tamaahmaah's erzählen, um Stoff zu einer Reisebeschreibung zu sammeln; kurz um die tausend Beispiele von Unwissenheit u. s. w. aufzuzählen, oder alle die tollen Possen namhaft zu machen, die hier täglich vorfallen, müßte man ganze Bände füllen."

Vor der Einschiffung nahmen die großen Eris der americanischen Pelzhandelcompagnie in gehöriger Form Abschied von ihrem erlauchten Verbündeten, wobei Versicherungen von dauernder Freundschaft und Versprechungen von künftigem Verkehr gegenseitig ausgetauscht wurden, während der Capitän dem Beherrscher der Inseln im Her-

*) Der ehrliche Capitain schreibt in seinem Aerger statt great Eris, „great Eares" (Langohren).

zen als einen habsüchtigen Wilden verwünschte, der im Verkehr eben so filzig und hinterlistig sey als ein weißer Mann. Da eins der Schiffe der Compagnie in der Folge sich in dem Fall befand, die Gerechtigkeit und Großmuth Tamaahmaah's anzurufen, so werden wir sehen, in wie weit die Ansicht des ehrlichen Capitäns begründet war.

Siebentes Capitel.

Abfahrt von den Sandwichsinseln. — Mißverständnisse. — Ankunft am Columbia. — Gefahren. — Begräbniß eines Sandwichsinsulaners.

Am 28 Februar segelte der Tonquin von den Sandwichsinseln ab. Zwei Tage lang war der Wind widrig und das Schiff wurde in ihrer Nähe zurückgehalten; endlich aber setzte er um, und nun schwanden die üppigen Haine, die grünen Hügel und die schneebedeckten Gipfel dieser glücklichen Inseln nach einander aus dem Gesicht, oder verschmolzen mit der blauen Ferne, und der Tonquin setzte seinen Lauf nach den wildern Regionen des stillen Meeres fort.

Die Mißverständnisse zwischen dem Capitän und seinen Passagieren dauerten noch immer fort, oder wurden vielmehr immer ernster. Bei seiner zänkischen Laune und seinem Eigensinn enthielt Thorn sich aller Gemeinschaft mit den Theilhabern und deren Untergebenen, und sprach sogar nicht einmal mehr mit ihnen. Da er auf diese Weise auch nichts von dem erfuhr, was diese vorhatten, so konnte er nur rathen, was sie etwa im Schilde führten, und erschöpfte sich auf solche Art in Vermuthungen und Argwohn, die für ihn eine Quelle der grillenhaftesten Selbstquälerei wurden. So benahm er sich einst, als Einiges von dem Gepäck geöffnet werden sollte, um Gegenstände zur Kleidung für die Mannschaft, oder zu Geschenken für die Eingebornen herauszunehmen, so unfreundlich und gebieterisch gegen die Theilhaber, daß diese zu verstehen gaben, sie seyen die Stärkern und könnten ihm leicht das Commando abnehmen. Auf diesen Wink fuhr dem Capitän der Gedanke durch den Kopf, daß man wirklich damit umgehe, ihn abzusetzen, ja vielleicht gar zu Owyhee Nachricht von dem Ausbruch eines Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und England erhalten habe und

nun vielleicht die Reiseroute zu åndern Willens sey und zu dem Ende des Schiffs und der Ladung sich bemåchtigen wolle.

In diesem Verdacht wurde er durch alles, was um ihn vorging, bestårkt. Die Theilhaber hatten Feuergewehre an einige ihrer Leute vertheilen lassen, eine bei den Pelzhåndlern gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, wenn sie mit Eingebornen in Verkehr kommen, die aber der argwöhnische Capitån als eine Vorbereitung zum Aufstand ansah. Dann sprachen einige der Theilhaber, der Commis und mehrere von der Mannschaft, die als Schotten Gålisch verstanden, in dieser Mundart mit einander, und diese Unterredungen wurden von dem Capitån, der die Sprache nicht verstand, ebenfalls für verråtherisch gehalten, und auf die von ihm geargwohnte Verschwörung bezogen. Er machte auch in einem seiner Briefe an Astor kein Geheimniß aus seinem Verdacht, erklårte aber auch zugleich, daß er gerüstet sey, jeder Verråtherei die Stirne zu bieten und sprach die Hoffnung aus, daß seine kråftigen Vorbereitungen die Verschwörer wohl von Ausführung ihres Unternehmens abschrecken würden.

Wie man spåter erfahren, erlaubten einige der Theilhaber und Commis, junge, muntere Leute, sich einen unzeitigen Scherz mit dem argwöhnischen, milzsüchtigen Capitån, indem sie alles, was sie thaten, geflissentlich in ein geheimnißvolles Dunkel hüllten.

In so übler Laune setzte der Capitån seine Fahrt fort, indem er ein wachsames Auge auf jede Bewegung hatte und bei jedem Ton in der verhaßten gålischen Sprache, der an sein Ohr schlug, zornig auffuhr. Es fiel indeß nichts vor, was die Ruhe gestört håtte, einen heftigen Sturm ausgenommen, und so langte der Tonquin am 22 März glücklich an der Mündung des Oregon, oder Columbia an.

Der Fluß und die naheliegende Küste boten einen wilden gefahrdrohenden Anblick. Die Mündung des Columbia ist über vier Meilen breit, und hat an der einen Seite eine Halbinsel nebst Vorgebirge und einen langen Streifen Landes an der andern Seite, zwischen denen eine Sandbarre und eine Kette von Klippen die Einfahrt fast ganz versperren. Im Innern des Landes steigen terrassenförmig hohe Gebirgsketten empor, die zur Zeit der Ankunft des Tonquin mit Schnee bedeckt waren.

Ein frischer Nordwestwind trieb die Wogen der Küste zu, die

sich an der Barre in wilder Brandung brachen und fast die ganze Breite der Mündung mit weißem Schaume bedeckten. Unter diesen Umständen hielt der Capitän es nicht für rathsam, der Barre näher zu kommen, bevor man dieselbe sondirt und die Einfahrt ausgemittelt hatte. Der Obersteuermann Fox, ein alter Matrose Namens Martin, der schon früher den Fluß besucht hatte, und drei Canadier erhielten diesen gefährlichen Auftrag. Fox verlangte gediente Matrosen zu seiner Begleitung, die der Capitän jedoch dem Dienst auf dem Schiffe nicht entziehen zu dürfen glaubte, und der Meinung war, daß die Canadier als erfahrne Schiffleute auf Seen und Flüssen dem Unternehmen gewachsen seyen, besonders wenn dieses von Fox und Martin geleitet werde. Fox schien bei dieser Gelegenheit alle Entschlossenheit verloren zu haben; er wendete sich an die Theilhaber, und sagte mit Thränen in den Augen: „Ohne Matrosen zur Bemannung meines Bootes werde ich bei stürmischem Wetter an dem gefährlichsten Punkt der Nordküste auf das Meer hinausgeschickt. Vor einigen Jahren ging mein Oheim an derselben Barre zu Grunde, und nun kommen meine Knochen neben die seinigen zu liegen.“ Die Theilhaber theilten seine Besorgniß und machten dem Capitän Vorstellungen, der jedoch unbeweglich blieb. Er war während der Reise mit Fox unzufrieden gewesen, da er ihn für träg und unthätig hielt, und glaubte nun, daß Mangel an ächtem nautischem Geiste die Ursache seines Widerstrebens sey. Auch war die Einmischung der Theilhaber in Dinge, die den Schiffsdienst betrafen, nicht geeignet einen günstigen Eindruck auf einen Mann zu machen, der so eifersüchtig auf die Behauptung seiner Autorität war, als der Capitän.

Um 1 Uhr Mittags machten sich demnach Fox und seine Gefährten in dem kleinen und gebrechlichen Wallfischboot auf den Weg. Aller Augen waren auf das kleine Fahrzeug gerichtet, wie es dem Ufer zuruderte, mit den gewaltigen Wogen stieg und sank, bis es endlich wie ein Punkt in der schäumenden Brandung verschwand. Der Abend brach herein, die Nacht ging vorüber, der Morgen kehrte wieder, aber das Boot kam nicht zurück.

Als der Wind sich etwas gelegt hatte, befand sich das Schiff in der Nähe des Landes, so daß es die Aussicht auf die Mündung des Flusses hatte. Nichts war zu sehen, als ein wildes Chaos

von rollenden Wogen, die von Ufer zu Ufer eine schäumende Barre bildeten. Gegen Einbruch der Nacht steuerte das Schiff wieder in die See hinaus, und auf allen Gesichtern hatte sich tiefer Kummer verbreitet. Der Capitän selbst theilte die allgemeine Besorgniß, und bereute vermuthlich seine Halsstarrigkeit. Eine andere langweilige, schlaflose Nacht folgte, während welcher der Wind sich legte, und das Wetter heiter wurde.

Am folgenden Tag ging das Schiff, nachdem es dem Lande zugetrieben worden war, in 14 Faden Wasser, nördlich von der langen Halbinsel, oder dem Vorgebirg, das die Nordseite der Einfahrt bildet und Cap Disappointment genannt wird, vor Anker. Die Pinasse wurde bemannt, und zwei von den Theilhabern, die HH. David Stuart und Mac Kay, fuhren in der Hoffnung ab, etwas von dem Schicksal des Bootes zu erfahren. Die Brandung brach sich jedoch so gewaltig am Ufer, daß es unmöglich war zu landen. Eingeborne ließen sich am Gestade sehen, die ihnen durch Zeichen andeuteten, um das Cap herumzufahren, doch hielten die Herren es für besser, nach dem Schiff zurückzukehren.

Da sich der Wind eben erhob, so ging der Tonquin unter Segel, um die Einfahrt zu suchen, ward aber durch den furchtbaren Anblick der Brandung bewogen, sich bis auf eine Seemeile von ihr fern zu halten. Mumford, der zweite Steuermann, wurde von hier aus nebst vier Matrosen in der Pinasse abgeschickt, die Einfahrt zu sondiren bis er vier Faden Wasser finden würde. Die Pinasse wagte sich in die Brandung, wäre aber beinahe verloren gewesen, und fand nur mit Mühe den Weg zum Schiffe zurück. Der Capitän behauptete, Mumford habe sich zu weit gegen Süden gehalten, und wendete sich nun an Herrn Aiken, einen geschickten Seemann, der für das Commando des zur Küstenfahrt bestimmten Schooners ausersehen war, und befahl ihm, mit John Coles, dem Segelmacher, Stephan Weekes, dem Waffenschmied, und zwei Sandwichsinsulanern die Sondirung vorzunehmen, während er selbst mit dem Schiff langsam folgen wolle. Dieß geschah, und als Aiken die Sondirungen genommen hatte, wurde ihm vom Schiff aus ein Signal gegeben, an Bord zurückzukehren. Noch war er auf Pistolenschußweite entfernt, aber die Strömung wurde so heftig und die Brandung tobte so gewaltig, daß das Boot nicht mehr regiert werden konnte, und unter dem Jammergeschrei der darauf befindlichen Mannschaft fort-

gerissen wurde. Nach wenigen Minuten schon war es vom Verdeck aus nicht mehr sichtbar. Einige Passagiere kletterten auf den Besanmast und sahen noch, wie es arbeitete, um das Schiff zu erreichen; bald darauf aber schlugen die Wogen darüber hin, und es schien verloren. Die Aufmerksamkeit der an Bord befindlichen Mannschaft wurde jetzt auf ihre eigene Sicherheit gelenkt; man befand sich in seichtem Wasser, das Schiff stieß wiederholt auf den Grund, die Wogen schlugen darüber weg, und man gerieth in Gefahr zu versinken. Endlich gewann man sieben Faden Wasser, der Wind legte sich, und da die Nacht eben hereinbrach, so wurden die Anker ausgeworfen. Mit der Dunkelheit vermehrte sich auch die Unruhe; der Wind pfiff, die See brüllte, und der weiße Schaum der Brandung leuchtete gespenstisch durch die Finsterniß. Passagiere und Matrosen waren tief bekümmert, und mehreren kam es vor, als ob das Hülfsgeschrei ihrer verlornen Cameraden durch den Aufruhr der Elemente zu ihnen herüberschallte. Eine Zeit lang drohte die raschablaufende Fluth das Schiff von seinem unsichern Ankerplatz mit sich fortzureißen; endlich aber erhob sich der Wind und setzte die Mannschaft in den Stand, die gefährliche Stelle zu verlassen, und in einer kleinen Bucht innerhalb Cap Disappointment Schutz zu suchen, wo man den Rest einer stürmischen Nacht so ruhig zubrachte, als die Umstände es erlaubten, und sich durch einen kurzen Schlaf erquickte.

Mit Tagesanbruch kehrten Unruhe und Sorge zurück. Vom Mastkorb herab übersah man eine wilde Wüste und ein noch wilderes Meer, konnte aber keine Spur von den beiden Booten und ihrer Mannschaft entdecken. Eingeborne kamen mit Pelzwerk an Bord, man hatte aber keine Lust zu handeln. Man forschte durch Zeichen nach den verlorenen Booten, konnte aber keine Auskunft erhalten, weil die Indianer die Frage nicht verstanden.

Mehrere Abtheilungen der Mannschaft gingen ans Land, um in der Nähe herumzustreifen. Eine derselben wurde von dem Capitän geführt. Noch waren sie nicht weit gekommen, als sie in der Ferne einen Mann in europäischer Kleidung sahen, den sie, als er näher kam, als den Waffenschmied Weekes erkannten. Die Freude war allgemein, denn man hoffte auch seine Gefährten gerettet zu sehen; leider aber bot die Erzählung seiner Abenteuer kein so erfreuliches Resultat. Weekes und seine Cameraden hatten sich außer Stand

gesehen das Boot länger zu leiten, und sich endlich nach langen vergeblichen Anstrengungen der Willkür der Wogen überlassen, von denen sie sich oft mit Vernichtung bedroht sahen, aber immer glücklich wieder entkamen, bis sie endlich von einer gewaltigen Woge bedeckt und mit dem Boote umgeschlagen wurden. Weekes tauchte indeß wieder empor und sah sich nach seinen Gefährten um; Aiken und Coles waren verschwunden, in seiner Nähe aber erblickte er die beiden Sandwichsinsulaner, die sich ihrer Kleider entledigten, um besser schwimmen zu können. Er that dasselbe, und da er eben das Boot vorüber treiben sah, so hielt er es auf. Die beiden Sandwichsinsulaner standen ihm bei, und ihren vereinten Anstrengungen gelang es, das Boot umzukehren und so viel Wasser auszuschöpfen, daß ein Mann sich ohne Gefahr des Versinkens hineinwagen konnten. Einer der Insulaner stieg dann ein, um das Wasser vollends mit den Händen auszuleeren, während der andere umherschwamm um die Ruder aufzufangen, und dann gingen alle drei an Bord. Dießmal trieb die Fluth sie über die Brandung hinaus, und nun forderte Weekes seine Gefährten auf ans Land zu rudern. Diese waren jedoch von der Kälte so betäubt und erstarrt, daß sie sich weigerten seinem Verlangen zu genügen und allen Muth verloren. Weekes befand sich in gleicher Lage, hatte aber mehr Herrschaft über sich selbst und suchte durch körperliche Bewegung der betäubenden Wirkung der Kälte sich zu erwehren. Da er sah, daß auf ihm alles beruhte, so legte er Hand ans Werk, um das Boot über die Barre weg in ruhiges Wasser zu bringen. Gegen Mitternacht verschied einer der armen Insulaner; sein Gefährte warf sich auf den Leichnam, von dem er sich durchaus nicht trennen wollte. Unter solchen Schreckensscenen verging die traurige Nacht, und als der Tag anbrach, sah sich Weekes in der Nähe des Landes. Er steuerte gerade darauf zu, und endlich wurde sein Boot mit Hülfe der Brandung hoch an das sandige Gestade hinauf getrieben. Da der eine der Sandwichsinsulaner noch Lebenszeichen von sich gab, so half er ihm aus dem Boote und wollte ihn mit sich in die nahen Wälder nehmen. Der arme Teufel war indeß zu schwach, als daß er hätte folgen können, und so sah Weekes sich bald genöthigt ihn seinem Schicksal zu überlassen und auf seine eigene Sicherheit bedacht zu seyn. Da er einen betretenen Pfad fand, so verfolgte er denselben und kam nach einigen Stunden an den Theil der Küste, wo er zu

seiner Freude und Ueberraschung das Schiff vor Anker liegen sah und den Capitän nebst seinen Leuten fand.

Nachdem Weekes seine Geschichte erzählt hatte, machten alle sich in drei Abtheilungen auf, um den unglücklichen Insulaner zu suchen, kamen aber, trotz alles sorgfältigen Nachforschens, mit Einbruch der Nacht unverrichteter Sache zurück. Am folgenden Tag erneuerte man die Nachsuchungen und fand den armen Menschen endlich unter einer Felsengruppe mit geschwollenen Beinen, blutenden von Dornen und scharfen Steinen zerrissenen Füßen, und halb todt vor Kälte, Hunger und Ermüdung. Weekes und dieser Insulaner waren die Einzigen die mit dem Leben davon gekommen; von Fox und seinen Leuten ward keine Spur mehr entdeckt. Acht Mann waren mithin schon umgekommen, als man sich der Küste kaum genähert hatte — ein Anfang, der die ganze Mannschaft mit Kummer erfüllte, und von den Abergläubischen als eine traurige Vorbedeutung für das Unternehmen selbst betrachtet wurde.

Mit Einbruch der Nacht gingen die Sandwichsinsulaner ans Land, um ihrem verunglückten Landsmann die letzte Ehre zu erweisen. Als sie an den Platz gekommen waren, wo man ihn gelassen hatte, gruben sie ein Grab in den Sand, legten den Leichnam darein, und gaben ihm einen Zwieback unter den einen Arm, und etwas Speck und Tabak unter das Kinn, als Wegzehrung auf seiner Reise in das Land der Geister. Nachdem das Grab mit Sand und Kieselsteinen ausgefüllt war, knieten sie, das Gesicht gegen Osten gewendet, zu beiden Seiten desselben nieder, und einer von ihnen, der das Priesteramt verwaltete, besprengte den Hügel mit Wasser, das er mit seinem Hute schöpfte, indem er ein Gebet dazu sprach, in das die andern in Zwischenräumen einfielen. Dieß waren die einfachen Ceremonien, die diese armen Wilden am Grabe ihres Landsmannes an der Küste eines fremden Landes verrichteten. Als alles vorüber war, standen sie auf, und kehrten schweigend, ohne einen Blick hinter sich zu werfen, an Bord des Schiffes zurück.

Achtes Capitel.

Die Mündung des Columbia. — Die Eingebornen. — Expedition Mac Dougals und David Stuarts. — Comcomly, der einäugige Häuptling.

Die Ufer des Columbia oder Oregon sind an der Einmündung des Flusses in die See, auf ungefähr 30 bis 40 Meilen weit von tiefen Buchten eingeschnitten, so daß seine Breite von drei bis zu sieben Meilen wechselt. Die Fahrt ist wegen der oft von einem Ufer bis zum andern reichenden Sandbänke, an denen Winde und Strömung zu Zeiten schäumende Brandungen bilden, höchst schwierig und gefährlich. Die eigentliche Mündung des Flusses ist kaum eine halbe Meile breit. Die Einfahrt von der See aus, wird, wie bereits bemerkt, auf der Südseite von einer flachen, sandigen, in den Ocean hinauslaufenden Landspitze begränzt, die man gewöhnlich Point Adams nennt. Die gegenüberliegende oder nördliche Seite ist das Cap Disappointment, eine Art Halbinsel, die in eine steile Anhöhe oder Vorgebirg ausläuft, das mit einem Fichtenwald gekrönt ist, und mit dem Festland durch einen niedern, schmalen Landstreifen zusammenhängt. Dieses Cap umschließt eine weite, offene Bay, die zu Chinook Point endet, so genannt von einem benachbarten Indianerstamm. Dieser Bucht wurde der Name Baker's Bay gegeben, und hier ging der Tonquin vor Anker.

Die Eingebornen, welche am untern Theil des Flusses wohnen, und mit denen die Compagnie allem Anschein nach den meisten Verkehr haben sollte, waren damals in vier Stämme getheilt: in die Chinooks, Clatsops, Wahkiacums und Cathlamahs. Sie glichen sich sämmtlich in Gestalt, Kleidung, Sprache und Sitten, und waren wahrscheinlich von gleicher Abstammung, hatten sich aber, in Folge der unter den Indianern so häufigen Zwiste, in Stämme oder vielmehr Horden abgetheilt. Diese Leute leben größtentheils vom Fischfang; zwar machen sie auch zuweilen Jagd auf Rothwild und das Elen, und fangen auf ihren Sümpfen und Teichen Wasservögel in Schlingen, allein Fleisch ist doch bei ihnen mehr ein Luxusartikel. Ihr Hauptnahrungsmittel ist der Salm und andere Fische, deren es im Columbia und seinen Beiflüssen in Menge gibt, nebst

Wurzeln und Kräutern, namentlich der Wappatu, der auf den Inseln des Flusses in Menge gefunden wird.

So wie die Indianer der Ebenen, die von der Jagd leben, kühne und gewandte Reiter und auf ihre Pferde stolz sind, so zeichnen diese Fischerei treibenden Stämme an der Küste sich durch ihre Geschicklichkeit im Lenken ihrer Canots aus, und fühlen sich nie wohler, als wenn sie auf den Wogen schwimmen. Ihre Canots sind in Gestalt und Größe sehr verschieden; sie haben deren von fünfzig und mehr Fuß Länge, aus einem einzigen Föhrenstamme oder einer weißen Ceder gearbeitet, die wohl dreißig Menschen fassen. Vorder- und Hintertheil sind mit grotesken, oft fünf Fuß hohen Figuren von Menschen und Thieren geziert. Die Ruderer kauern auf dem Boden des Fahrzeugs und setzen die vier bis fünf Fuß langen Ruder in Bewegung, während ein anderer am Hintertheil sitzt und mit einem ähnlichen Ruder steuert. Dieses letztere Geschäft wird oft den Weibern übertragen, die darin nicht minder geschickt sind als die Männer.

Der kühnste Seemann staunt, wenn er sieht, mit welcher Furchtlosigkeit diese Wilden sich in ihren leichten Barken in die stürmischste See hinauswagen. Gleich den Möven scheinen sie sich auf den Wellen zu wiegen. Wenn eine Woge das Canot auf die Seite legt, und es umzustürzen droht, so lehnen sich die an der Windseite sitzenden Ruderer über den obern Dahlbord hinaus, stoßen ihre Ruder tief in die Woge, drängen das Wasser unter das Canot, und gewinnen so nicht nur das Gleichgewicht wieder, sondern schieben auch das Fahrzeug zugleich kräftig vorwärts.

Die Wirkung, welche eine verschiedene Lebensweise auf die körperliche Bildung und den Charakter des Menschen übt, stellt sich bei den von der Jagd lebenden Indianern der Prairien und den Fischerei treibenden an der Seeküste recht schlagend heraus. Die ersteren, stets zu Pferde auf den Ebenen herumstreifend, ihren Unterhalt unter großer körperlicher Anstrengung gewinnend und hauptsächlich von Fleisch lebend, sind meist von hohem Wuchs, sehnig und hager, aber wohlgebaut, kühn und stolz in ihrem Benehmen, während die andern, an den Ufern der Flüsse liegend, oder zusammengekauert in ihren Canots sitzend, meist klein von Gestalt, schlecht gewachsen und schiefbeinig sind, dicke Fußknöchel und breite flache Füße

haben. Auch in Muskelkraft und Gewandtheit, so wie im äußern Benehmen stehen sie ihren Brüdern auf den Prairien nach.

Wir kehren jetzt zu dem Tonquin und seiner Mannschaft zurück.

Weitere Nachforschungen wurden unternommen, um Hrn. Fox und seine Begleiter aufzufinden, aber vergebens. Der Capitän und einige der Theilhaber fuhren inzwischen in dem großen Boot den Fluß hinauf, um eine passende Stelle zu Errichtung eines Handelspostens auszuwählen. Die Uneinigkeit zwischen beiden Parteien dauerte auch hier fort, und sie konnten sich über keine Wahl vereinigen, da der Capitän die Anlage weit am Fluß hinauf durchaus verwarf. Man kam daher nicht in der besten Laune nach der Baker's Bay zurück. Die Theilhaber schlugen vor, das gegenüberliegende Ufer zu untersuchen, der Capitän aber wollte durchaus von keiner weitern Verzögerung hören. Die Begierde vorwärts zu kommen, war immer größer bei ihm geworden; alle diese Excursionen erschienen ihm als reiner Zeitverlust. Seine Meinung war, zu landen, einen Schupfen zu Bergung des für die Niederlassung bestimmten Theils seiner Ladung zu bauen, und dann, wenn er sich dieses und seiner lästigen Passagiere entledigt haben würde, den erhaltenen Instructionen gemäß die Küstenfahrt sogleich fortzusetzen. Demzufolge ging er, ohne die Theilhaber zu befragen, gleich am folgenden Tage in der Baker's Bay vor Anker, und ließ den Bau des erforderlichen Schupfens beginnen.

Dieses Benehmen des Capitäns beleidigte Herrn Mac Dougal, der sich, als Astors Stellvertreter, als Haupt des Ganzen betrachtete, auf das höchste. Noch an demselben Tage (5 April) begab er sich in Begleitung Hrn. David Stuart's nach dem südlichen Ufer, von wo sie am siebenten wieder zurückzukommen hofften, und wo sie, da der streitsüchtige Capitän nicht dabei war, bald über einen Ort einig wurden, der ihnen für die beabsichtigte Niederlassung tauglich schien. Es war eine Landspitze, Point George genannt, mit einem guten Hafen, wo Schiffe von nicht über 200 Tonnen bis auf 50 Schritt vom Ufer vor Anker gehen konnten.

Nachdem beide hier einen Tag nützlich zugebracht hatten, gingen sie wieder über den Fluß, und landeten am nördlichen

Ufer, mehrere Meilen oberhalb des Platzes, wo der Tonquin vor Anker lag, in der Nähe des Dorfes Chinook, das sie besuchten. Von dem Häuptling dieses Stammes, Namens Comcomly, einem alten schlauen Wilden mit nur Einem Auge, von dem noch weiter die Rede seyn wird, wurden sie sehr gastfreundlich aufgenommen. Jedes einzelne Dorf ist unabhängig und steht unter seinem Häuptling, der jedoch nur wenig Einfluß hat, wenn er nicht ein reicher Mann ist, d. h. Canots, Sklaven und Weiber besitzt. Je größer deren Zahl, um so größer ist auch das Ansehen, in dem er steht. Wie viele Weiber unser einäugiger Potentat besaß, haben wir nicht erfahren; so viel ist jedoch gewiß, daß er großen Einfluß nicht nur auf seinen Stamm, sondern auch auf die in seiner Nachbarschaft übte.

Da eben von Sklaverei die Rede war, so muß bemerkt werden, daß dieselbe unter mehreren Stämmen jenseits der Rocky Mountains besteht. So lange die Sklaven gesund sind, werden sie gut behandelt, aber zu allen schweren Arbeiten verwendet. Machen aber Alter oder Krankheit sie unbrauchbar, so vernachlässigt man sie so sehr, daß sie bald umkommen; ihren Leichnamen wird nicht die geringste Aufmerksamkeit bewiesen.

Nicht nur unter den Chinooks, sondern auch unter den meisten Stämmen an diesem Theil der Küste, herrscht die seltsame Gewohnheit das Vorderhaupt platt zu drücken. Das Kind wird, statt der Wiege, in eine Art hölzernen Trog gelegt, dessen eines Ende, wo der Kopf liegt, höher ist als das andere. Auf die Stirn des Kindes legt man dann ein Stück gefütterten Zeug, und auf dasselbe ein Stück Rinde, das durch Schnüre, die durch Löcher an den Seiten des Trogs durchgehen, fest angezogen wird. Da der Druck gleichmäßig und nach und nach erfolgt, so leidet das Kind keinen großen Schmerz, sieht aber, während es sich unter dieser Operation befindet, abscheulich aus, da seine kleinen schwarzen Augen durch den Druck aus ihren Höhlen treten, und ganz denen einer in der Falle erstickten Maus gleichen. Nach einem Jahre wird das Kind von dem Druck befreit; der Kopf ist dann vollkommen platt gedrückt und bleibt für die ganze Lebenszeit so. Es muß jedoch bemerkt werden, daß dieses Abflachen der Köpfe so zu sagen eine aristokratische Bedeutung hat, oder oder doch mindestens ein Zeichen der Freiheit ist, denn keinem

Sklaven ist es gestattet, sein Kind auf diese Art zu verunstalten; alle Sklaven sind mithin Rundköpfe.

Mit diesen Chinooks brachten die Theilhaber mehrere Stunden des Tages recht angenehm hin. Mac Dougal, der sich auf seine amtliche Stellung etwas zu Gute that, hatte ihnen zu verstehen gegeben, daß er und sein Gefährte Häuptlinge einer großen Handelscompagnie seyen, die man hier zu errichten im Begriff stehe, was den trotz seines einen Auges doch sehr scharfsichtigen Comcomly, der im Handel mit den Weißen nicht unerfahren war, sogleich bewog, sich um die Freundschaft seiner beiden wichtigen Gäste zu bewerben; er bewirthete sie deßhalb auf das beste mit Salm und Wappatu. Am folgenden Morgen (7 April) schickten sie sich, ihrem Versprechen gemäß, zur Rückreise nach dem Schiff an. Sie hatten 11 Meilen in der offenen Bay zurückzulegen; der Wind ward frisch und die See ging hoch. Comcomly warnte sie vor der Gefahr, der sie sich aussetzten; sie ließen sich jedoch nicht irre machen und zogen ihr Boot ins Wasser, während der vorsichtige Häuptling ihnen in seinem Canot folgte. Kaum hatten sie eine Meile zurückgelegt, als eine Welle über das Boot schlug und es umstürzte. Die Gefahr des Ertrinkens war besonders für Herrn Mac Dougal groß, der nicht schwimmen konnte. Comcomly kam indeß in seinem leichten Canot noch zu rechter Zeit herbei und rettete sie aus dem nassen Grabe. Die beiden Herren wurden ans Ufer gebracht, ein Feuer angezündet, um ihre Kleider zu trocknen und dann von dem alten Häuptling in sein Dorf zurückgeführt, wo man alles that, um ihnen während der drei Tage, welche sie durch schlechtes Wetter zurückgehalten wurden, Unterhaltung zu verschaffen. Comcomly ließ durch seine Leute Possen vor ihnen aufführen, und seine Weiber und Töchter bemühten sich durch alle Künste weiblicher Gefallsucht, Gunst bei ihnen zu finden. Einige bemalten sogar den Körper mit rother Erde und salbten sich mit Fischthran um ihre Reize zu erhöhen. Hr. Mac Dougal scheint für das schöne Geschlecht empfänglich gewesen zu seyn; ob er sein Herz bei dieser Gelegenheit verlor oder nicht, haben wir nicht erfahren können, aber es wird sich in der Folge finden, daß eine der Töchter des gastfreundlichen Comcomly den großen Eri der americanischen Pelzcompagnie eroberte.

Als das Wetter besser und die See ruhiger geworden war,

bemannte der einäugige Häuptling sein Staatscanot und brachte seine Gäste wohlbehalten an Bord des Schiffs, wo man sie mit um so größerer Freude bewillkommnete, als man durch ihr Ausbleiben beunruhigt worden war. Comcomly und seine Leute wurden am Bord des Schiffes für ihre Gastfreundschaft freigebig belohnt und kehrten mit dem Versprechen, treue Freunde und Verbündete der weißen Männer zu bleiben, hoch vergnügt in ihre Heimath zurück.

Neuntes Capitel.

Point George. — Gründung von Astoria. — Indianischer Besuch. — Der Capitän verbietet den Eingebornen das Schiff. — Abfahrt des Tonquin. — Bemerkungen über den Capitän Thorn.

Dem Bericht der beiden Theilhaber zufolge wurde beschlossen, den Handelsposten auf Point George anzulegen. Die beiden Herren waren zwar nicht recht zufrieden mit dem Platz und wünschten, ihre Untersuchungen fortsetzen zu können; der Capitän bezeugte aber hinsichtlich der Landung seiner Güter und der Fortsetzung der Reise so viel Ungeduld, daß, wie er sich ausdrückte, an keine weiteren „Lustpartien" zu denken war.

Am 12 April wurde das große Boot mit allem Nöthigen befrachtet, und sechzehn Personen fuhren mit demselben ab, um die Niederlassung zu gründen. Der Tonquin sollte folgen, sobald man den Hafen sondirt hätte. Die breite Mündung des Flusses durchschneidend, landeten die Colonisten, und schlugen ihr Lager im Hintergrund einer kleinen Bay von Point George auf. Für den befestigten Posten hatte man eine Anhöhe gegen Norden gewählt, vor der die breite Mündung des Flusses mit ihren Sandbänken und tobenden Brandungen sich ausbreitete; das 15 Meilen entfernte Vorgebirg von Cap Disappointment schloß die Aussicht linker Hand. Das Land ringsum blühte in aller Frische des Frühlings; die Bäume trieben junges Laub, das Wetter war herrlich, und Alles, was dem Blick sich bot, strömte Freude und Lust in die Brust der Männer, die hier nach langer Gefangenschaft an Bord des Schiffes zum ersten Male wieder frei athmeten. Bald darauf ging auch

der Tonquin in der kleinen Bay vor Anker und wurde vom Lager aus mit dreimaligem Freudengeschrei und drei Musketensalven begrüßt, was man am Bord mit drei Kanonenschüssen und drei Freudenrufen erwiederte.

Alles legte nun Hand ans Werk, um Bäume zu fällen, das Gebüsch auszurotten und den Platz für Wohnung, Niederlage und Pulvermagazin abzustecken, welches letztere aus Baumstämmen erbaut und mit Rinde gedeckt werden sollte. Die Einen schafften das Gerippe des zur Küstenfahrt bestimmten Schooners ans Ufer, um es zusammenzusetzen, während Andere Land umgruben und die verschiedenen mitgebrachten Sämereien ausstreuten.

Der nächste Gedanke war, der beginnenden Colonie einen Namen zu geben; der zuerst sich bietende war natürlich der des Stifters und Beförderers des ganzen Unternehmens, und so entschied man sich für Astoria.

Die benachbarten Indianer schwärmten jetzt um den neuen Anbau herum. Einige brachten Land- und Seeotterfelle zum Tausch, jedoch nur in sehr geringer Anzahl; während die meisten sich nur einfanden, um ihre lästige bis in das Kleinste gehende Neugier zu befriedigen, und auch wohl hie und da etwas zu entwenden; denn die Begriffe von Mein und Dein sind bei ihnen eben nicht bündig. Mehrere umlagerten auch das Schiff in ihren Canots, unter denen der Häuptling Comcomly mit seinen Vasallen sich befand. Diese wurden von Mac Dougal, der sehr erfreut war endlich eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich im Glanz seiner Amtswürde zu zeigen und seinen künftigen Nachbarn einen Begriff von der Wichtigkeit seiner Stellung zu geben, auf das beste aufgenommen. Die Verwirrung an Bord und die Unordnung, in welche die Ladung durch den kleinen Verkehr gerieth, reizte den Unmuth des Capitäns, der dem einäugigen Häuptling die entschiedenste Verachtung zeigte, aufs neue. Er beklagte sich laut, daß man sein Schiff mit indianischem Lumpengesindel überschwemme, das nicht ein einziges Stück Pelzwerk zu bieten habe, und ging endlich so weit, allen Handel an Bord zu verbieten. Auf dieses Verbot war Mac Dougal genöthigt ans Land zu gehen und sein Hauptquartier im Lager aufzuschlagen, wo er sein Recht und sein Ansehen ungehindert behaupten konnte.

Die Zänkereien zwischen den beiden rivalisirenden Parteien

dauerten inzwischen noch immer fort, wurden indeß jetzt meist schriftlich ausgemacht. Tag auf Tag, Woche auf Woche verstrich, ohne daß das Gebäude zur Bergung der zu landenden Güter fertig geworden wäre. Das Schiff wurde natürlich immer länger im Hafen zurückgehalten und der Capitän täglich mit Auslieferung von Gegenständen für die Niederlassung oder den Handel gequält. Ein sehr heftiger Notenwechsel fand zwischen beiden Parteien statt, indem der Capitän manch hartes Wort über die Verzögerung fallen ließ; endlich entschied man den streitigen Punkt, wenn auch nicht zur Zufriedenheit, doch wenigstens zur Beruhigung der gegenseitig Erbitterten dahin, daß man die für Astoria bestimmten Güter aus Land schaffte und dem Schiff freistellte seine Fahrt fortzusetzen.

Da der Tonquin den Auftrag hatte, die Küstenfahrt nach Norden zu machen, um in den verschiedenen Häfen Pelzwerk einzuhandeln und im Herbst nach Astoria zurückzukehren, so wurde einmüthig beschlossen, daß Herr Mac Kay die Reise als Supercargo mitmachen und Hr. Lewis als Schiffsschreiber ihn begleiten solle. Am 1 Junius ging der Tonquin unter Segel und fuhr bis zur Baker's Bay hinab, wo er durch widrigen Wind einige Tage aufgehalten wurde; am 5 Morgens aber, ging er mit frischem Wind in See und trat mit vollen Segeln die unglückliche Fahrt an, von der er nie mehr zurückkehren sollte.

Wirft man einen prüfenden Blick auf das störrische Benehmen und die oft wunderliche Correspondenz des Capitäns Thorn, so kann dennoch die Entscheidung im Ganzen nur zu seinen Gunsten ausfallen. Während wir über seine Herzenseinfalt und die Beschränktheit seiner Ansichten lächeln, die ihm Alles, was auch nur im Geringsten aus dem Geleis seiner täglichen Obliegenheit wich, als abgeschmackt und ungehörig erscheinen ließen, und ihn mit Verachtung gegen die Eitelkeit einiger seiner Gefährten und die Forschungen und literarischen Bemühungen anderer erfüllten, können wir doch nicht umhin seiner strengen Rechtlichkeit und der Gewissenhaftigkeit Beifall zu zollen, mit der er das Interesse seines Herren und Meisters und alles das fest im Auge hielt, was er als den eigentlichen Zweck der Unternehmung betrachtete, zu der er sich verpflichtet hatte. Seine rauhe Weise und sein eigenmächtiges Handeln waren allerdings zuweilen tadelnswerth, man muß

jedoch nicht vergessen, daß Vieles hievon auf Rechnung seiner strengen Begriffe von Pflicht zu setzen ist, die ihm in der tyrannischen Schule des Dienstes auf einem Kriegsschiff eingeprägt worden waren, und daß mithin seine Auslegung der Instructionen Astors ganz anders ausfallen mußte als die seiner Gefährten. Zudem scheint er Verdacht gegen die Treue der Theilhaber und die Rechtlichkeit ihrer Plane gefaßt zu haben, und in dieser Hinsicht lagen allerdings Umstände vor, die den Capitän gewissermaßen rechtfertigen. Die Verhältnisse zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten waren zu jener Zeit höchst kritisch, denn zwischen beiden Ländern drohte ein Krieg auszubrechen. Mehrere unter den Theilhabern waren brittische Unterthanen, und vielleicht Willens, der Flagge, welcher sie jetzt dienten, untreu zu werden, wenn der Krieg wirklich ausbrechen sollte. Ihr Besuch bei dem Minister zu New-York ist ein Beweis, daß die Absichten, mit denen sie sich zu dem Unternehmen einschifften, allerdings für zweideutig gelten konnten. Sie waren früher im Dienst der Nordwestcompagnie gestanden, und vielleicht geneigt dieser Gesellschaft wieder beizutreten, wenn kommende Ereignisse die keimende Anstalt Astors bedrohen sollten. Zudem ist es durch die Aussage eines der Theilhaber bestätigt, daß mehrere der jungen unbesonnenen Leute bei der Expedition ein höchst tadelnswerthes Vergnügen daran fanden, mit dem Capitän ihr Spiel zu treiben, indem sie sich stellten, als hielten sie geheimnißvolle, verdächtige Berathungen unter sich.

Diese Bemerkungen waren nöthig, um das Benehmen des Capitäns einigermaßen zu rechtfertigen, das außerdem sonderbar und unbillig erscheinen würde. Daß die Meisten der Theilhaber rechtliche, ihre Pflicht treu erfüllende Männer waren, sind wir vollkommen überzeugt; dennoch aber hatte der ehrliche Capitän nicht so ganz Unrecht mit seinem Argwohn, und daß seine Meinung hinsichtlich der Rechtschaffenheit des ehrgeizigen Hrn. Mac Dougal die richtige war, wird sich in der Folge hinlänglich erweisen.

Zehntes Capitel.

Beunruhigende Gerüchte aus dem Innern. — Unerwarteter Besuch. — Expedition ins Innere. — Die Ufer des Columbia. — Indianische Begräbnißstätte. — Das Land der Geister. — Vancouvers Point. — Großer Fischmarkt. — Posten am Oakinagan.

Während die Astorianer emsig beschäftigt waren, ihre Factorie nebst dem Fort zu vollenden, brachte ihnen ein Indianer vom obern Theil des Flusses die Nachricht, daß eine Gesellschaft von 30 weißen Männern an den Ufern des Columbia angekommen und eben beschäftigt sey, in der Gegend der zweiten Stromschnellen Häuser zu bauen. Diese Nachricht verbreitete große Unruhe. Die Nordwestcompagnie hatte, wie bereits erwähnt, westlich von den Rocky Mountains, auf brittischem Gebiet, in einem District, der sich von 52° bis 55° nördl. Breite erstreckte, und von ihr Neu-Caledonien genannt worden war, Posten angelegt. Man fürchtete nun, daß sie bis über die americanische Gränze vordringen, sich am obern Theile des Flusses festsetzen und der americanischen Compagnie bei ihren Einkäufen zuvorkommen möchte, woraus, so wie in frühern Zeiten, blutige Kämpfe entstehen konnten. Es wurde daher eine Abtheilung ausgeschickt, um sich von der Wahrheit der Angabe zu überzeugen. Diese fuhr ungefähr 200 Meilen, bis zur ersten Stromschnelle, fand aber keine Spur von weißen Männern.

Bald nach ihrer Rückkehr brachten indeß zwei wandernde Indianer die Nachricht, daß die Nordwestcompagnie wirklich einen Handelsposten an dem in den nördlichen Arm des Columbia fallenden Spokan-Fluß errichtet hätte. Was diese Nachricht noch beunruhigender machte, war der Umstand, daß die Astorianer bei ihrer beschränkten Anzahl keine Abtheilungen von Mannschaft ausschicken konnten, um nach verschiedenen Richtungen in das Land vorzudringen und sich den Handel im Innern zu sichern. Man beschloß indeß, dem Posten am Spokan jedenfalls ein Hinderniß in den Weg zu legen, und einen der Theilhaber, Hrn. David Stuart, mit acht Mann und einem kleinen Sortiment von Waaren zu diesem Zweck auszusenden. Er sollte die beiden Indianer, die das Land kannten, und ihm einen Ort, nicht weit vom Spokan, zu zeigen versprachen, wo es Biber in Menge gebe, als Führer mit sich nehmen.

fände er die Lage vortheilhaft, und die umwohnenden Indianer freundschaftlich gesinnt, so war er angewiesen eine Zeit lang dort zu verweilen.

Am 15 Julius, als Hr. Stuart eben bereit war sich einzuschiffen, fuhr ein Canot mit neun weißen Männern dem Hafen zu. Man erschöpfte sich in Vermuthungen, wer diese Leute seyn möchten, denn Hrn. Hunt, der die Reise durch den Continent machte, konnte man noch nicht erwarten. Als das Canot näher kam, erkannte man die brittische Flagge, und als die Mannschaft ans Land gestiegen war, kündigte einer aus ihrer Mitte sich als den Astronomen David Thompson, Theilhaber der Nordwestcompagnie, an. Seiner Aussage zufolge war er schon im vergangnen Jahr mit ziemlich starker Begleitung und mit einem Vorrath von Waaren für die Indianer aufgebrochen, um die Rocky Mountains zu übersteigen. Ein Theil seiner Leute hatte ihn indeß an der Ostseite schon verlassen, und sich mit den Waaren dem nächsten Nordwestposten zugewendet. Er aber verfolgte mit acht Mann, die ihm treu geblieben waren, beharrlich seinen Weg über das Gebirge. Sie hatten die höheren Regionen erreicht, und sich in die Nähe der Quellen des Columbia gewagt, wo sie im Frühjahr ein Canot aus Cedernholz bauten, in welchem sie nach Astoria kamen.

Es war dieß in der That die von der Nordwestcompagnie abgeschickte Expedition, beauftragt, den Plan Astors, an der Mündung des Columbia eine Niederlassung zu errichten, zu durchkreuzen. Aus später von anderer Seite her erhaltenen Nachrichten ergiebt sich, daß Hr. Thompson seinen Zweck mit größter Eile verfolgt, alle auf seinem Wege liegenden indianischen Dörfer besucht, sie mit der brittischen Flagge beschenkt, und diese selbst, da wo die Flüsse sich theilten, aufgepflanzt, und das Land im Namen des Königs von Großbritannien für die Nordwestcompagnie in Besitz genommen hatte. Da das Unternehmen durch das Entweichen des größten Theils der Mannschaft gescheitert war, so fuhr er wahrscheinlich nur in der Absicht den Fluß hinab, um diesen zu untersuchen und sich zu überzeugen, ob die americanische Niederlassung schon Fuß gefaßt habe.

Hr. Thompson war ohne Zweifel der erste Weiße, der den nördlichen Arm des Columbia so nahe von seiner Quelle aus hinabfuhr. Lewis und Clarke erreichten den Hauptstrom bei seinen

Gabeln, ungefähr 400 Meilen von der Mündung. Sie liefen von dem Lewis-Fluß, seinem südlichen Arm, in ihn ein und fuhren dann abwärts.

Obschon Hr. Thompson von den Astorianern für nichts Anderes als einen Spion gehalten werden mußte, so wurde er von Hrn. Mac Dougal, der für die Nordwestcompagnie eine geheime Neigung hegte, doch sehr gut aufgenommen, in das Hauptquartier eingeladen, und sammt seinen Leuten auf das beste bewirthet. Ja, was allerdings auffallend erscheint, sogar mit Waaren und Lebensmitteln zur Rückreise über die Gebirge versehen, ganz gegen den Willen des Hrn. David Stuart, der die sehr richtige Ansicht hatte, daß der Zweck der Reise des Hrn. Thompson nicht der Art sey, daß er ihm Anspruch auf Unterstützung von Seite der Astorianer verleihe.

Am 23 Julius machte Hr. Stuart sich auf den Weg nach dem Innern. Seine Begleitung bestand aus vier Commis, den HH. Pillet, Roß, Mac Lennon und Montigny, zwei canadischen „Reisenden" und zwei Sandwichsinsulanern. Sie hatten drei gut mit Lebensmitteln und allen Erfordernissen zu einer Niederlassung beladene Canots bei sich.

Hr. Thompson brach in ihrer Gesellschaft auf, weil er sich gerade nach Montreal wenden wollte. Die Theilhaber zu Astoria gaben ihm ein Schreiben an Astor mit, um ihn von ihrer glücklichen Ankunft an dem Ort ihrer Bestimmung in Kenntniß zu setzen und ihm zugleich zu berichten, daß sie noch nichts von Hrn. Hunt vernommen. Das kleine Geschwader von Canots fuhr mit günstigem Winde ab, und kam bald an Tongue Point, einem hohen, langen, felsigen, mit Bäumen bedeckten und weit in den Fluß hinauslaufenden Vorgebirge vorüber. Ihm gegenüber, am nördlichen Ufer, befindet sich eine tiefe Bay, wo der Columbia vor Anker ging und die noch immer Gray's-Bay genannt wird, nach dem Namen des Entdeckers der Mündung des Flusses, der jenes Schiff befehligte.

Von hier aus ist die Richtung des Flusses bis auf 70 Meilen weit fast südöstlich, und seine Breite, je nach den Buchten und der größeren oder geringern Einbiegung ins Land hinein, sehr verschieden. Schiffbar ist er hier für Fahrzeuge bis zu 300 Tonnen. Die Ufer sind an mehreren Stellen hoch und felsig, mit

niedern, sumpfigen Inseln an ihrem Fuß, die der Ueberschwemmung ausgesetzt und mit Weiden, Pappeln und andern in Alluvialboden besonders gedeihenden Bäumen bedeckt sind. Zuweilen treten die Gebirge weiter zurück und geben schönen Ebenen und herrlichen Waldungen Raum. Während der Rand des Ufers mit Bäumen mit einjährigem Laubwuchs besetzt ist, krönen majestätische Fichten und riesige Tannen, bis zu 300 Fuß Höhe bei entsprechendem Umfang, aus denen die Indianer ihre großen Canots und Piroguen bauen, die felsigen Höhen.

An einer Stelle des Flusses, auf der nördlichen Seite, kamen die Reisenden an einem einzeln stehenden, ungefähr 150 Fuß hohen Felsen vorüber, der sich aus einem niedern, sumpfigen Boden erhob und mit den in der Nähe liegenden Gebirgen in durchaus keinem Zusammenhang stand. Dieser Felsen wurde von den umwohnenden Indianern, als einer ihrer Hauptbegräbnißplätze, in hoher Verehrung gehalten. Dieselbe ehrfurchtsvolle Sorgfalt, welche die jagenden Stämme der Prairien ihren Abgeschiedenen erweisen, findet man auch unter den Fischerei treibenden an den Flüssen und der Seeküste. Bei den erstern wird das Lieblingspferd des Verstorbenen unter demselben Begräbnißhügel mit ihm beerdigt, und Bogen und Pfeile legt man neben ihn, damit er für die „glücklichen Jagdreviere" im Lande der Geister gehörig ausgerüstet seyn möge. Bei den letztern wird der Leichnam in seinen Mantel von Fellen sammt seinem Ruder, seinem Fischspeer und anderm Geräthe in sein Canot gelegt und auf den Gipfel irgend eines den Fluß, die Bay oder den See, wo er zu fischen pflegte, beherrschenden Felsens oder Hügels gestellt. So ist er ausgerüstet, um auf den von Fischen- und Wassergeflügel aller Art wimmelnden freundlichen Strömen und Seen zu fahren, die in einer andern Welt denen offen stehen, die sich in dieser als gute Söhne, Väter, Ehemänner und vor allem als gute Fischer erwiesen haben.

Der erwähnte Felsen bot einen Anblick solcher Art; eine Menge von Leichnamen in ihren Canots standen auf dem Gipfel, während an Pfählen ringsumher Todtenopfer an Schmuck, Kleidung, Körben aus Wurzeln und andere Gegenstände aufgehängt waren. Eine heilige Scheu schützt diese Plätze gegen Beraubung oder Muthwillen. Die Freunde der Verstorbenen, besonders die Weiber, begeben sich, eine Zeit lang nach dem Tode eines Angehörigen, bei

Sonnenauf- und Untergang hieher, um Trauergesänge zu singen und um laut zu weinen und zu klagen. Wegen der Menge von Leichnamen, welche die ersten Europäer, die den Fluß befuhren, hier sahen, erhielt der Felsen den Namen Mount Coffin (Sargberg), den er noch jetzt führt.

Jenseits des Felsen fuhren die Reisenden an der Einmündung eines Flusses auf dem rechten Ufer des Columbia vorüber, der auf einem entfernten mit Schnee bedeckten Berge zu entspringen schien. Der indianische Name dieses Flusses war Cauleski. Einige Meilen weiterhin kamen sie in das große Thal des Columbia, von Lewis und Clarke so genannt. Es ist 60 Meilen breit, und dehnt sich zwischen parallel laufenden Gebirgen, die es an der Ost- und Westseite einschließen, weit nach Südsüdost aus. Durch die Mitte dieses Thales strömt ein großer schöner Fluß, Wallamut genannt, der, mehrere hundert Meilen weit durch eine noch unbekannte Wildniß fließend, in den Columbia sich ergießt. Die geschützte Lage dieses großen Thales hat einen augenscheinlichen Einfluß auf das Klima. Es war eine herrliche Gegend mit üppiger Vegetation, mit Seen, Teichen und grünen Wiesen von schönen Wäldern beschattet. Mehrere Indianerstämme sollten, wie es hieß, in diesem Thale an den Ufern des Wallamut hausen.

Ungefähr acht Meilen oberhalb der Mündung des Wallamut kam das kleine Geschwader zu Vancouver's Point, zu Ehren des berühmten Reisenden, der den Fluß befuhr, von seinem Lieutenant Broughton so genannt. Diese Landspitze soll eine der schönsten Stellen am Columbia seyn: eine anmuthige Wiese mit einem Silberstreif des klarsten Wassers in der Mitte, von wildem Geflügel belebt, eine Reihe waldgekrönter Hügel, und der Hintergrund durch den Hood abgeschlossen — ein prachtvoller Berg in eine hohe mit Schnee bedeckte Spitze auslaufend, die letzte Landmarke der ersten Europäer, die den Fluß befuhren.

Point Vancouver liegt ungefähr 100 Meilen von Astoria, und hier hört der Rücktritt der Fluth auf, bemerkbar zu werden. Bis hierher können Schiffe von 200 bis 300 Tonnen fahren. Unsere Reisenden, unter Leitung des Hrn. Stuart, hatten drei oder vier Tage zugebracht, um diese Landspitze zu erreichen.

Von Point Vancouver aus wendet sich der Fluß gegen Nordost; er wird hier schmäler und reißender, und sein Lauf ist oft durch

kleine Inseln und viele Sandbänke gehemmt. Auf diesen Inseln gibt es mehrere Teiche, auf denen sich zu gewissen Zeiten im Jahr Schwäne, Gänse, Kraniche, Möven, Regenpfeifer u. s. w. einfinden. Ihre Ufer sind dicht mit Bäumen besetzt, und diese durch Weinreben und Binsen so dicht verschlungen, daß man kaum durchkommen kann.

Ungefähr 20 Meilen oberhalb Point Vancouver, rücken die Gebirge dem Fluß wieder näher und umgeben ihn zu beiden Seiten mit jähen Abhängen, mit Tannen und weißen Cedern bedeckt und belebt von schönen Wasserfällen, die aus großer Höhe herabstürzen und Wolken von Dünsten um sich verbreiten. Eine dieser Klippen hat durch Zeit und Witterung eine so seltsame Gestaltung erhalten, daß sie von fern einer zertrümmerten Feste mit Thürmen und Zinnen gleicht, die hoch über den Fluß sich erhebt, während zwei kleine Wasserfälle aus einer Höhe von mindestens 150 Fuß zwischen den Spalten des Felsens herabrauschen.

Da die Strömung immer reißender wurde, je höher hinauf die Reisenden kamen, so besorgten sie bald auf große Hemmnisse zu stoßen, und kamen endlich wirklich an die Strawberry-Insel — von Lewis und Clarke so genannt — die am Fuß der ersten Stromschnellen liegt. Da dieser Theil des Columbia im Lauf unser Geschichte noch öfter erwähnt werden wird, so möge hier eine allgemeine Schilderung desselben folgen.

Die Fälle oder Stromschnellen des Columbia liegen ungefähr 180 Meilen oberhalb der Mündung dieses Flusses. Der erste ist ein senkrechter Wasserfall von zwanzig Fuß Höhe, und dann folgt eine reißende Strömung ungefähr eine Meile weit, zwischen Inseln von hartem, schwarzem Fels bis zu einem andern von zwei Felsen getheilten Fall. Ungefähr 2½ Meilen unterhalb dieses letztern breitet sich der Fluß in ein weites Bassin aus, dem Anschein nach gedämmt von einer senkrechten schwarzen Felsenwand. Eine Strömung wendet sich aber in diagonaler Richtung nach der linken Seite dieser Felsenwand, wo sich eine etwa 45 Schritt breite Kluft öffnet, durch welche die ganze Wassermasse schäumend und tosend sich drängt. Durch diesen furchtbaren Canal fuhren die muthigen Reisenden Lewis und Clarke glücklich in ihren Booten; die Gefahr drohte jedoch nicht von den Felsen, sondern aus den gewaltigen Wogen und Strudeln.

Nach diesem Canal folgt in der Entfernung von 1½ Meilen eine Stromschnelle von zwei Felseninseln gebildet, und zwei Meilen weiter ein zweiter großer Fall über ein zwanzig Fuß hohes, fast von einem Ufer zum andern reichendes Felsenriff. Dann drängt sich der Fluß nochmals durch einen von 50 bis zu 100 Fuß breiten, von harten, schwarzen Felsen gebildeten Canal, durch den er drei Meilen weit wild und schäumend tos't. Diese Stelle wird Long Narrows genannt.

Hier ist der große Fischfang im Columbia. Im Frühjahr, wenn das Wasser hoch ist, kommt der Salm in unglaublicher Menge den Fluß herauf. So wie diese Fische durch den schmalen Canal schwimmen, werden sie von den auf den Felsen oder auf hölzernen vom Ufer in den Fluß hinaus laufenden Gerüsten stehenden Indianern, mit kleinen über einen Reif gespannten und mit langen Stielen versehenen Netzen herausgefangen.

Die gefangenen Fische werden eingesalzen und auf eigene Weise gepackt. Nachdem man sie aufgeschnitten und ausgeweidet hat, legt man sie auf hölzernen Gerüsten am Ufer in die Sonne. Sind sie trocken genug, so werden sie zwischen zwei Steinen gepreßt, und dann in zwei Fuß lange und einen Fuß im Durchmesser haltende, mit Lachshaut ausgefütterte Körbe aus geflochtenem Gras gepackt. Der obere Theil des Korbes wird ebenfalls mit Lachshaut bedeckt, und diese mit Schnüren befestigt, die durch Löcher im Rande des Korbes gezogen sind. Aus diesen Körben werden dann Ballen gebildet, von denen jeder ein Dutzend enthält — sieben unten, fünf oben — die, mit dem Deckel aufwärts, sehr dicht beisammen liegen, in Matten gepackt und mit Stricken zusammengeschnürt sind. Diese Ballen werden an trocknen Orten aufbewahrt und mit Matten bedeckt. Jeder hält 90 bis 100 Pfund getrocknete Fische, die sich mehrere Jahre lang aufbewahren lassen.

Wir haben dieses Verfahren, mit dem Lewis und Clarke uns bekannt machten, nur deßhalb so ausführlich erwähnt, weil es ein unter den Indianern ziemlich seltenes Beispiel von Betriebsamkeit und Scharfsinn in Zurichtung eines Handelsartikels bietet. Aus gleichem Grunde muß deßhalb auch noch des Dorfes Wischram gedacht werden, das am Anfange der Stromenge liegt, weil man hier das einzige Beispiel eines indianischen Marktes findet. Hier wird der in der Nähe gefangene Lachs aufgespeichert, und hier finden sich die

Stämme von der Mündung des Columbia mit Seefischen, Wurzeln, Beeren und besonders mit dem beliebten Wappatu, der an den untern Theilen des Flusses gesammelt wird, und mit den Waaren und Spielereien ein, die sie von den europäischen Schiffen erhalten, welche die Küste besuchen. Hieher bringen auch die Stämme von der Rocky Mountains Pferde und Producte aus dem Innern des Landes. Die Lachsfischer vertreten bei den Geschäften, die hier gemacht werden, gewissermaßen die Stelle von Mäklern, indem sie einen Theil der von den Stämmen aus den Gebirgen erhaltenen Waaren an die der Ebene und an den Flüssen verhandeln und umgekehrt. Bei dieser Gelegenheit vertauschen sie ihre Ballen mit getrockneten Fischen, die von hier aus bis in die fernsten Gegenden des americanischen Continents kommen.

Die bereits erwähnte durch Nahrung und Lebensweise erzeugte Verschiedenheit im Charakter der Indianerstämme tritt bei denen oberhalb der Fälle des Columbia noch augenfälliger heraus. Die Indianer dieses großen Fischmarktes werden von den frühesten Reisenden als weichlicher und fetter, und als minder kühn und thätig geschildert, als die in den Gebirgen und auf den Prairien von der Jagd, und selbst als die an den obern Theilen des Flusses lebenden, wo die Fische seltner und die Indianer genöthigt sind, durch Wurzelgraben und die Jagd des Rothwildes weitere Nahrung zu suchen. Wenn ein Indianer vom obern Theil des Stromes zu träge zum Jagen ist, und doch Lust hat recht gut zu leben, so besucht er die Fälle und fängt hier an Fischen, was er bedarf, ohne alle Mühe. Alle die bösen Gewohnheiten und Laster, die der Handel in seinem Gefolge zu haben pflegt, fanden auch unter diese Fischer ihren Weg, denn Hr. Stuart schildert sie als frech und unverschämt, zum Stehlen geneigt und nie unterlassend, jede in ihre Hände fallende schwächere Partei auszuplündern.

Daß er nicht unrecht hat, wird sich zeigen, wenn wir Gelegenheit finden werden, wieder nach Wischram und zu den Fällen des Columbia zurückzukehren. Jetzt legten die Reisenden die beschwerliche Fahrt den Fluß hinauf glücklich zurück, und kamen oberhalb der Fälle wieder in freies Fahrwasser. Beide Parteien fuhren ohne wesentliches Hinderniß noch 300 bis 400 Meilen weit den Fluß hinauf. Hr. Thompson schien großes Interesse an dem Erfolg der Expedition Stuarts zu nehmen, und machte ihn auf mehrere, wie

er sagte, sehr günstige Plätze zu Anlegung eines Postens aufmerksam. Herr Stuart, der seiner Aufrichtigkeit mißtraute, stellte sich endlich doch, als nehme er seinen Rath an, und blieb an einer solchen Stelle, von Thomson, der seinen Weg in die Gebirge fortsetzte, Abschied nehmend zurück, als wollte er sich da niederlassen. Kaum war aber der Rival fort, als Stuart auch schon unter dem Geleite von zwei Indianern wieder aufbrach und nicht eher anlegte, als bis er bis auf 140 Meilen vom Flusse Spokan gekommen war, welche Entfernung er für nahe genug hielt, die rivalisirende Anstalt im Schach zu halten.

Die Stelle, die er zu einem Handelsposten auswählte, war eine Landzunge von ungefähr drei Meilen Länge und zwei Meilen Breite, gebildet durch die Vereinigung des Oakinagan mit dem Columbia. Der erstere ist ein Fluß, der seinen Ursprung aus einem großen ungefähr 150 Meilen westlich vom Vereinigungspunkt gelegenen See nimmt. Beide Flüsse werden oberhalb ihrer Vereinigung von unermeßlichen, mit Graswuchs bedeckten, aber gänzlich von Bäumen entblößten Prairien begränzt. Die Landzunge selbst war mit wilden, von Kolibris umgaukelten Blumen von allen Farben bedeckt.

Die Lage dieses Punktes schien vollkommen zu einem Handelsposten geeignet. Das Klima war gesund, der Boden fruchtbar, die Flüsse wohl mit Fischen versehen, die Eingebornen friedlich und freundschaftlich gesinnt. Die Verbindungen mit dem Innern des Landes waren durch die beiden Flüsse gesichert, und auf dem abwärts strömenden Columbia konnte man leicht nach Astoria kommen.

Das Treibholz, das sich in den nicht fernen Krümmungen des Flusses in Menge angehäuft hatte, wurde von Hrn. Stuart und seinen Leuten zum Aufbau eines Hauses benützt, das bald wohnlich hergestellt war, und somit trat der erste Handelsposten der Compagnie im Innern des Landes ins Leben. — Wir kehren jetzt zur Mündung des Columbia zurück.

Eilftes Capitel.

Unruhe in Astoria. — Gerücht von Feindseligkeiten der Indianer. — Rüstungen zur Vertheidigung. — Tragisches Schicksal des Tonquin.

Die Abfahrt des **Tonquin** und Stuarts mit seinen Leuten hatte auf den Gang der Angelegenheiten in Astoria eine auffallende Wirkung gehabt. Die Eingebornen, die den Platz umschwärmten, zogen sich nach und nach zurück, und endlich war auch nicht ein einziger Indianer mehr zu sehen. Man schrieb dieß Anfangs dem Mangel an Pelzwerk zu, bald aber erklärte sich das Geheimniß auf weit beunruhigendere Weise. Eine Verschwörung, hieß es, sey unter den benachbarten Stämmen im Werke, um die jetzt an Zahl so geringen weißen Männer zu überfallen. Zu diesem Zweck hatten die Krieger in einer benachbarten Bay eine Versammlung unter dem Vorwande des Störfangs gehalten, und ganze Flotten von Canots sollten aus Norden und Süden zu ihnen stoßen. Selbst Comcomly, den einäugigen Häuptling, hatte man, seiner Freundschaftsversicherungen gegen Hrn. Mac Dougal ungeachtet, stark im Verdacht, daß auch er an dem allgemeinen Bündniß Theil genommen.

Beunruhigt von den Gerüchten über die drohende Gefahr, stellten die Astorianer ihre gewöhnliche Arbeit ein und beschäftigten sich mit Errichtung von Vertheidigungswerken. Nach einigen Tagen schon waren das Wohnhaus und die Magazine mit einem 90 Fuß ins Gevierte haltenden Pallisadenzaun, von zwei Bastionen flankirt, umgeben, auf denen zwei Vierpfünder aufgepflanzt wurden. Alle übten sich täglich im Gebrauch ihrer Waffen, und des Nachts schlossen sie sich in ihre Befestigung ein und stellten Schildwachen aus, um gegen Ueberfall gesichert zu seyn. Mit diesen Vorkehrungen hofften sie sich gegen jeden Angriff bis zum Eintreffen der von Hrn. Hunt über die Rocky Mountains geführten Mannschaft oder bis zur Rückkehr des **Tonquin** halten zu können. Die letztere Hoffnung sollte jedoch zerstört werden. Anfangs August fand sich eine herumziehende Horde Wilder von der Straße Juan de Fuca an der Mündung des Columbia ein, um Störe zu fangen. Diese brachte traurige Nachrichten von dem **Tonquin**, die man Anfangs für Mährchen hielt, die aber leider von einer andern, einige Tage später ein=

treffenden Horde bestätigt wurden. Wir wollen die nähern Umstände dieses traurigen Ereignisses so genau erzählen, als die uns zugekommenen, in manchen Punkten sich widersprechenden Nachrichten dieß nur immer gestatten.

Wie bereits erwähnt, segelte der **Tonquin** am 5 Junius von der Mündung des Columbia ab. Die Zahl sämmtlicher an Bord befindlicher Mannschaft belief sich auf dreiundzwanzig. In einer der äußern Buchten stießen sie auf ein Canot mit indianischen Fischern, unter denen einer schon zweimal die Reise an der Küste gemacht hatte, und die Sprache der verschiedenen an derselben wohnenden Stämme etwas verstand; dieser willigte ein, die Reise als Dolmetscher mitzumachen.

Gegen Norden steuernd, erreichte Capitän Thorn nach einigen Tagen schon Vancouvers-Eiland, wo er, ganz gegen den Rath seines indianischen Dolmetschers, der ihn vor den treulosen Bewohnern dieses Theils der Küste warnte, im Hafen von Newiti vor Anker ging. Bald fanden sich eine Menge Indianer in Canots ein, und brachten Seeotterfelle zum Verkauf. Es war bereits zu spät am Tage, um noch einen Handel einleiten zu können; Hr. Mac Kay ging jedoch in Begleitung einiger Mannschaft ans Land, in ein großes Dorf, um Wicananisch, dem Häuptling des umliegenden Landes, einen Besuch abzustatten, während dessen sechs Indianer als Geiseln an Bord zurückblieben. Er wurde mit großen Freundschaftsversicherungen aufgenommen, gastfreundlich bewirthet und in der Wohnung des Häuptlings, bei dem er die Nacht zubrachte, bereitete man ihm ein Lager von Seeotterfellen.

Am andern Morgen, noch ehe Hr. Mac Kay nach dem Schiffe zurückgekehrt war, fanden sich eine Menge Eingeborner in ihren Canots ein, geführt von zwei Söhnen des Häuptlings. Da sie viele Seeotterfelle bei sich hatten und aller Anschein zu einem lebhaften Handel vorhanden war, so wartete Capitän Thorn die Rückkehr Hrn. Mac Kay's gar nicht ab, sondern breitete seine Decken, Tücher, Messer, Glascorallen, Fischangeln u. s. w. lockend auf dem Verdeck aus, und hoffte auf einen raschen und gewinnreichen Verkehr. Die Indianer waren jedoch nicht so begierig und einfältig, als er sich eingebildet, denn sie hatten den Handel und den Werth der Waaren von den Küstenfahrern kennen gelernt, die zuweilen zu ihnen kamen. Zudem wurden sie von einem alten schlauen Häuptling,

Namens Nukamis, geleitet, der im Handel mit den neuenglischen Schiffen grau geworden war, und sich nicht wenig auf seine Feinheit zu Gute that. Dieser leitete den Handel. Wenn Capitän Thorn seiner Meinung nach einen recht annehmbaren Preis für ein Otterfell bot, so verwarf der alte schlaue Indianer das Anerbieten mit Verachtung, und forderte mehr als das Doppelte. Alle seine Cameraden folgten seinem Beispiel, und so war auch nicht ein einziges Otterfell um einen billigen Preis zu haben.

Der alte Fuchs ging jedoch zu weit, und irrte sich im Charakter des Mannes, mit dem er zu thun hatte. Thorn war ein gerader Seemann, der weder zweierlei Preise noch zweierlei Redensarten kannte; zudem fehlte es ihm an Geduld und Fügsamkeit, und von dem beim Handel üblichen Kniffen verstand er durchaus nichts. Er war stolz und verachtete die Wilden; da er sich nun nicht mit ihnen verständigen konnte, so steckte er die Hände in die Taschen und ging schweigend auf dem Verdeck auf und ab. Der alte schlaue Indianer folgte ihm Schritt vor Schritt, und hielt ihm, so oft er auf seinem Spaziergang umkehrte, ein Otterfell vor, indem er ihn bestürmte es zu kaufen. Da dem Wilden auch dieß nicht glückte, so änderte er plötzlich den Ton und verspottete den Capitän, daß er so niedrige Preise auf die Waare biete. Dieß war zu viel für Thorns Geduld, der zudem keinen Spaß verstand, besonders wenn man sich denselben auf seine Kosten erlaubte; er drehte sich rasch um, ergriff das Otterfell, rieb dem Alten das Gesicht damit, und wies ihn unter nichts weniger als höflichen Andeutungen zu Beschleunigung seiner Schritte vom Schiffe. Dann warf er alle zum Verkauf ausgebreiteten Pelzwaaren rechts und links auf dem Verdeck umher, und brach allen Verkehr auf die schimpflichste Weise ab. Der alte Nukamis ruderte zornentbrannt nach dem Ufer; Schewisch, einer der Söhne des Häuptlings Wicananisch, folgte ihm Rache brütend sogleich mit den Uebrigen, und bald war das Schiff von allen Indianern geräumt.

Als Hr. Mac Kay an Bord zurückkam, erzählte ihm der Dolmetscher, was vorgegangen, und beschwur ihn, den Capitän zu veranlassen, daß er unverweilt unter Segel gehe, denn er kenne den rachsüchtigen Charakter dieser Wilden, und wisse, daß sie niemals einen ihrem Häuptling widerfahrenen Schimpf ungerochen ließen. Mac Kay, der die Gemüthsart, der Indianer aus eigner

Erfahrung kannte, ging sogleich zu dem Capitän, der noch immer voller Zorn auf dem Verdeck hin und her schritt, stellte ihm die Gefahr vor, der sein übereiltes Benehmen das Schiff ausgesetzt hatte, und bat ihn dringend die Anker lichten zu lassen. Thorn verwarf diese Warnung mit Verachtung, indem er auf seine Kanonen und Flinten, als eine hinlängliche Schutzwehr gegen nackte Wilde, deutete. Weitere Bitten hatten nur spöttische Gegenreden zur Folge, die zuletzt mit einem heftigen Wortwechsel endeten. Der Tag verging indeß ohne alle Feindseligkeit von Seite der Indianer, und am Abend zog sich der Capitän in seine Cajüte zurück, ohne mehr als die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch, während Thorn und Mac Kay noch schliefen, legte ein mit zwanzig, von dem jungen Schewisch befehligten Indianern bemanntes Canot am Schiff an. Alle waren unbewaffnet; Aussehen und Haltung der Wilden schien friedlich, und sie hielten Otterfelle empor, indem sie den Wunsch ausdrückten Handel zu treiben. Die von Astor so nachdrücklich empfohlene Vorsicht, hinsichtlich der Zulassung der Indianer an Bord des Schiffes, war seit einiger Zeit sehr vernachlässigt worden, und da der Officier von der Wache sah, daß die Anlandenden unbewaffnet waren, so machte er, da er zudem auch keine Gegenbefehle erhalten hatte, um so weniger Schwierigkeit, sie auf das Verdeck zu lassen. Bald kam aber ein zweites Canot, dessen Mannschaft ebenfalls zugelassen wurde, und diesem folgten immer mehrere, deren Indianer von allen Seiten am Schiff emporkletterten.

Dem wachthabenden Officier begann indeß bei dieser Vermehrung des Besuchs nicht wohl zu werden; er weckte daher den Capitän und Hrn. Mac Kay, die, als sie auf das Verdeck kamen, dieses gedrängt voll von Indianern fanden. Der Dolmetscher machte Hrn. Mac Kay darauf aufmerksam, daß viele von den Wilden kurze Mäntel von Fellen trügen, unter denen sie leicht Waffen verborgen haben könnten. Mac Kay drang deßhalb sofort in den Capitän, das Verdeck räumen zu lassen, und sogleich unter Segel zu gehen, was jedoch von dem hartnäckigen Thorn nochmals verweigert wurde. Die immer größer werdende Zahl der vom Ufer abstoßenden Canote weckte indeß endlich seine Besorgniß, und er befahl nun einem Theil der Mannschaft, die Anker zu lichten und die Segel beizusetzen.

Die Indianer benahmen sich bei dieser Gelegenheit sehr schlau; indem sie sich stellten, als sähen sie die Vorbereitungen zur Abfahrt mit Bedauern, erboten sie sich, ihr Pelzwerk zu dem Preis abzulassen, den man ihnen bieten würde. Sogleich begann man die Waaren auszulegen, und der Handel wurde eröffnet. Ein leider zu wenig beachteter Umstand war es, daß die Indianer hauptsächlich Messer eintauschten. Sobald ein Theil von ihnen damit versehen war, zog er sich zurück, um einem andern Platz zu machen, bis endlich alle auf dem Verdeck vertheilt und bewaffnet waren.

Der Anker war fast aufgewunden, die Segel losgebunden, als der Capitän auf seine barsche Weise befahl, das Schiff zu räumen. In demselben Augenblick stieß einer der Wilden einen furchtbaren Schrei aus; dieß war das Signal zum Kampf, oder vielmehr zur Rache. Der Ruf wurde von allen Seiten wiederholt, Keulen und Messer geschwungen, und die wuthentbrannten Indianer stürzten sich auf ihre Opfer. Der erste, welcher fiel, war Hr. Lewis, der Schiffsschreiber, der, im Handel begriffen, mit verschränkten Armen über einen Ballen mit Decken gelehnt stand, als er einen tödtlichen Stich in den Rücken erhielt, und die Cajütentreppe hinabstürzte. Hr. Mac Kay, der eben auf dem Hackbord saß, sprang herab, wurde aber sogleich mit einer Keule zu Boden geschlagen, und dann rücklings ins Meer hinabgestürzt, wo ihn die Weiber in den Canots vollends tödteten.

Capitän Thorn hatte indeß einen Kampf gegen furchtbare Uebermacht zu bestehen. Er war ein eben so starker als beherzter Mann, aber leider ohne Waffen aufs Verdeck gekommen. Schewisch, der junge Häuptling, hatte sich ihn zur Beute auserseben, und ihn gleich beim Beginn des Kampfes angegriffen. Dem Capitän blieb gerade noch so viel Zeit, sein Taschenmesser zu ziehen, mit dem er den jungen Wilden todt zu seinen Füßen streckte. Mehrere seiner rüstigen Gefährten stürzten sich alsbald auf den Capitän, der sich nichtsdestoweniger kräftig vertheidigte, rechts und links Stöße austheilte und die Schanze mit Todten und Verwundeten bedeckte. Seine Absicht war, sich bis zur Kajüte durchzuschlagen, wo sich Feuergewehre befanden; aber von Feinden umringt, von Wunden und Blutverlust geschwächt, mußte er sich einen Augenblick auf das Rad des Steuerruders stützen, und hier erhielt er von hinten einen Keulenschlag, der ihn zu Boden streckte; mit

Messerstichen vollends umgebracht, wurde er endlich über Bord geworfen.

Während dieß auf der Schanze vorging, war der Kampf in den übrigen Theilen des Schiffs nicht minder hitzig. Die Mannschaft schlug sich mit Messern, Brechstangen und allem, was ihr in die Hände fiel, wie verzweifelt; allein bald siegte die Mehrzahl, und alle wurden erbarmungslos gemordet. Die sieben Matrosen, welche sich in den Tauwänden befanden, um die Segel loszubinden, sahen von ihrer Höhe mit Entsetzen auf das Gemetzel herab. Da sie ebenfalls unbewaffnet waren, so ließen sie sich schnell am laufenden Tauwerk hinab, in der Hoffnung das Zwischendeck erreichen zu können. Einer von ihnen fiel bei dem Versuch und wurde sogleich ermordet; ein anderer erhielt im Herabsteigen einen tödtlichen Stoß in den Rücken, und Stephan Weekes, der Waffenschmied, wurde auf den Tod verwundet, als er die Schiffslucke hinabstieg. Den übrigen vier gelang es die Cajüte zu erreichen, wo sie Hrn. Lewis noch am Leben fanden. Sie verrammelten die Thür, schlugen Löcher, statt der Schießscharten durch die Treppenverkleidung und eröffneten nun ein lebhaftes Musketenfeuer, durch welches das Verdeck in wenig Augenblicken gesäubert wurde.

Der indianische Dolmetscher, dem wir diese Nachrichten verdanken, hielt sich ganz neutral und war als Landsmann von den Indianern verschont worden. Als diese das Schiff räumten, stieg auch er in der Verwirrung mit ihnen in die Canots hinab und eilte dem Ufer zu. Die noch lebenden vier Matrosen eilten jetzt aus der Cajüte auf das Verdeck, und schickten den Fliehenden noch eine Salve aus dem groben Geschütz nach, durch die viele von ihnen getödtet, die Uebrigen aber ans Land getrieben wurden. Kein Indianer wagte sich während des Tags, aus Furcht vor den Feuerwaffen, in die Nähe des Schiffs und auch die Nacht verstrich ruhig.

Am folgenden Morgen lag der Tonquin noch immer in der Bucht vor Anker, die Segel schlapp herabhängend und im Winde flatternd; kein lebendes Wesen schien an Bord zu seyn. Bald nach Tages Anbruch stießen einige Canots mit Indianern, der Dolmetscher unter ihnen, vom Lande ab. In gemessener Entfernung, ruderten sie schüchtern um das Schiff, wurden aber bald dreister, als sie sahen, daß alles still und ruhig war. Endlich zeigte sich ein bleicher Mann an Bord, in dem der Dolmetscher Hrn. Lewis

erkannte, und lud die Wilden durch Zeichen ein, das Schiff zu besteigen. Lange stand es an, ehe sie sich dazu entschlossen; endlich stiegen sie hinan, und da sie alles ausgestorben fanden — denn auch Hr. Lewis war verschwunden — so folgten bald mehrere. Canots kamen von allen Seiten herbei, und bald war nicht nur das Verdeck, sondern auch die Seiten des Schiffs mit Indianern bedeckt, die alle in der Absicht zu plündern empor klimmten. Mitten in der wilden Freude über die reiche Beute, flog aber das Schiff mit furchtbarem Krachen in die Luft. Weit hinaus wurde das Wasser mit Armen, Beinen und zerrissenen Leibern bedeckt, und unter den Canots, die das Schiff umgaben, eine gräßliche Verwüstung angerichtet. Der Dolmetscher, der sich im Augenblicke der Explosion gerade in den Puttingen befand, wurde unverletzt ins Wasser geschleudert, wo es ihm gelang, schwimmend ein Canot zu erreichen. Seiner Erzählung zufolge, bot die Bay einen entsetzlichen Anblick. Das Schiff war verschwunden, das Wasser mit Bruchstücken des Wracks, zertrümmerten Canots und schwimmenden, mit dem Tode ringenden Indianern bedeckt, während andere, die das Glück gehabt hatten unverletzt zu bleiben, in tödtlicher Angst dem Ufer zueilten. Mehr als hundert Wilde waren durch die Explosion umgekommen, eine noch größere Anzahl grausam verstümmelt worden, und noch mehrere Tage lang warf das Meer Leichname und menschliche Gliedmaßen auf den Strand.

Die Bewohner von Newiti waren tödtlich erschrocken über den furchtbaren und unerwarteten Schlag, der im Augenblick des Triumphes selbst über sie hereinbrach. Die Krieger irrten in düsteres Schweigen versenkt umher; während die Weiber die Luft mit Klagen und Geschrei erfüllten. Ihre Klagen verwandelten sich aber bald in Wuthgeheul, als sie die vier Matrosen erblickten, die man gefangen ins Dorf führte. Sie waren mit einem der Boote des Schiffs, in dem sie sich zu retten versucht hatten, ans Ufer geworfen worden. Der Dolmetscher erhielt Erlaubniß mit ihnen zu sprechen; es waren jene vier Tapfern, die sich in der Cajüte so wacker vertheidigt hatten. Von ihnen erfuhr der Dolmetscher, was wir eben erzählt haben, und sie sagten ihm überdieß noch, daß ihnen Lewis, nachdem sie die Feinde vom Schiff vertrieben, gerathen habe, das Kabeltau zu kappen und in die hohe See hinauszustechen. Diesem Rathe wollten sie jedoch nicht folgen, weil

der Wind widrig war, und sie fürchten mußten, an die Küste geworfen zu werden. Sie beschlossen deßhalb, sich mit Einbruch der Nacht in aller Stille in einem Boote einzuschiffen und längs der Küste nach Astoria zurückzukehren. Lewis weigerte sich, sie zu begleiten, weil er nur noch kurze Zeit zu leben habe, und entschlossen sey, an den Indianern furchtbare Rache zu üben. Seit seiner Abreise von New-York hatte dieser junge Mann wiederholt erklärt, daß er ein Vorgefühl habe, er werde von seinen eignen Händen sterben, da er entschlossen sey, sich in dem sehr wahrscheinlichen Fall eines Kampfes mit den Wilden lieber selbst zu tödten, als gefangen nehmen zu lassen. Er erklärte demnach seine Absicht, bis zum Anbruch des Tages auf dem Schiff zu bleiben, so viel Indianer als möglich an Bord zu locken, und dann Feuer an die Pulverkammer zu legen, und so sein Leben mit einer ausgezeichneten Rachehandlung zu beschließen. Wie gut ihm dieß gelang, haben wir gesehen. Seine Gefährten sagten ihm ein trauriges Lebewohl und traten ihre gefährliche Fahrt an. Sie strengten alle ihre Kräfte an, um aus der Bay hinauszukommen, hatten aber eine Landspitze vor sich, die sie nicht zu umschiffen vermochten, und waren endlich gezwungen, in einer kleinen Bucht Schutz zu suchen, wo sie verborgen zu bleiben hofften, bis der Wind sich ändern würde. Von Anstrengung und Nachtwachen erschöpft, fielen sie hier bald in einen tiefen Schlaf, während dessen sie von den Wilden überfallen und gefangen genommen wurden. Besser wäre es für diese Unglücklichen gewesen, sie hätten bei Lewis ausgeharrt und sein Schicksal getheilt, denn ihr Tod war langsam und schmerzhaft; sie wurden von den Indianern unter den grausamsten Qualen den Manen der Erschlagenen geopfert. Einige Zeit nach ihrem Tode fand der Dolmetscher, der als Kriegsgefangener zurückgehalten wurde, Gelegenheit zu entkommen, und die Nachricht von dem unglücklichen Ereigniß nach Astoria zu bringen.

Dieß ist die traurige Geschichte von dem Schicksal des wackern, aber eigensinnigen Befehlshabers des Tonquin und seiner unglücklichen Mannschaft. Diese Katastrophe zeigt, wie nöthig es ist, bei allen wichtigen Unternehmungen immer die Vorschriften des umsichtigen Kopfes vor Augen zu haben, der den Plan dazu entwarf. Astor kannte die Gefahren, denen seine Leute durch Zwistigkeiten mit den Wilden an der Küste ausgesetzt waren, nur zu gut; wäre daher Thorn der ihm wiederholt eingeschärften Vorsichtsmaßregel, nie-

mals mehr als nur einige wenige Indianer zugleich an Bord zu lassen, nachgekommen, und hätte er sich überhaupt bei seinem Verkehr mit den Küstenbewohnern freundlicher und gefälliger benommen, so wäre dem beginnenden Unternehmen ein so harter Schlag und so vielen wackern Leuten ein so trauriges Ende erspart worden. Seiner Fehler ungeachtet, die durch so manche treffliche Eigenschaft aufgewogen wurden, verdient Thorn dennoch unser inniges Mitleid, und wer ihn, des Unglücks wegen, das sein Eigensinn herbeiführte, verdammt, der erinnere sich, daß er seinen Irrthum mit dem Leben gebüßt hat.

Der Verlust des Tonquin war ein harter Schlag für die aufblühende Anstalt. Astor empfing die Nachricht davon erst mehrere Monate später. Sie machte den tiefsten Eindruck auf ihn, denn er sah nur zu gut ein, daß dieses Mißgeschick sein Lieblingsunternehmen in seinen Grundfesten erschüttern, wo nicht ganz zertrümmern müsse. In seinen zu jener Zeit geschriebenen Briefen spricht er davon als von einem „Unglück, dessen Folgen sich gar nicht voraussehen lassen.“ Er erschöpfte sich jedoch nicht in eiteln Klagen, sondern suchte so schnell und kräftig zu helfen als möglich. Am Abend, wo er die Unglücksbotschaft erhielt, erschien er mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit im Theater, und antwortete denen, die ihre Verwunderung darüber zu erkennen gaben: „Was soll ich thun? Meint ihr, ich werde zu Hause bleiben und über das klagen, was ich nicht ändern kann?“

Zwölftes Capitel.

Trauer zu Astoria. — Eine sinnreiche List. — Der Pockenhäuptling. — Der Schooner läuft vom Stapel. — Ein canadischer und ein irokesischer Jäger. — Neujahrsfest zu Astoria.

Die Nachricht von dem Verlust des Tonquin und der Ermordung seiner Mannschaft erfüllte die Bewohner von Astoria mit Entsetzen. Eine Handvoll Menschen sah sich hier auf einer öden Landspitze ausgesetzt und von feindseligen Stämmen umringt, die, sobald sie von dem Unfall Kunde erhielten, sich leicht zu Gewalt-

thätigkeiten versucht fühlen konnten. Um die Leichtgläubigkeit der Wilden zu benützen, nahm Hr. Mac Dongal in dieser Bedrängniß zu einer List seine Zuflucht, die seinem Scharfsinn Ehre macht.

Die Bewohner dieser Küste hegen, gleich allen Indianern westlich vom Gebirg, die größte Furcht vor den Kinderpocken, die wenige Jahre zuvor furchtbare Verwüstungen unter ihnen angerichtet und ganze Stämme aufgerieben hatten. Ursprung und Natur der Krankheit blieben ihnen ein Geheimniß, und sie waren daher fest überzeugt, daß der „Große Geist" sie ihnen gesandt, oder daß die Weißen sie unter ihnen verbreitet hätten. Diese letztere Meinung benutzte Hr. Mac Dougal, und versammelte mehrere Häuptlinge um sich, die er im Verdacht einer Verschwörung hatte. Als sie im Kreis um ihn herum saßen, eröffnete er ihnen, daß er Kunde von dem Verrath habe, dessen ihre nordischen Brüder sich gegen den Tonquin schuldig gemacht, und daß er entschlossen sey sich zu rächen. „Die Weißen, die hier unter euch wohnen", sagte er, „sind zwar gering an Zahl, aber mächtig durch ihre Kenntnisse in der Heilkunde. Seht," fuhr er fort, indem er ein kleines Fläschchen aus der Tasche zog, „in diesem Gefäß halte ich die Pocken verschlossen. Es ist sorgfältig verwahrt, aber ich darf es nur öffnen und alsbald entweicht das Gift, und wird Männer, Weiber und Kinder von der Erde vertilgen."

Die Häuptlinge sprangen entsetzt auf, beschwuren ihn, das Fläschchen verschlossen zu lassen, und versprachen für sich und ihre Leute, stets die treuesten Freunde der Weißen zu bleiben. Würde er, sagten sie, die Pocken herauslassen, so würde das Gift wie Feuer über den Boden hinlaufen, die Guten mit den Bösen verzehrend, und gewiß werde er nicht so ungerecht seyn, seine Freunde für Verbrechen zu strafen, die seine Feinde begangen hätten. Hr. Mac Dougal schien diesen Betheurungen zu glauben, und versprach ihnen, daß das verheerende Gift verschlossen bleiben solle, so lange die Weißen unbehelligt und das Benehmen ihrer indianischen Nachbarn friedlich und gastfreundschaftlich bleibe; bei der geringsten Feindseligkeit aber werde er das Fläschen entsiegeln. Von diesem Augenblick an wurde Mac Dougal von den Wilden als ein Mann gefürchtet, der ihr Geschick in seinen Händen halte, und sie nannten ihn nicht anders als den „großen Häuptling der Pocken."

Die Arbeiten an der Niederlassung wurden indeß mit großer

Emsigkeit betrieben, und am 26 Sept. ward ein bequemes, geräumiges Wohnhaus fertig. Es war von Steinen und Thonerde erbaut, da sich kein Kalk zu Mörtel in der Gegend fand. Auch der Schooner war bereits zusammengesetzt und am 2 Oct. unter den gewöhnlichen Ceremonien vom Stapel gelassen, und unterhalb des Forts vor Anker gelegt worden. Er erhielt den Namen Dolly und war das erste amerikanische Schiff, das in diesen Gewässern vom Stapel lief.

Am 5 Oct. Abends wurde die kleine Gemeinde von Astoria durch die unerwartete Ankunft einer Abtheilung von der Mannschaft des Postens am Okinagan angenehm überrascht. Die Ankommenden brachten die günstigsten Nachrichten in Betreff der neuen Anlage mit, berichteten aber zugleich, daß Hr. Stuart einen Theil seiner Leute nur deßhalb zurücksende, und nur die HH. Roß, Montigny nebst zwei Andern bei sich behalte, weil er fürchte, es möchte während des Winters an Lebensmitteln für Alle mangeln. Mit solchen Beschwerden hat der indianische Handelsmann zu kämpfen. Mitten in einem wilden, unbekannten Lande, 700 Meilen von dem Hauptposten entfernt, mußte Hr. Stuart die Hälfte seiner ohnehin geringen Mannschaft entlassen, und sich mit den übrigen darauf gefaßt halten, allen Gefahren und Beschwerden der Wildniß und eines langen, traurigen Winters zu trotzen.

Unter den Zurückkehrenden befand sich auch ein Creole aus Canada, Namens Regis Brugière, und ein irokesischer Jäger nebst seinem Weibe und zwei Kindern. Da beide gewissen Classen angehören, die ihre Namen und Bezeichnungen durch den Pelzhandel erhalten haben, so dürfte einiges Nähere über sie hier ganz an seiner Stelle seyn.

Brugière gehörte zu den Biberjägern, die von den Kaufleuten mit dem technischen Ausdruck freie Männer (freemen) bezeichnet werden. Sie sind meist geborne Canadier von französischer Abstammung, die, nachdem sie, auf einige Jahre von irgend einer Pelz-Compagnie gemiethet, ihre Dienstzeit überstanden haben, fortfahren für eigne Rechnung zu jagen und Schlingen zu stellen; wobei sie dann mit den Compagnien auf dieselbe Weise Handel treiben wie die Indianer. Daher schreibt sich die Benennung „freie Männer,“ um sie von den Jägern zu unterscheiden, die auf eine gewisse Anzahl von Jahren verpflichtet sind, und bestimmten Lohn oder einen

Antheil an der Jagdbeute erhalten. Da sie Jahre lang in der Wildniß, fern von civilisirter Gesellschaft leben, und fast mit niemand Umgang haben als mit den Indianern, so nehmen sie bald alle Gewohnheiten des Lebens der Wilden an, und bleiben freiwillig in den Wäldern und auf den Prairien, wo ihnen das ungebundene freie Leben so wohl gefällt, daß sie nur mit Widerwillen des Zwangs gedenken, den die Civilisation auflegt. Die meisten von ihnen nehmen sich Weiber unter den Indianern, und oft, um der Sitte des Landes zu folgen, auch wohl mehr als Eine. Allen Unbilden der Witterung und eines wandernden Lebens ausgesetzt, werden sie den Indianern sowohl in der Farbe der Haut, als auch in Sitten und Gebräuchen ganz ähnlich. Von Zeit zu Zeit bringen sie die erbenteten Felle nach dem Posten derjenigen Compagnie, in deren Diensten sie früher gestanden und tauschen dagegen ein, was sie bedürfen. Zur Zeit als Montreal der Mittelpunkt des Pelzhandels war, kamen diese freien Männer der Wildniß nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren oft unvermuthet wieder zu ihren alten Freunden und Cameraden zurück, von denen sie dann gleich aus dem Grabe Auferstandenen bewillkommt wurden. Nach einigen verschwelgten Tagen kehrten sie jedoch gewöhnlich mit erhöhtem Geschmack an ihrer Freiheit in die Wälder zurück. Eine Menge solcher Leute lebten auf dem nordwestlichen Gebiet zerstreut, von denen einige den Gewohnheiten des civilisirten Lebens nicht gänzlich entsagten, und durch kluge Sparsamkeit sich einiges Vermögen erwarben. Ihr Reichthum bestand hauptsächlich in Pferden, die in der Nähe ihrer Wohnungen auf den Prairien umher schwärmten. Diesen Weg hatte Regis Brugière nicht eingeschlagen: er war ein freier Mann, ein Bewohner der Wildniß im vollsten Sinne des Worts, dessen Unbesonnenheit und Sorglosigkeit kaum von der der Rothhäute übertroffen wurde. Im Dienst der Nordwestcompagnie aufgewachsen, hatte er eine ihrer Expeditionen über die Rocky Mountains begleitet und sich des Biberfangs für den Handelsposten am Fluß Spokan unterzogen. Im Verfolg seiner Jagdzüge war er, zufällig oder absichtlich, auf den Posten des Hrn. Stuart gestoßen, der ihm den Vorschlag machte, mit ihm den Columbia hinabzufahren und sein Glück in Astoria zu versuchen.

Ignaz Shonowane, der irokesische Jäger, gehörte einer andern Classe an. Er war einer der Urbewohner Canada's, die unter

dem Einfluß der französischen Colonisten und der katholischen Geistlichen sich einigermaßen der Civilisation und den Lehren des Christenthums gefügt hatten, wie denn überhaupt die katholischen Missionäre im Bekehrungsgeschäft meist glücklicher gewesen sind, als ihre protestantischen Rivalen. Diese halb civilisirten Indianer hatten einige der guten, aber auch viele der schlimmen Eigenschaften ihres Stammes behalten. Sie waren ganz vorzügliche Jäger und gewandte Schiffer. Die härtesten Entbehrungen trugen sie mit Leichtigkeit und waren vortrefflich für den Dienst auf Flüssen, Seen und in den Wäldern, wenn man sie nämlich nüchtern und in Zucht erhalten konnte; denn einmal vom Geist des Branntweins entzündet, dem sie bis zum Wahnsinn ergeben waren, erwachten alle ihre schlummernden Leidenschaften und rissen sie zu den zügellosesten, oft blutigen Gewaltthaten fort. Obschon der katholischen Religion zugethan, hingen sie doch noch sehr an ihrem alten Aberglauben, besonders hinsichtlich der Bezauberungen und der Vorbedeutungen. Eine Menge dieser Leute waren bei der Nordwest-Compagnie als Jäger und Schiffleute angestellt, aber gegen niederern Lohn als die Weißen. Ignaz Shonowane war im Dienst der Compagnie bis an die Ufer des Spokan gekommen, mithin wahrscheinlich der erste seines Stammes, der die Rocky Mountains überstiegen hatte.

Mit dem October stellten sich die Vorläufer des nahenden Winters ein. Bisher hatten die Colonisten alle Ursache mit dem Klima zufrieden zu seyn; die Sonnenhitze war mäßig, denn das Thermometer stieg nie über 80° F. Während des Frühlings und im Anfang des Sommers herrschten Westwinde vor, die später in frischen Nordwest umsetzten. Im October trat Südwind ein, der häufigen Regen mitbrachte.

Die Indianer fingen jetzt an, den Strand des Oceans zu verlassen und sich in ihre Winterquartiere in den Wäldern oder an den Ufern der Bäche und kleinen Flüsse zurückzuziehen. Die Regenzeit, die im October beginnt, dauert mit geringen Unterbrechungen bis zum April fort, und obschon der Winter mild ist, da das Thermometer nur selten bis unter den Gefrierpunkt fällt, so sind doch der Regen und die Stürme fürchterlich. Die Sonne bricht oft mehrere Wochen lang nicht durch die Wolken, die kleinsten Bäche werden zu reißenden Strömen, und das Land ist von einer Sündfluth bedroht.

Durch den Abzug der Indianer nach ihren Winterquartieren wurden die Lebensmittel selten, so daß sich die Colonisten genöthigt sahen, Fourage-Expeditionen mit dem Dolly zu unternehmen. Noch immer war diese Hand voll Abenteurer in ihrem einsamen Fort guter Dinge, und mit Sehnsucht sahen sie dem Augenblick entgegen, wo sie durch Hrn. Hunt nebst seinen Leuten verstärkt werden würden, der über die Rocky Mountains zu ihnen stoßen sollte.

Das Jahr ging allmählich zu Ende. Der Regen, der seit dem 1 October fast unaufhörlich gefallen war, begann gegen den Abend des letzten Tages im Jahr aufzuhören, und der Morgen des ersten Januars wurde von hellem Sonnenschein begrüßt. Die von den Franzosen ererbte Lust und Freude an Feiertagen kann bei den canadischen „Reisenden" durch kein Mißgeschick unterdrückt werden, und selbst unter den traurigsten Umständen wissen sie ein Fest anzuordnen. Eine außerordentliche Portion Rum und etwas Mehl, um Kuchen und Pudding zu backen, reicht zu einer Mahlzeit für sie hin, und alle Sorgen und Beschwerden werden unter Gesang und Tanz vergessen.

Bei dem jetzigen Anlaß suchten die Theilhaber selbst der Neujahrsfeier einen Anstrich von Festlichkeit zu geben. Bei Sonnenaufgang riefen die Trommeln unter die Waffen, die Flaggen wurden aufgehißt und mit drei Salven aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen begrüßt. Der Tag ward unter Vergnügungen aller Art hingebracht, und Grog, Brod, Butter und Käse unter die Mannschaft vertheilt. Ein Mittagessen, so gut als die Umstände es nur immer zuließen, ward aufgetragen und bei Sonnenuntergang wurden die Flaggen unter einer zweiten Salve eingezogen. Die Nacht ward mit Tanz hingebracht, und obschon es an Frauenzimmern fehlte, so verlängerten die canadischen „Reisenden" den Ball dennoch bis 3 Uhr Morgens. So wurde der Neujahrstag von 1812 in der entstehenden Colonie Astoria zugebracht.

Dreizehntes Capitel.

Die Landexpedition. — Herr Hunt und sein Charakter. — Anwerbung von canadischen „Reisenden.“ — Schilderung dieser Leute. — Mackinaw. — Hr. Ramsay Crooks. — Abschiedsscenen.

Wir sind jetzt den Begebnissen der See-Expedition der Unternehmung bis zu dem Gestade des stillen Meeres gefolgt, und haben der Neujahrsfeier der entstehenden Colonie beigewohnt; kehren wir nun zu den kühnen Abenteurern zurück, denen die Expedition zu Lande übertragen war, und die den Auftrag hatten, auf mächtigen Strömen, auf pfadlosen Ebenen und über die rauhen Felsenwände der Rocky Mountains sich einen Weg zur Mündung des Columbia zu bahnen.

Die Leitung dieses Zugs war, wie bereits erwähnt, dem Herrn Wilson Price Hunt aus Trenton (New Jersey), einem der Theilhaber der Compagnie, anvertraut, der zugleich bestimmt war, nachmals an die Spitze der Colonie an der Mündung des Columbia zu treten. Herr Hunt wird als ein Mann von der strengsten Rechtschaffenheit und Treue und als höchst angenehm und liebenswürdig von Umgang und Sitten geschildert; wir werden finden, daß sein ganzes Benehmen vollkommen mit dieser Schilderung übereinstimmte. Im Handel mit den Indianern hatte er zwar keine praktische Erfahrung, d. h. er hatte nie Handelsexpeditionen bis in die Tiefen der Wildniß beigewohnt, allein er war bei dem Handel zu St. Louis, damals eine Gränzansiedelung am Mississippi, beschäftigt gewesen, wo ein Hauptzweig des Geschäfts darin bestand, die indianischen Handelsleute mit Waaren und Ausrüstungsgegenständen zu versehen. Auf diesem Wege war es ihm gelungen, sich nicht nur bedeutende Erfahrungen hinsichtlich des Handels aus zweiter Hand, sondern auch über die verschiedenen Stämme und das Innere des Landes zu sammeln, über das jener Verkehr sich erstreckte.

Ein zweiter Theilhaber war Hrn. Hunt beigegeben, Namens Donald Mac Kenzie, der gerade in dem sich auszeichnete, woran es jenem gebrach, denn er war im Dienste der Nordwest-Compagnie zehen Jahre im Innern des Landes gewesen, und

rühmte sich gern seiner Kenntniß in der Waidmannskunst, der Kriegführung und der Handelskniffe der Indianer. Sein Aeußeres kündigte einen an Mühen und Entbehrungen gewöhnten Mann und ein furchtloses Gemüth an; zudem war er als ein ausgezeichneter Schütze bekannt, was allein schon hinreichte, seinen Namen auf der Gränze berühmt zu machen.

Hr. Hunt und sein Gefährte reisten gegen Ende Junius 1810 nach Montreal, dem vormaligen Emporium des Pelzhandels, ab, wo sie sich mit dem zu ihrer Expedition Erforderlichen versehen sollten. Die Hauptsache war, von den stets sich hier herumtreibenden canadischen „Reisenden" die nöthige Zahl anzuwerben, eine keineswegs leichte Aufgabe, da diese Leute voller Ränke und Hinterlist stecken, und die Nordwest-Compagnie insgeheim alles aufbot, um die tauglichsten von ihnen abzuhalten, sich für andere Unternehmungen gewinnen zu lassen, so daß Hr. Hunt nur solche bekommen konnte, die nicht zu den besten gehörten. Von diesen wählte er von den minder schlechten so viele, als er für seine Zwecke für nöthig erachtete, und schiffte sich mit ihnen und dem erforderlichen Vorrath an Schießbedarf, Waaren zum Eintausch von Pelzwerk und Lebensmitteln auf einem jener großen Canots ein, wie sie damals bei den Pelzhändlern zur Fahrt auf den oft sehr schwierig zu beschiffenden Flüssen des Landes allgemein im Gebrauch waren. Ein solches Canot war zwischen 30 und 40 Fuß lang und mehrere Fuß breit, bestand aus Birkenrinde, durch Fasern von der Wurzel der canadischen Fichte zusammengefügt, und statt des Theers mit Fichtenharz kalfatert. Die Ladung war, um sie bequemer packen, ausladen und bei Landfahrten fortschaffen zu können, in Ballen von 90 bis 100 Pfund abgetheilt, und das Canot selbst konnte, obschon es eine Ladung von mehr als vier Tonnen faßte, von der Mannschaft bequem auf den Schultern getragen werden. Canots von dieser Größe werden gewöhnlich von acht oder zehn Mann geleitet, von denen zwei versuchte Schiffleute seyn müssen, die doppelten Lohn erhalten, und von denen der eine am Bug, der andere am Hintertheil aufgestellt ist. Bei günstigem Wind wird auch ein Segel aufgezogen.

Die Expedition fuhr, dem Gebrauch gemäß von St. Anna, unweit des äußersten Endes der Insel Montreal, dem großen Auslauf-

posten der Handelsleute nach dem Innern des Landes, ab. Dort befand sich eine dieser Heiligen, der Schutzpatronin der canadischen „Reisenden," geweihte Capelle, in der sie vor dem Abgang auf ihre gefahrvollen Expeditionen zu beichten und sich zu verloben pflegten. Der Altar der Heiligen war mit Reliquien und Votivtafeln geschmückt, theils um ihren Schutz zu gewinnen, theils als Dankopfer für Befreiung aus Gefahren. Nach verrichteter Andacht wurde auf glückliche Fahrt und zu Ehren der Heiligen noch wacker getrunken. Im Trinken erwies sich die neugeworbene Mannschaft als sehr tüchtig, leider aber fand Hr. Hunt bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß er hinsichtlich der sonstigen Brauchbarkeit seiner Leute zu Montreal sehr schlechte Acquisitionen gemacht habe.

Mit diesen halbuntauglichen Schiffleuten, die dann am flinksten bei der Hand waren, wenn es galt ans Land zu gehen, Feuer anzumachen und sich singend und schwatzend um den rauchenden Kessel zu setzen, ging Hr. Hunt den Ottawa hinauf, und kam nach einer sehr langweiligen und mühsamen Fahrt auf einer Reihenfolge kleiner Seen und Flüsse, der alten Straße der Pelzhändler, nach Michilimackinac. Erst am 22 Julius erreichte er Mackinaw, auf der Insel gleiches Namens, am Zusammenfluß des Huron- und Michigan-Sees gelegen. Dieser alte berühmte französische Handelsposten war noch immer der Vereinigungspunkt einer mannichfach gemischten Bevölkerung. Er war der große Anlandungs- und Absegelungsplatz für den südwestlichen Pelzhandel. Hier hatte die Mackinaw-Compagnie ihren Hauptposten errichtet, von wo aus sie ihre Verbindungen mit dem Innern und mit Montreal unterhielt, und von hier aus gingen auch die Jäger nach den verschiedenen Orten ihrer Bestimmung am obern See und seinen Zuflüssen, oder am Mississippi, am Arkansas, am Missouri und nach den andern westlichen Regionen ab. Nach Verlauf eines Jahres oder mehr, kehrten sie mit ihrem Pelzwerk hierher zurück, um ihre Rechnungen abzuschließen und die Ausbeute wurde dann in Canots nach Montreal abgeführt. Mackinaw war deßhalb zu der Jahreszeit, wo die Handelsleute von allen Punkten da zusammentrafen, ein höchst belebter Platz.

Dieser jetzt gänzlich verödete Ort hatte schon zur Zeit, als Hr. Hunt dahin kam, viel von seiner Bedeutung verloren. Es war ein Dorf längs einer kleinen Bay, mit einem breiten schönen Strand

vor der Hauptfronte der Häuser und von einem alten Fort auf einer Anhöhe oberhalb des Dorfs beherrscht. Der Strand vertrat die Stelle einer öffentlichen Promenade, wo sich zu gewissen Zeiten alle jene bizarren Auftritte zur Schau stellten, die ein Seehafen in dem Augenblick bietet, wo eine Flotte von langer Reise zurückkehrt. Hier vergeudeten die canadischen „Reisenden" den Lohn ihrer Arbeiten und Entbehrungen bei Tanz und Trunk in den bretternen Wirthshäusern; dort standen Gruppen um eine Bude mit unächtem Geschmeide und kauften Tand aller Art, um sich auf die abgeschmackteste Weise damit herauszuputzen. Zuweilen fanden sie Rivalen an indianischen Gecken vom jenseitigen Ufer, die, auf phantastische Weise bemalt und geschmückt, einherstolzirten, fest überzeugt, daß ihre bleichen Nebenbuhler von ihnen ausgestochen würden. Von Zeit zu Zeit erschienen auch Nordwesters, von Fort William kommend, in Mackinaw, die sich als die Ritterschaft des Pelzhandels betrachteten. Es waren Männer von Eisen, abgehärtet gegen alle Kältegrade, gegen Entbehrungen und Gefahren aller Art. Sie trugen den Knopf der Nordwest-Compagnie auf ihren Kleidern, ein furchtbares Jagdmesser an der Seite und hatten eine militärische Haltung. Ihre Hüte waren gewöhnlich mit Federn geschmückt. Mit der tiefsten Verachtung blickten sie auf die Jäger der Südwest-Compagnie herab, die sie als durch mildes Klima und leckere Kost (Brod und Speck) verweichlicht betrachteten. Sie pflegten dieselben nie anders als „Schweinfleischesser" zu nennen, und riefen ihnen im Vorübergehen mit trotziger Miene, die Hand in die Seite gestemmt, zu: „Je suis un homme du nord!" Die Anmaßungen dieser Großsprecher wurden stillschweigend geduldet, denn es gab in der That viele unter ihnen, die sich durch außergewöhnlichen Muth in Ruf gesetzt hatten. Auch der Pelzhandel zählte Helden, deren Namen und Großthaten weithin in der Wildniß wiederhallten.

So stand es zu Mackinaw zu der Zeit von der hier die Rede ist; jetzt sieht es freilich ganz anders daselbst aus. Die Pelzhändler versammeln sich nicht mehr dort, die Schifffahrt auf den Seen wird durch Dampfboote betrieben, und die Handelsleute, die Jäger, die canadischen „Reisenden" und die indianischen Stutzer sind verschwunden. Solche Veränderungen hat ein Zeitraum von wenigen Jahren herbeigeführt.

Hr. Hunt hielt sich einige Zeit zu Mackinaw auf, theils um

sein Waarenlager zu vervollständigen, theils um noch einige bessere canadische „Reisende" anzuwerben. Das letztere hatte jedoch seine besondern Schwierigkeiten. Es befanden sich zwar sehr geschickte Leute solcher Art in Menge zu Mackinaw, aber mehrere Tage lang fand sich auch nicht ein einziger bei Hrn. Hunt ein, und als ihnen endlich Anerbietungen gemacht wurden, antworteten sie mit Kopfschütteln. War auch hie und da einer geneigt sich anwerben zu lassen, so fanden sich immer wieder geschäftige Müßiggänger von jener Classe, die stets bereit sind, Andere gegen ein Geschäft einzunehmen, an dem sie selbst keinen Theil haben. Diese zupften jeden der Lust hatte sich gewinnen zu lassen, am Kleide, und raunten ihm ins Ohr, daß die Expedition unbekannte Ströme zu befahren, und durch schaurige Wüsten von wilden Stämmen bevölkert, zu passiren habe, die schon manchen Reisenden, der sich zu ihnen gewagt, ermordet hätten, und daß sie die Rocky Mountains erklimmen müßten, um in öde und unfruchtbare Gegenden hinabzusteigen, wo der Wanderer von Heuschrecken und Grillen zu leben genöthigt sey, oder sein Pferd schlachten müsse, wenn er nicht Hungers sterben wolle.

Endlich fand sich doch ein Mann, der kühn genug war, sich aller dieser Schreckbilder zum Trotz anwerben zu lassen, und dieser wurde nun als Lockvogel gebraucht, um noch mehrere herbeizuziehen; es vergingen aber wieder einige Tage, ehe noch andere sich bewegen ließen Dienste zu nehmen. Hr. Hunt wünschte die Geworbenen auf fünf Jahre zu verpflichten, allein die meisten wollten sich auf nicht länger als drei einlassen, und verlangten noch dazu einen Theil des bedungenen Lohnes als Vorschuß. Dieß wurde ihnen gern bewilligt, allein kaum hatten sie das Geld vertrunken oder sonst versplittert, als sie auch von Schulden zu sprechen begannen, die sie zu Mackinaw hätten, und die getilgt werden müßten, ehe sie an die Abreise denken konnten. Vorstellungen halfen hier durchaus nichts, und so mußten denn, wollte man den bereits geleisteten Vorschuß nicht verloren geben, die theils wirklichen, theils angeblichen Schulden der Geworbenen bezahlt werden.

Hr. Hunt war innerlich ergrimmt über diese unverschämte Prellerei, um so mehr, als die Zahl seiner Recruten noch sehr gering war, und viele von denen, die er als brauchbare Leute so gern in Dienst genommen hätte, sich noch immer spröde zeigten und durch keinen goldnen Köder locken ließen. Mit diesen mußte er es also

auf andere Art versuchen. Unter die bereits geworbenen vertheilte er Straußenfedern, die sie auf ihre Hüte steckten und als „Reisende einer neuen Compagnie, welche die Nordwestcompagnie verdunkeln werde," in Mackinaw umherstolzirten. Diese Kriegslist verfehlte ihre Wirkung nicht, denn ein französischer Canadier ist zu eitel, als daß er der Lockung, sich mit einer Feder schmücken zu können, zu widerstehen vermöchte. In Menge fanden sie sich ein, um Dienste zu nehmen, denn jeder wollte seinen Hut mit einer Feder zieren. Bald stolzirten alle nach Wunsch geschmückt einher, und die meisten hatten größere Freude an der Zierde auf ihrem Hute, als an dem Gelde in ihrer Tasche, denn sie achteten sich jetzt den ruhmredigen „Männern des Nordens" vollkommen gleich.

Während Hr. Hunt seine Geschäfte besorgte, stieß ein Schotte Namens Ramsay Crooks zu ihm, den er früher schon schriftlich eingeladen hatte, an der Expedition Theil zu nehmen. Dieser junge Mann war im Dienst der Nordwestcompagnie gestanden, und hatte dann mehrere Handelsexpeditionen unter den Stämmen am Missouri auf eigene Rechnung unternommen. Hr. Hunt, der ihn persönlich kannte, und mit Recht eine hohe Meinung von seiner Rechtschaffenheit und seinem Unternehmungsgeiste hegte, war sehr erfreut, als Hr. Crooks seine Begleitung zusagte. Vor allem entwarf der junge Mann Hrn. Hunt eine Schilderung von den Gefahren, die ihrer auf dieser Reise warteten, und erklärte, daß es durchaus nöthig sey eine starke Begleitung mitzunehmen. Bei der Fahrt auf dem obern Missouri, kämen sie durch das Land der Sioux, die sich, wie er sagte, stets feindlich gegen die weißen Handelsleute gezeigt hätten, indem sie von dem Ufer herab auf ihre vorbeifahrenden Boote zu feuern pflegten und sie oft auch in ihren Lagern angriffen. Hr. Crooks selbst war auf einer seiner Reisen von diesen Räubern überfallen worden, und genöthigt gewesen umzukehren und den Fluß wieder hinabzufahren. Wäre man auch, fügte er noch bei, glücklich genug diesen Feinden zu entkommen, so fände man in den sogenannten „Schwarzfüßen," die einen großen Landstrich, durch den der Weg führe, unsicher machten, noch weit furchtbarere Feinde. Es wurde daher beschlossen, die bereits über 30 Köpfe starke Mannschaft nach der Ankunft in St. Louis bis auf 60 zu vermehren.

Als alles in Ordnung war, sollte es ans Einschiffen gehen, was jedoch kein leichtes Unternehmen war. Gleich den Seeleuten

pflegten auch die canadischen „Reisenden“ vor der Abfahrt noch ein Gelag zu halten. Jeder von ihnen hatte noch Vettern, Basen, Freunde oder Gevattern zu tractiren und zu umarmen, und Hr. Hunt noch manche in den Wirthshäusern gemachte Schuld zu berichtigen. Es wurde gegessen, getrunken und getanzt, und die Wirthe gaben gern alles her, was man verlangte, wohl wissend, daß der Beutel des Hrn. Hunt vor den Riß stehen, oder die Abfahrt verschoben werden müsse. Auf gerichtlichem Wege sich Recht zu verschaffen, war damals in Mackinaw unmöglich, denn in dieser amphibischen Gemeinde wurden die schwelgerischen oder menterischen Schiffleute stets begünstigt, und so blieb denn nichts übrig, als die Neugeworbenen bei guter Laune zu erhalten, damit sie nicht etwa gar auf der Reise selbst, durch den gefährlichen Dienst abgeschreckt, in ein Canot springen und wieder stromabwärts fahren möchten.

Scenen solcher Art gaben Hrn. Hunt einen Vorgeschmack von den Beschwerden seiner Stellung. Nur mit Mühe gelang es ihm, seine Leute den Kneipen und den Umarmungen ihrer Zechbrüder zu entreißen, die ihnen bis ans Ufer folgten, und im canadischen Französisch mit lallender Zunge Segenswünsche nachriefen. Am 12 August verließen sie Mackinaw, und schlugen den gewöhnlichen Weg durch die grüne Bai, auf dem Fuchsfluß und dem Wisconsin bis zur Prairie du Chien ein, von wo sie den Missisippi hinab nach St. Louis fuhren, das sie am 3 September erreichten.

Vierzehntes Capitel.

St. Louis. — Die Missouri-Compagnie. — Hr. Manuel Lisa. — Die Bootsmänner des Missisippi. — Joseph Miller und sein Charakter. — Fahrt auf dem Missouri. — Ankunft zu Nodowa. — John Day der Kentucky'sche Jäger. — Hr. Hunt kehrt nach St. Louis zurück.

St. Louis, am rechten Ufer des Missisippi, einige Meilen unterhalb der Mündung des Missouri gelegen, war zu jener Zeit eine Gränzansiedlung und der letzte Ausrüstungsplatz für den südwestlichen indianischen Handel. Die Bevölkerung bestand aus Creolen, Nachkommen der ersten französischen Colonisten, aus kühnen Han-

delsleuten der atlantischen Staaten, aus Kentuckyern und Leuten aus Tennessee, aus Indianern und Halbblütigen von den Prairien, und aus einem ganz eigenen, gleichsam auf dem Wasser herangewachsenen Menschenschlag, den sogenannten „Bootsmännern des Mississippi," die nach eigenen Sitten und Gebräuchen lebten und sogar auch eine eigene, ganz technische Sprache redeten. Diese Leute waren zu jener Zeit sehr zahlreich, und führten die Schifffahrt und den Handel auf dem Ohio und dem Mississippi eben so wie die „Reisenden" auf den canadischen Gewässern; auch sie sind, gleich jenen, durch die alles verdrängende Dampfschifffahrt der Vergessenheit verfallen.

Die alten französischen, bei dem indianischen Handel betheiligten Häuser hatten einen Schweif von Bastardindianern und Bastardfranzosen um sich versammelt, die sie bei ihren Expeditionen zu Wasser und zu Lande verwendeten. Leute aus andern Ländern dehnten später den Handel weiter nach dem Innern, nach dem obern Theil des Missouri aus, und vermehrten die Zahl dieses Anhängsels. Von diesen Handelsleuten hatten mehrere zwei oder drei Jahre vor Hrn. Hunts Ankunft eine Compagnie gebildet, die aus zwölf Theilhabern, mit einem Capital von 40,000 Dollars, bestand; diese nannte sich die „Missouri-Pelzhandelcompagnie" und ging darauf aus, längs dem obern Theil dieses Flusses Handelsposten zu errichten, und den Handel dieser Gegend für sich zu monopolisiren. Der das Geschäft leitende Theilhaber dieser Compagnie war Hr. Manuel Lisa, ein Spanier von Geburt, und ein Mann von kühnem, unternehmendem Geiste, der den Missouri fast bis zu seiner Quelle verfolgt, und sich mit mehrern Stämmen bekannt, ja sogar beliebt bei ihnen gemacht hatte. Seinen Bemühungen war es gelungen, im Jahr 1808 Handelsposten im Lande der Sioux und unter den Aricara- und Mandana-Stämmen anzulegen, so wie einen Hauptposten an den Gabeln des Missouri zu begründen, dem Hr. Henry, einer der Theilhaber, vorstand. Diese Compagnie hatte gegen 250 Menschen, theils americanische Jäger, theils Creolen und „canadische Reisende" in ihren Diensten.

Alle diese Umstände hatten zu St. Louis eine noch buntere Bevölkerung, als die zu Mackinaw, zusammengedrängt. Da sah man am Ufer des Flusses den ausschweifenden, prahlhaften und großsprecherischen „Bootsmann des Mississippi," mit den lustigen, fratzen-

haften, stets gut gelaunten, und immer singenden canadischen „Reisenden," während Indianer verschiedener Stämme in den Straßen umherschlenderten, unter denen zuweilen ein kräftiger kentucky'scher Jäger in lederner Kleidung, die Büchse auf der Schulter und das Messer im Gürtel einher stieg. Hie und da erhoben sich neue Häuser und Läden aus Backsteinen, von geschäftigen Handelsleuten aus den atlantischen Staaten belebt, während die alten französischen Wohngebäude mit ihren offenen Fenstern noch immer den freundlichen, wohnlichen Anblick boten, wie zur Zeit der ersten Colonisten, und dann und wann das Kratzen einer Geige, ein munteres Lied oder das Klappern der Billardbälle deutlich bewies, daß der heitere französische Humor noch immer in St. Louis heimisch sey.

So war St. Louis zur Zeit, als Hr. Hunt dort eintraf. Das Auftreten einer neuen Pelzhandelcompagnie mit bedeutenden Fonds, erregte große Sensation unter den Handelsleuten des Orts, und weckte die Eifersucht der Missouricompagnie. Hr. Hunt dachte nun vor Allem darauf, sich so zu verstärken, daß er jeder Concurrenz trotzen könne, und gewann zu diesem Zweck einen jener unternehmenden Männer, der Handelsunternehmungen zu den Stämmen am Missouri beigewohnt hatte. Es war dieß ein gewisser Hr. Joseph Miller, ein gebildeter Mann von einer achtbaren Familie in Baltimore, der als Officier in der Armee der Vereinigten Staaten gedient, aber seinen Abschied aus Verdruß darüber genommen hatte, daß man ihm einen Urlaub verweigerte, und der sich seitdem mit dem Biberfang und dem Handel mit den Indianern beschäftigte. Es kostete Hrn. Hunt nicht viele Mühe ihn zur Theilnahme an seinem Unternehmen zu bereden, und so einen Mann zu gewinnen, dessen Kenntnisse und Erfahrungen im indianischen Handel für die Compagnie von großem Nutzen seyn mußten.

Außerdem wurden noch mehrere Leute zu St. Louis, theils Jäger, theils Bootsleute angeworben. Die erstern waren bestimmt, nicht nur das nöthige Wild zur Nahrung für die Expedition zu erlegen, sondern auch Biber und andere ihres Pelzwerkes wegen schätzbare Thiere zu fangen. Die Werbbedingungen waren verschiedener Art: einige empfingen einen bestimmten Gehalt von 300 Dollars, andere wurden auf Kosten der Compagnie gekleidet und genährt und erhielten einen Antheil an der Jagdbeute.

Da Hr. Hunt viele Opposition von Seite der rivalisirenden

Pelzhändler, und besonders von der Missouri-Compagnie erfuhr, so gingen mehrere Wochen hin, bevor er mit seinen Vorbereitungen zu Stande gekommen war. Dieß und der Aufenthalt zu Montreal, Mackinaw und unterwegs hatte ihn in seiner Zeitberechnung sehr zurückgebracht, so daß es unmöglich wurde die Reise auf dem Missouri noch im laufenden Jahr zu bewerkstelligen. Dieser Fluß, aus hohen und kalten Breiten kommend und durch weite und offene Ebenen strömend, die den kalten Winden ausgesetzt sind, friert sehr früh zu. Der Winter tritt hier schon mit dem ersten November ein, und so war nichts Anderes zu vermuthen, als daß der Fluß schon längst mit Eis bedeckt seyn werde, ehe die Expedition den obern Theil desselben erreichen konnte. Um indeß die Kosten des Ueberwinterns zu St. Louis zu ersparen, beschloß Hr. Hunt, den Missouri so weit als möglich, bis zu einem Punkt oberhalb der Ansiedlungen hinaufzufahren, wo es Wild im Ueberfluß gibt und wo man durch die Jagd sich so lange erhalten konnte, bis die eingetretene mildere Witterung des Frühlings die Fortsetzung der Reise gestatten würde.

Am 21 October verließ Hr. Hunt St. Louis mit drei Fahrzeugen. Das eine war eine Barke, die er von Mackinaw mitgebracht hatte, von der Art, wie man sich ihrer vor Zeiten zur Fahrt auf dem Mohawk-Flusse bediente, gewöhnlich unter dem Namen Schenectady-Barken bekannt, und das dritte ein großes Kielboot, damals das allgemein übliche Transportmittel auf dem Mississippi. Mit frohem Muthe brach die Expedition auf, und erreichte nach glücklicher Fahrt die Mündung des Missouri. Dieser große, 3000 Meilen lange Fluß, der mit seinen Beiflüssen eine unermeßliche Landesstrecke bewässert, war bis dahin nur gelegentlich von den Barken der Pelzhändler befahren worden; noch kein Dampfboot hatte seine reißenden Gewässer durchschnitten, und Segel waren nur hie und da von Nutzen, denn es bedurfte eines starken Windes, um der gewaltigen Strömung des Flusses stromaufwärts Herr zu werden. Die Hauptsache bei der Fahrt beruhte auf körperlicher Kraft und Gewandtheit. Die Boote wurden gewöhnlich mit Rudern und Bootshaken in Bewegung gesetzt, indem man die letztern in Wurzeln und überhängende Bäume einschlug, und sich so von einem zum andern fortzog. Wo das Ufer von Gebüsch frei war, so daß die Mannschaft am Ufer hingehen konnte, wurden

die Fahrzeuge auch an Tauen gezogen. Während dieser ermüdenden Fahrt war das Boot großen Gefahren von schwimmenden Baumstämmen, von ganzen Massen von Treibholz — den bekannten Holzinseln — und von den sogenannten Snags und Sawyers ausgesetzt. Die Snags sind vom Wasser losgerissene und in den Fluß gestürzte Bäume, die sich so in den Schlamm eingesenkt haben, daß von ihnen nichts sichtbar ist, als ihr drohender, von der Strömung vorwärts geneigter Wipfel. Die gefährlichsten sind solche, die einen oder zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers stehen, und da dieß zuweilen Stämme von 5 bis 6 Fuß im Durchmesser sind, so läßt sich leicht begreifen, daß ein schnell gehendes Fahrzeug an ihnen zerschellen und untergehen kann. Solche Snags finden sich meist dicht am Ufer, also gerade da, wo das Boot bei der Fahrt stromaufwärts sich zu halten hat, um der Gewalt der Strömung auszuweichen. Die Sawyers unterscheiden sich von den Snags dadurch, daß sie dem Druck der Strömung nachgeben und in einer auf- und niedertauchenden Bewegung, der einer Säge in einer Mühle gleichend, bald erscheinen, bald verschwinden, weßhalb man ihnen auch den Namen Sawyers (Säger) gegeben hat. Da das Fahrwasser des Flusses, seiner Krümmungen und Sandbänke wegen häufig wechselt, so mußten die Boote natürlich diesem Zickzacklaufe folgen. Oft war ein Theil der Mannschaft genöthigt, an seichten Stellen in das Wasser zu springen und das Fahrzeug am Zugtau fortzuziehen, während ihre Cameraden an Bord mit Rudern und Bootshaken angestrengt arbeiteten. Oft schien die Barke bewegungslos, wie durch einen Zauber gebannt, wenn sie an eine Biegung kam, um die herum die Strömung mit gewaltiger Kraft ihr entgegen brauste, und wo man mit größter Anstrengung kaum merkbar vorwärts kam.

Bei solchen Gelegenheiten erschienen die Verdienste der canadischen Reisenden in ihrem vollsten Lichte. Ausdauernd bei der Arbeit, durch kein Hinderniß zu entmuthigen, fruchtbar an Hülfsmitteln und erfahren in allen Kunstgriffen den widerspänstigen Strom zu gewältigen, sah man sie bald im Boot, bald am Ufer, bald im Wasser thätig, so kalt dieses auch war, und dabei immer munter und guter Laune. Wurde aber doch zuweilen die Anstrengung zu groß und drohte ihre Kraft zu erschöpfen, so war eines ihrer Schifferlieder, von einem alten Ruderer vorgesungen und vom Chor

begleitet, ein unfehlbares Mittel, den ermattenden Muskeln neue Spannkraft zu verleihen. Unter solchen anstrengenden Arbeiten legte die Expedition einen Weg von ungefähr 150 Meilen den Missouri hinauf zurück und erreichte am 16 November die Mündung des Nodowa. Da hier ein guter Jagdgrund war und die strenge Jahreszeit mit raschen Schritten heranrückte, so wurde beschlossen, an dieser Stelle die Winterquatiere aufzuschlagen. Wirklich zeigte sich auch nach zwei Tagen, daß der Fluß oberhalb des Lagers mit Eis ging.

Noch nicht lange hatte Hr. Hunt sein Winterquartier bezogen, als ein neuer Reisegefährte Namens Mac Lellan zu ihm stieß, derselbe, der Hrn. Crooks auf der unglücklichen Expedition begleitet hatte, wo sie von den Sioux überfallen wurden. Mac Lellan war ein merkwürdiger Mann. Er hatte unter dem General Wayne im Krieg gegen die Indianer als Freiwilliger gedient, und sich durch kühne Wagstücke so ausgezeichnet, daß die abenteuerlichsten Geschichten von ihm umliefen, denen sein Aeußeres allerdings entsprach. Er war hager, aber musculos, und sein ganzes Wesen zeugte von Kraft, Gewandtheit und unerschütterlichem Muthe. Seine Augen waren schwarz, sein Blick durchdringend; von innerer Unruhe getrieben, artete er aber oft bis zu einer nur schwer zu zügelnden Heftigkeit aus. Er war von Hrn. Hunt eingeladen worden, dem Unternehmen als Theilhaber beizutreten und hatte mit Freuden eingewilligt, weil ihn der Gedanke ergötzte unter zahlreicher Begleitung das Land der Sioux zu durchreisen, und vielleicht Gelegenheit zu finden, früher erfahrene Unbill an diesem räuberischen Stamme zu rächen.

Ein anderer Recrut, der sich gleichfalls im Lager am Nodowa einfand, verdient nicht minder erwähnt zu werden. Es war dieß John Day, ein Jäger aus den virginischen Wäldern, der mehrere Jahre im Dienst des Hrn. Crooks und andrer Handelsleute am Missouri gestanden. Day war ein Mann von etwa 40 Jahren, 6 Fuß 2 Zoll hoch, schlank wie ein Indianer, und trat einher, als ob er auf Stahlfedern ginge. Sein Gesicht war offen und männlich schön. Er pflegte von sich zu rühmen, daß ihm in seiner Jugend nichts weder habe schaden noch ihn in Schrecken setzen können; er hatte indeß zu schnell gelebt und seinen Körper durch Ausschweifungen geschwächt, war aber doch noch ein starker, beherzter Mann, und ein fast nie fehlender Schütze.

Hr. Hunt glaubte den Aufenthalt, zu dem er genöthigt war, benützen zu müssen, um für seine Person noch einmal nach St. Louis zurückzukehren, und noch einige Gefährten und vorzüglich einen in der Sprache der Sioux erfahrnen Dolmetscher zu werben. Besonders nöthig schien es ihm noch eine Anzahl Jäger zu gewinnen, nicht bloß um während der langen und beschwerlichen Reise stets den erforderlichen Vorrath von Wildpret herbeizuschaffen, sondern auch um einem etwaigen Angriff von Seite der Indianer nachdrücklichen Widerstand leisten zu können; denn dazu ließen sich die canadischen „Reisenden," deren Sache das Fechten nicht war, nicht gebrauchen. Die hiezu geeigneten Leute waren americanische Jäger, erfahren im Leben und der Kriegskunst der Wilden.

Am 1 Januar 1810 machte sich Hr. Hunt zu Fuß auf den Weg, mit acht Mann in seinem Gefolge, die ihn bis nach Fort Osage begleiteten, ungefähr 150 Meilen unterhalb des Nodowa. Hier verschaffte er sich ein paar Pferde und setzte seine Reise mit zwei Begleitern fort, indem er die übrigen sechs nach dem Lager zurückschickte. Am 20 Januar traf er in St. Louis ein.

Fünfzehntes Capitel.

Opposition der Missouricompagnie. — Die Schwarzfüße. — Peter Dorion, der Dolmetscher. — Die HH. Bradbury und Nutall stoßen zur Expedition. — Abreise von St. Louis. — Daniel Boon, der Patriarch von Kentucky. — John Colter und seine Abenteuer unter den Indianern. — Ein indianisches Kriegsfest. — Unfriede in Dorions Familie.

Auch während seines zweiten Aufenthalts in St. Louis wurden Hrn. Hunt von Seite der Missouricompagnie Hindernisse aller Art in den Weg gelegt. Die Angelegenheiten dieser Compagnie standen damals sehr bedenklich. Während des vergangenen Jahres war ihre Hauptniederlassung an den Gabeln des Missouri so sehr von den Schwarzfüßen beunruhigt worden, daß der Vorsteher der Anstalt, Hr. Henry, genöthigt ward, den Posten zu verlassen und über die Rocky Mountains zu gehen, in der Absicht sich an einem der obern Arme des Columbia festzusetzen. Was aus ihm und seinen Begleitern geworden, wußte man nicht, und war daher sehr in Sorge, daß er den India=

nern in die Hände gefallen und von diesen ermordet worden seyn könnte. Gerade als Hr. Hunt in St. Louis ankam, rüstete die Compagnie eine Expedition aus, um Hrn. Henry aufsuchen zu lassen. Sie ward von Hrn. Manuel Lisa, dem bereits erwähnten unternehmenden Theilhaber geführt.

Zwei Expeditionen sollten mithin aufbrechen, was eine ungewöhnliche Frage nach Jägern und canadischen „Reisenden" zur Folge hatte, die nun natürlich die Gelegenheit bestens benutzten, indem sie ihre Forderungen so hoch als möglich spannten. Hr. Hunt war demnach zu bedeutenden Ausgaben genöthigt, um sich der erforderlichen Mannschaft zu versichern. Die größte Schwierigkeit war, einen Dolmetscher zu finden. Der Einzige, der sich in dieser Eigenschaft bei ihm meldete, war ein Mann von gemischten Blut Namens Peter Dorion, ein Sohn des französischen Dolmetschers Dorion, der die Herren Lewis und Clarke auf ihrer berühmten Entdeckungsreise über die Rocky Mountains begleitete. Dorion der Vater war einer jener Creolen, die von den alten französischen Canadiern abstammen, von denen noch viele an den westlichen Gränzen leben, wo sie sich mit den Wilden vermischen. Er hatte sich unter verschiedenen Stämmen aufgehalten und vielleicht bei allen Nachkommen hinterlassen; seine rechtmäßige Frau aber, oder wenigstens die, mit der er gewöhnlich lebte, war eine Sioux-Indianerin, mit der er mehrere Kinder, und unter andern auch unsern Peter, erzeugte. Das Hauswesen des alten Dorion war ganz auf indianischem Fuß eingerichtet. Vater und Söhne berauschten sich um die Wette, und dann wurde die Hütte gewöhnlich der Schauplatz von Schlägereien, bei denen dem alten Franzosen von seinen Bastardsprößlingen nicht selten sehr übel mitgespielt ward. Bei einem solchen Auftritt hatte einst einer der Söhne den alten Mann zu Boden geworfen und stand eben im Begriff ihn zu skalpiren, als der Greis ausrief: „halt ein, mein Sohn! du bist zu tapfer, und zu sehr ein Mann von Ehre, als daß du deinen alten Vater skalpiren solltest!" Dieses Argument rührte die französische Seite seines halbblütigen Herzens, und er ließ den grauen Schädel des alten Jägers unverletzt. Von solch hoffnungsvollem Stamm war der Mann, den Hr. Hunt als Dolmetscher zu gewinnen suchte. Er war in gleicher Eigenschaft ein Jahr zuvor bei der Missouri-Compagnie gewesen, und hatte ihre Handelsleute glücklich durch die verschiedenen Stämme

der Sioux geführt. So lange er nüchtern blieb, zeigte er sich stets dienstfertig und anhänglich, aber die Liebe zum Branntwein, die er gleichsam mit der Muttermilch eingesogen und die mit ihm groß geworden war, übte zuweilen eine unwiderstehliche Gewalt über ihn, und dann trat die wilde Seite seines Charakters heraus. Diese Liebe zum Trunk war es auch, die ihn mit der Missouri-Compagnie entzweit hatte. Während er im Dienst derselben zu Fort Mandan an der Gränze war, hatte man ihm, da Branntwein sich sonst nirgends als in den Niederlagen der Compagnie fand, das Quart zu zehn Dollars in Rechnung gebracht; diese Schuld war noch nicht berichtigt und noch immer der Gegenstand heftigen Zwistes, so daß die bloße Erwähnung der Sache hinreichte, Peter Dorion in Wuth zu setzen. Sobald Hr. Lisa dahinter kam, daß Peter mit der neuen rivalisirenden Compagnie in Unterhandlungen stehe, bemühte er sich ihn durch Drohungen und Versprechungen vom Abschluß zurückzuhalten. Die letztern würden ihren Zweck vielleicht nicht verfehlt haben, allein die Drohungen wegen der Branntweinschuld dienten nur dazu, den halbblütigen Dolmetscher in seinem Vorsatz, in die feindlichen Reihen zu treten, zu befestigen. Er versäumte jedoch dabei nicht, sich die vortheilhaftesten Bedingungen zu sichern, und nach einer Unterhandlung von beinahe 14 Tagen kam es endlich zum Abschluß, nach welchem Dorion sich als Jäger und Dolmetscher gegen die Summe von 300 Dollars jährlich verpflichtete, wovon 200 voraus bezahlt werden mußten.

Als Hr. Hunt alles in Ordnung gebracht zu haben glaubte, um St. Louis wieder zu verlassen, erhoben sich neue Schwierigkeiten. Fünf von den americanischen Jägern aus dem Lager am Nodowa stellten sich plötzlich ein, und führten Klage, daß sie von den Theilhabern schlecht behandelt worden seyen, weßhalb sie sich heimlich entfernt hätten. Strenge Maßregeln gegen diese Ausreißer zu ergreifen, wäre in diesem Augenblick und unter solchen Umständen nutzlos gewesen. Zwei von ihnen ließen sich durch gütliches Zureden zur Rückkehr bewegen, die übrigen aber weigerten sich auf das entschiedenste, und verbreiteten noch dazu eine so übertriebene Schilderung von den Gefahren der Expedition, daß die eben zu St. Louis geworbenen Jäger sich im Augenblick der Abreise sämmtlich, bis auf einen einzigen, weigerten, mitzugehen. Vorstellungen fruchteten nichts; sie nahmen ihre Büchsen auf die

Schulter und wendeten der Expedition den Rücken, so daß Hr. Hunt sich genöthigt sah, mit dem einzigen treu gebliebenen Jäger und den von ihm geworbenen canadischen „Reisenden" sich einzuschiffen. Sogar Peter Dorion weigerte sich noch im letzten Augenblick das Boot zu besteigen, wenn Hr. Hunt nicht einwilligen würde, auch sein Weib nebst den beiden Kindern an Bord zu nehmen.

Unter den Personen, die dießmal mit Hrn. Hunt für die Fahrt den Missouri hinauf sich einschifften, befanden sich auch zwei Gelehrte: Hr. John Bradbury, ein Mann von reifem Alter, aber von großem Unternehmungsgeist, der von der Linné'schen Gesellschaft zu Liverpool ausgeschickt worden war, um eine Sammlung americanischer Pflanzen anzulegen, und ein Hr. Nuttall, ebenfalls ein Engländer, jünger an Jahren, der sich seitdem durch die Herausgabe seiner „Reisen im Arkansas" und eines Werkes über die americanischen Pflanzengeschlechter als Schriftsteller bekannt gemacht hat. Hr. Hunt hatte beiden Schutz und Förderung ihrer wissenschaftlichen Forschungen am Missouri zugesagt. Da sie jedoch im Augenblick der Abfahrt noch nicht zur Reise gerüstet waren, indem sie die am nächsten Tage zu St. Louis eintreffende Post abwarten wollten, so gaben sie einstweilen ihr Gepäck an Bord, in der Absicht zu St. Charles, in geringer Entfernung oberhalb der Mündung des Missouri, wieder zur Expedition zu stoßen. An demselben Abend erfuhren sie indeß zufällig, daß Hr. Lisa, als Agent der Missouri-Compagnie, einen Verhaftsbefehl gegen Peter Dorion der Branntweinschuld wegen ausgewirkt habe, und daß man beabsichtige den halbblütigen Linguisten bei seiner Ankunft in St. Charles festzunehmen. Kaum hatten die Hr. Bradbury und Nuttall Kunde hievon erhalten, so brachen sie auch bald nach Mitternacht zu Lande auf, holten das Boot noch vor St. Charles ein, und setzten Peter Dorion von der Gefahr in Kenntniß, die seiner Freiheit drohte. Peter stieg, von seiner Frau und seinen beiden Sprößlingen begleitet, sogleich ans Land, nahm seine Büchse und einen großen Bündel mit seinen Habseligkeiten auf die Schulter und flüchtete in die Wälder, mit dem Versprechen, oberhalb St. Charles sich wieder bei der Expedition einzufinden. Den Versprechungen eines lockeren Abenteurers seiner Art, der mit seinen frühern Brodherren eben Versteckens spielte, zwei Drittheile seines Jahresgehalts be-

reits in der Tasche, seine Familie bei sich, und seine Habseligkeiten auf dem Rücken hatte, war freilich wenig zu trauen, allein es blieb für den Augenblick keine Wahl, und Hr. Hunt mußte sich mit der Hoffnung trösten, daß Peters Haß gegen die Missouri-Compagnie ihn vielleicht doch bewegen werde, seinen Verpflichtungen treu zu bleiben.

Nachmittags kam die Expedition nach St. Charles, wo die Harpyien der Gerechtigkeit vergebens auf ihre Beute lauerten. Die Boote setzten am folgenden Morgen ihre Fahrt fort, und waren noch nicht weit gekommen, als Peter Dorion wirklich am Ufer erschien. Er wurde freudig empfangen, kam aber allein, ohne sein Weib, mit der er während der Nacht in einen Zwist gerathen war, der mit tüchtigen Schlägen endete, worauf sie mit den Kindern und ihrer sämmtlichen Habe sich in die Wälder geflüchtet hatte. Peter schien so tief betrübt über den Verlust seines Weibes und seiner Sachen, daß Hr. Hunt einen canadischen „Reisenden" aussandte, um die Flüchtige zu suchen, während die ganze Expedition ihre Fahrt noch einige Meilen weiter bis zu einer kleinen Insel fortsetzte, wo man den Erfolg der Sendung abwarten wollte. Der Canadier kehrte bald zurück, doch ohne das Weib, und so brachte denn der arme Peter eine einsame, schlaflose Nacht zu, bitterlich bedauernd, seine eheherrliche Autorität so streng und der Heimath seines Weibes so nahe geübt zu haben. Vor Tages Anbruch schlug jedoch eine bekannte Stimme vom jenseitigen Ufer an sein Ohr, — es war die der reuigen Gattin, die während der ganzen Nacht in den Wäldern umhergeirrt war, um die Expedition zu suchen, deren Lagerplatz ihr endlich die angezündeten Feuer verrathen hatten. Ein Boot wurde abgeschickt, um die interessante Familie noch einmal zu vereinen, und Hr. Hunt überließ sich der frohen Hoffnung, daß seine Verlegenheiten mit Peter Dorion nun wohl ihr Ende erreicht haben würden.

Ungünstige Witterung, sehr heftige Regen und ein in deren Folge eingetretenes ungewöhnlich frühes Anwachsen des Missouri machten die Fahrt aufwärts höchst beschwerlich, langsam und gefährlich. Da der Missouri sonst erst im Mai oder Junius anzuschwellen pflegt, so mußte irgend ein außerordentlicher Umstand Ursache an dieser ungewöhnlichen Erscheinung seyn. Die große

jährliche Fluth war es in keinem Fall, da die höher gelegenen Arme noch mit Eis bedeckt seyn mußten. Bewundernswerth ist die wohlthätige Einrichtung der Natur, nach welcher die jährlichen Anschwellungen der großen Flüsse, die sich in den Missisippi ergießen, eine der andern in bedeutenden Zwischenräumen vorausgehen. So tritt die Fluth des Red River um einen Monat früher ein als die des Arkansas, der, unter südlicherer Breite als der Missouri entspringend, sein überflüssiges Wasser lange vor dem Eintritt des Eisgangs im Norden versendet. Würden alle diese mächtigen Ströme zu gleicher Zeit anschwellen und ihre Frühlingsgewässer in den Missisippi ergießen, so müßte eine Ueberschwemmung die Folge seyn, die das ganze tiefer liegende Land unter Wasser setzte und verwüstete.

Am 17 Januar Nachmittags legten die Boote bei Charette an, eines der alten von den ersten französischen Colonisten gegründeten Dörfer. Hier trafen sie den berühmten Patriarchen von Kentucky, Daniel Boon, der, obschon 85 Jahre alt, noch immer das Leben eines Jägers in der Wildniß führte. Eben erst war er von einem Streifzug heimgekehrt, von dem er gegen sechzig Biberfelle als Beweis seiner Geschicklichkeit mitbrachte. Der Greis war noch immer rüstig und fühlte sich nicht wenig versucht, die seinen Jägergeist so sehr ansprechende abenteuerliche Expedition des Hr. Hunt mitzumachen. Boon lebte noch mehrere Jahre nach dieser Zusammenkunft in Kraft und Gesundheit, und starb erst im Jahr 1818 in seinem 92sten Jahre.

Am folgenden Morgen, als die Expedition noch an der Mündung eines kleinen Flusses lagerte, erhielt sie einen zweiten Besuch von einem andern jener Heroen der Wälder, von John Colter, der die Herren Lewis und Clarke auf ihrer merkwürdigen Reise begleitet hatte. Vor kurzem erst war er ganz allein von dem obersten Theil des Missouri in einem kleinen Canot nach St. Louis gekommen, und hatte diese Entfernung von 3000 Meilen in 30 Tagen zurückgelegt. Colter blieb den ganzen Morgen bei der Expedition und theilte ihr sehr schätzenswerthe Nachrichten hinsichtlich der sogenannten „Schwarzfüße" mit, eines wandernden, räuberischen Indianer-Stammes, der den Weißen unversöhnlichen Haß geschworen hatte, weil einer seiner Krieger bei einem Versuche Pferde zu stehlen, von dem Capitän Lewis getödtet worden war. Die Expedition mußte durch

das Land, wo diese Wilden umherschwärmten, weßhalb Colter Hrn. Hunt die nöthigen Vorsichtsmaßregeln empfahl, die um so mehr zu beachten waren, als er selbst ihre Rache erfahren hatte. Da diese Scene aus dem Leben des kühnen Jägers ein anschauliches Bild von den Gefahren gibt, denen diese Abenteurer ausgesetzt sind, so möge sie hier eine Stelle finden.

Colter hatte sich mit der den Jägern eigenen Kühnheit in der tiefsten Wildniß von den Herren Lewis und Clarke getrennt, und war am obern Theil des Missouri zurückgeblieben, um Biber zu fangen. Hier traf er einen andern einsamen Jäger Namens Pott, mit dem er zusammenhielt. Beide befanden sich im Bereich der schrecklichen „Schwarzfüße,“ und wußten wohl, daß an keine Rettung zu denken sey, wenn ihr Unstern sie in die Hände dieser Wilden führen sollte. Den ganzen Tag über mußten sie sich an den waldigen Ufern der Flüsse verborgen halten, ihre Fallen nach dem Einbruch der Nacht stellen, und die etwaige Beute holen, bevor noch der Tag graute. Sie setzten um einige Biberfelle ihr Leben aufs Spiel, allein um solcher Beute willen scheut der Jäger keine Gefahr. Sie befanden sich eben an einem Arm des Missouri, Jefferson's Fork genannt, und hatten in der Nacht ihre Fallen ungefähr sechs Meilen aufwärts an den Ufern eines kleinen Flusses gestellt, der sich in den Missouri ergießt. Früh am Morgen fuhren sie in einem Canot den Fluß hinauf, um ihre Fallen zu untersuchen; die Ufer zu beiden Seiten waren hoch und senkrecht und warfen ihren Schatten über den Fluß. Als sie so langsam dahin ruderten, hörten sie plötzlich das Stampfen mehrerer Füße am Ufer. Colter argwohnte sogleich Indianer und war für augenblicklichen Rückzug; Potts aber höhnte ihn, daß er sich vor dem Trampeln einer Büffelheerde fürchte. Colter bemeisterte daher seine Furcht und ruderte weiter. Kaum hatten sie jedoch noch eine geringe Strecke zurückgelegt, als auf beiden Ufern des Flusses ein furchtbares Geschrei erscholl, und mehrere hundert Indianer zum Vorschein kamen, die den unglücklichen Jägern durch Zeichen zu verstehen gaben, daß sie ans Ufer kommen möchten. Es blieb nichts übrig, als Folge zu leisten, ehe sie aber noch aus dem Canot steigen konnten, riß ein Wilder dem Potts die Flinte weg. Colter sprang ans Ufer, wand sie dem Indianer wieder aus den Händen und gab sie seinem Gefährten zurück, der sich noch im Canot befand und eilig wieder vom Lande

abstieß. Ein Pfeil schwirrte durch die Luft, und Potts schrie daß er verwundet sey. Colter drang in ihn ans Ufer zu kommen und sich zu ergeben, als die einzige Aussicht sein Leben zu retten; Potts aber wußte nur zu gut, daß keine Gnade zu hoffen sey, und war daher entschlossen, wenigstens nicht ungerochen zu sterben. Seine Flinte anlegend, schoß er einen der Wilden auf der Stelle nieder, fiel aber im nächsten Augenblick, von unzähligen Pfeilen durchbohrt. Die Rache der Wilden kehrte sich nun gegen Colter, den sie nackt auszogen, und der nun, da er etwas von der Sprache der Schwarzfüße verstand, mit anhören mußte, wie die Wilden sich über die Todesart beriethen, die ihnen die meiste Unterhaltung gewähren könne. Einige schlugen vor mit Pfeilen nach ihm zu schießen; der Häuptling aber stimmte für eine edlere Kurzweil. Colter bei den Schultern fassend, fragte er ihn, ob er ein guter Läufer sey. Der unglückliche Jäger war zu wohl mit den Gebräuchen der Indianer bekannt, als daß er nicht hätte begreifen sollen, wohin diese Frage ziele. Er wußte nur zu wohl, daß es einen Wettlauf um sein Leben gelte, und daß er das Wild sey, das man jagen wolle. Obschon ein berühmter Schnellläufer unter seinen Cameraden, versicherte Colter dem Häuptling dennoch, daß er gar leicht zu überholen sey. Die List gelang, der Häuptling führte ihn auf die Prairie hinaus, ungefähr 400 Schritt weit von dem Haufen der Wilden, und ließ ihn dann frei, um sich zu retten, wenn es ihm möglich sey. Ein fürchterliches Geheul hinter ihm gab dem armen Teufel zu erkennen, daß die ganze Meute von Bluthunden hinter ihm drein stürme. Colter flog mehr, als er lief; er mußte sich selbst über seine Schnellfüßigkeit wundern, allein er hatte beinahe sechs englische Meilen der Prairie zu durchlaufen, bevor er an die Jefferson-Fork des Missouri kam, und wie konnte er hoffen den Lauf so lange auszuhalten, so viele Hunderte gegen Einen hinter sich! Indem war die Fläche mit stacheligen Pflanzen bedeckt, die seine nackten Füße verwundeten, aber dennoch floh er, von der Furcht gepeinigt, jeden Augenblick einen Pfeil durch die Luft schwirren zu hören, der seinem Herzen galt. Er wagte nicht einmal um sich zu blicken, um auch nicht einen Zoll von dem Raum zu verlieren, an dem sein Leben hing. Schon hatte er fast die Hälfte der Fläche zurückgelegt, als das immer schwächer werdende Geschrei seiner Verfolger ihm Muth machte, sich einmal umzusehen. Die Masse der Wilden befand sich

in bedeutender Entfernung, aber einige der besten Läufer waren den Uebrigen vorangeeilt, und ein schnellfüßiger Krieger mit einem Wurfspieß bewaffnet, war nur nach etwa hundert Schritte hinter ihm. Von neuer Hoffnung belebt, verdoppelte der Gehetzte seine Anstrengungen, die er bis zu einem solchen Grade verschärfte, daß ihm Blut aus Mund und Nase über die Brust herabfloß. Noch hatte er ungefähr eine Meile bis zum Flusse, als der Schall der Tritte seines nächsten Verfolgers an sein Ohr schlug. Ein verstohlener Rückblick zeigte ihm denselben nur noch etwa 20 Schritte entfernt, und eben im Begriff, seinen Wurfspieß zu schleudern. Colter hielt plötzlich still, wendete sich um, und breitete die Arme aus. Der Wilde, erstaunt über eine so unerwartete Bewegung, wollte gleichfalls Halt machen, um seinen Wurfspieß zu entsenden, fiel aber zu Boden. Bei seinem Fall drang die Spitze des Speers in die Erde und der Schaft zerbrach. Ehe noch der Wilde sich aufraffen konnte, stürzte Colter mit Blitzesschnelle über ihn her, riß die Lanzenspitze aus dem Boden, durchbohrte seinen Verfolger und eilte weiter. Als die Indianer bei ihrem ermordeten Cameraden anlangten, verweilten sie einige Augenblicke, um die gewöhnliche Todtenklage anzustimmen. Colter benützte diesen Zeitverlust seiner Feinde und gelangte an den Saum eines Waldes von Baumwollenstauden, der am Ufer des Flusses sich hinzog, arbeitete sich durch und stürzte sich in den Fluß. Schwimmend erreichte er ein kleines Eiland, an dessen oberm Ende das Treibholz des Flusses sich in solcher Menge angesammelt hatte, daß es gleichsam einen natürlichen Floß bildete, unter dem er fortschwamm und nicht eher wieder empor tauchte, als bis er an eine offene Stelle kam, wo die verschlungenen Zweige der schwimmenden Baumstämme eine Art von Bedachung bildeten, die mehrere Fuß über den Spiegel des Wassers emporragte. Kaum hatte er Athem geschöpft, als er auch schon das wüthende Geschrei seiner Verfolger am Ufer vernahm, die sich ins Wasser stürzten und auf die Holzmassen zu schwammen. Colter war fast halbtodt vor Schrecken, als er zwischen den Zweigen seines Verstecks durchsah, wie die Wilden ihn nach allen Richtungen hin suchten. Endlich gaben sie ihre Jagd auf und schon begann Colter über seine Rettung im Stillen zu frohlocken, als ihm plötzlich der Gedanke kam, die Indianer könnten das Holz in Brand stecken. Von der Furcht eines solchen Schrecknisses gepeinigt, hielt er sich ruhig bis zum Einbruch

der Nacht, und sobald er aus der ringsum herrschenden Stille schließen konnte, daß seine Verfolger sich entfernt hätten, tauchte er unter und kam jenseits der Holzmasse wieder empor, wo er eine bedeutende Strecke flußabwärts schwamm, dann ans Land stieg und die ganze Nacht fortging, um sich so weit als möglich aus der so gefährlichen Nachbarschaft der Wilden zu entfernen. Bei Tagesanbruch hatte er bereits einen so bedeutenden Vorsprung gewonnen, daß er vor Verfolgung sicher war; allein nun quälte ihn eine Unruhe andrer Art. Er war nackt und allein mitten in einer gränzenlosen Wildniß; nichts blieb ihm als die Hoffnung einen Handelsposten der Missouri-Compagnie an einem Arm des Yellowstone River zu erreichen. Noch manche Tagereise mußte er aber mit seinen von Dornen zerrissenen Füßen über endlose Prairien ohne allen Schatten zurücklegen, seinen nackten Körper am Tage den sengenden Strahlen der Sonne, des Nachts dem Thau und den kalten Winden aussetzen, ehe er hoffen durfte jenen einsamen Posten zu erreichen. Obschon Wild in Menge ihn umschwärmte, konnte er doch keines zu seiner Nahrung erlegen, sondern mußte sein Leben mit Wurzeln fristen, die er mit den Händen aus der Erde grub. Trotz aller dieser Mühseligkeiten schritt er dennoch muthig auf ungebahnten Pfaden vorwärts, von einzelnen Merkzeichen geleitet, die nur dem Indianer und den Jägern dieser Wildnisse bekannt sind. So erreichte er endlich unter Beschwerden denen jeder Andere, nur ein Jäger des Westens nicht, erlegen wäre, jenen einsamen Posten und mit ihm das Ziel seiner Leiden.

Aller dieser Gefahren und Schrecken ungeachtet, die noch ganz lebendig vor seiner Einbildungskraft standen, konnte Colter die Expedition Hrn. Hunts nicht vor sich sehen, ohne von dem lebhaftesten Verlangen gequält zu werden, neuen Abenteurern entgegen zu gehen. Ein westlicher Jäger gleicht hierin dem Seemann, für den überstandene Gefahren nur ein Sporn zu neuen Unternehmungen sind. Die gränzenlosen Prairien sind für den einen, was für den andern der Ocean ist — ein unermeßliches Feld für Unternehmungen und Ausbeute. Was er auch immer auf seiner letzten Fahrt gelitten haben mag, stets ist er bereit einem neuen Unternehmen beizutreten, das ihn um so mehr lockt, je mehr Abenteuer es ihm verheißt. Nur der Umstand, daß er vor kurzem erst ein Weib genommen, scheint Colter abgehalten zu haben, sich der Expedition nach dem stillen Ocean an-

zuschließen; den ganzen Morgen über, an dem er sich bei Hrn. Hunt befand, schwankte er zwischen den Reizen seiner Frau und denen der Rocky Mountains, bis endlich die erstern den Sieg davon trugen; nur ungern nahm er von der Expedition, die er einige Meilen weit begleitete, Abschied und wendete sich heimwärts.

Die Fahrt den Missouri hinauf fortsetzend, schlugen unsre Reisenden am Abend des 21 März ihr Lager in der Nähe eines kleinen von französischen Creolen bewohnten Gränzdorfes auf. Hier traf Peter Dorion mehrere alte Cameraden, mit denen er ein Langes und ein Breites schwatzte und mit Gerüchten von blutigen Kämpfen zwischen den Osagen und Joways, oder Ayaways, Potowatomies, Sioux und Sawkees zurückkehrte. Blut sey bereits vergossen und Skalps genommen worden. Ein dreihundert Mann starker Kriegerhaufe streife in der Nachbarschaft umher, und andern werde man höher hinauf am Fluß begegnen. Die Expedition hatte also alle Ursache auf ihrer Hut zu seyn, denn ein indianischer Kriegerhaufe ist auf seinem Marsch zu Räubereien und Ausschweifungen aller Art geneigt.

In Folge dieses Berichts, den später eingezogene Erkundigungen bestätigten, wurden die Nacht über Wachen rund um das Lager ausgestellt, und die gesammte Mannschaft legte sich bewaffnet zur Ruhe. Da die Expedition, sechzehn Mann stark, auch mit Gewehr und Munition gut versehen war, so konnte sie einem solchen Räuberhaufen allerdings einen warmen Empfang bereiten. Es blieb indeß alles ruhig, und am 8 April kamen die Reisenden nach Fort Osage, wo man sie durch Ausstecken der Flagge salutirte, was sie ihrerseits durch eine Salve aus den Gewehren erwiederten. In geringer Entfernung vom Fort befand sich ein Dorf der Osagen, dessen Bewohner ans Ufer kamen, um die Expedition landen zu sehen. Einer der Ersten, die ihnen am Ufer entgegen kamen, war Hr. Crooks, der mit neun Mann auf einem Boot aus dem Winterlager am Nodowa den Fluß herabgekommen war, um Hrn. Hunt zu begrüßen. Die Reisenden blieben drei Tage zu Fort Osage, und wurden von dem Befehlshaber der Garnison, Lieutenant Brownson, gastfreundlich bewirthet. Bei dieser Gelegenheit wohnten sie auch einem Kriegsfest im Dorfe bei, dessen Mannschaft eben von einem glücklichen Zug gegen die Joways zurückgekehrt war, denen sie sieben Skalps abgenommen hatte. Diese wurden auf Pfählen in Parade

im Dorf herumgetragen, begleitet von den scheußlich bemalten, und mit all ihrem Schmuck angethanen Kriegern. Von diesen letztern wurde Hr. Hunt gewarnt, sich bei seiner Fahrt den Missouri hinauf wohl vorzusehen, da man vermuthe, daß ein Stamm der Sioux irgendwo im Hinterhalt liege und auf die Expedition laure.

Am 10 April schiffte man sich, durch Hrn. Crooks nebst seinen Leuten bis auf 26 Mann verstärkt, wieder ein, war aber noch nicht weit gekommen, als sich in dem einem Boote ein gewaltiges Geschrei erhob, veranlaßt durch eine kleine häusliche Züchtigung in der Dorion'schen Familie. Das Weib des würdigen Dolmetschers hatte, wie sich zeigte, an dem Skalptanz und andern Festlichkeiten in dem Dorfe der Osagen so großes Behagen gefunden, daß sie für ihr Leben gern dort geblieben wäre, wogegen ihr ehelicher Oberherr natürlich die stärksten Einwendungen erhoben und seine theure Hälfte zum Einschiffen gezwungen hatte. Die gute Dame war seit dieser Zeit immer mürrisch geblieben, worauf Peter, da er sah, daß kein anderes Mittel bleibe, um den bösen Geist von ihr auszutreiben, und vielleicht auch, weil er eben ein wenig benebelt war, zu dem gewöhnlichen indianischen Mittel, dem Stock, seine Zuflucht nahm, und sie, ehe noch die übrigen Anwesenden sich ins Mittel schlagen konnten, so tüchtig bearbeitete, daß sie während der ganzen übrigen Reise auch nicht die geringste Widerspänstigkeit mehr blicken ließ.

Fast eine ganze Woche lang regnete es fortwährend. Ertrunkene Büffel schwammen in Menge an den Booten vorüber, und mehrere waren vom Wasser an das Ufer oder auf das Floßholz und die Inseln getrieben worden, um die sich ganze Schaaren von Aasgeyern gesammelt hatten, die theils von dem Aas ihre Mahlzeit hielten, theils hoch in der Luft umherkreis'ten, theils auf Bäumen saßen, mit dem Rücken gegen die Sonne gekehrt und die Flügel zum Trocknen ausgebreitet, gleich Schiffen im Hafen, die nach einem Ungewitter ihre Segel ausgespannt haben. Der Aasgeyer ist, wenn er fliegt, einer der ansehnlichsten und majestätischsten Vögel. Sein Flug in den höhern Regionen, wenn er, die ungeheuern Schwingen ausgebreitet, langsam, ohne daß er eine Muskel, ja auch nur eine Feder zu bewegen scheint, bald da, bald dort hinschwebt, ist wahrhaft erhaben zu nennen. Senkt er sich aber aus die-

sen Höhen herab, so erscheint er als ein ekelhafter Vogel von zottigem Gefieder und von widerwärtigem Geruch.

Am 17 April fand sich Hr. Hunt mit seiner Begleitung wieder im Winterquartier am Nodowa ein.

Sechzehntes Capitel.

Eintritt des Frühlings. — Wiederantritt der Reise. — Nachtlager. — Der Platte-River. — Anzeigen von einem indianischen Kriegerhaufen. — Der Papillion-Krihk. — Desertion zweier Jäger. — Ueberfall im Lager. — Dorf der Omahas. — Anekdoten von diesem Stamm. — Geschichte des „schwarzen Vogels," des berüchtigten Häuptlings der Omahas.

Die Witterung blieb auch noch einige Tage nach Hrn. Hunts Ankunft bei den Seinigen regnerisch und unfreundlich, obschon die Vegetation mit aller Frische und Schönheit des Frühlings hervorbrach. Auch die Schlangen, von denen es in der Nähe des Lagers eine große Menge gab, erwachten aus ihrem Winterschlaf. Hr. Bradbury fand deren bei seinen botanischen Ausflügen viele unter den flachen Steinen am Ufer in einem Zustand der Erstarrung, und entging eines Tages nur mit Mühe dem Biß einer Klapperschlange, die aus einer Felsenspalte auf ihn losstürzte. Unermeßlich ist die Zahl der Tauben, die man in den westlichen Wildnissen findet. Sie ziehen in ganzen Wolken umher und bieten durch den Farbenwechsel, je nachdem bald der Rücken, bald die Brust, bald der untere Theil der Flügel dem Beschauer zugewendet ist, einen höchst ergötzlichen Anblick. Lassen sie sich auf den Boden nieder, so bedecken sie ganze Acres Land, und sitzen sie auf Bäumen auf, so brechen nicht selten die Aeste unter ihrer Last. Wenn eine solche Schaar, im Walde aufgescheucht, plötzlich auffliegt, so macht dieß ein Geräusch, gleich dem Tosen eines Wasserfalls, oder wie ferner Donner. Ein Zug Tauben solcher Art ist wie eine Wolke von Heuschrecken; wo er hinfällt, verzehrt er Alles, was er findet. Die Menge dieser Vögel in der Nähe des Lagers war so groß, daß Hr. Bradbury deren während eines Morgenspazierganges nahe an dreihundert schoß. Dieser Naturforscher theilt eine wunderbare, aber treue Schilderung

von der Disciplin mit, die unter diesen unermeßlichen Schaaren herrscht, damit beim Fressen keine einzige Taube zu kurz komme. Da die vordern Reihen natürlich Ueberfluß finden, während den hintern nur eine dürftige Nachlese bleibt, so fliegt immer die letzte Reihe über die ganze Schaar weg nach vorne, so daß wechselsweise eine jede zum ersten Anfall kommt.

Da der Regen sich endlich legte, so ließ Hr. Hunt das Lager abbrechen und die Fahrt den Missouri hinauf fortsetzen. Die Reisegesellschaft bestand jetzt aus ungefähr 60 Personen, worunter fünf Theilhaber, ein Commis Namens John Reed, vierzig canadische Reisende und mehrere Jäger. Alle diese Leute waren auf vier Barken vertheilt, von denen die eine, sehr große, eine Drehbasse und zwei Haubitzen an Bord hatte. Alle hatten Masten und Segel, um sich derselben bei günstigem Winde bedienen zu können, was gleich während der ersten vier bis fünf Tage der Fall war, wo das kleine Geschwader durch einen starken Südostwind bedeutend gefördert wurde. Die Nachtlager waren oft eben so angenehm als pittoresk. Die Zelte wurden aufgeschlagen, Feuer unter dicht belaubten Bäumen angezündet, die Schutz und Brennstoff zugleich boten, und das Nachtessen von den canadischen Reisenden bereitet, das man dann, im Kreis um das Feuer gelagert, unter Scherz und Gesang verzehrte. Alle legten sich zeitig zur Ruhe; Einige unter die Zelte, Andere am Feuer in Decken gehüllt oder unter die Bäume, und Wenige nur in die Barken.

Am 28 wurde das Frühstück auf einer der Inseln an der Mündung des Nebraska oder Platte River genommen, des größten Beiflusses des Missouri, ungefähr 600 Meilen Oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Missisippi. Dieser breite, aber seichte Fluß strömt eine unermeßliche Strecke weit durch ein breites, grünes Thal mit gränzenlosen Prairien zu beiden Seiten, und wird hauptsächlich von mehrern von den Rocky Mountains herablaufenden Armen gespeist. Die Mündung dieses Flusses gilt als der Scheidepunkt zwischen dem obern und untern Missouri, und die frühern Reisenden, die vor Einführung der Dampfboote hier flußaufwärts fuhren, betrachteten die Hälfte ihrer Mühseligkeiten als überstanden, sobald sie diese Stelle erreicht hatten. Die Fahrt über die Mündung des Nebraska hinaus galt daher unter den Schiffleuten soviel als das Passiren der Linie bei den Matrosen, und es wurden

mit denen, welche zum erstenmal hier vorüberkamen, auch ähnliche muthwillige Streiche getrieben, wie auf der See. An der Mündung des Nebraska zeigten sich Spuren, daß Kriegerhaufen unlängst erst in der Nähe gewesen waren. Man fand das Gerüst eines Canots von Fellen, in dem die Wilden über den Fluß gesetzt hatten. In der Nacht war der Himmel auch von fernem Feuer geröthet, das auf den Brand eines Theils der Prairie schließen ließ. Da solche Feuer von den Jägern in solcher Jahreszeit nicht angezündet zu werden pflegen, so vermuthete man, daß sie von wandernden Kriegerhaufen herrühren möchten, die oft die Vorsicht brauchen die Prairien anzuzünden, um ihren Feinden ihre Spur zu verbergen. Dieß geschieht besonders häufig, wenn der eine Theil eine Niederlage erlitt und zur Flucht gezwungen ward. Bei solchen Gelegenheiten ist selbst ihren Freunden nicht zu rathen, ihnen in den Weg zu kommen, indem ihre üble Laune sie zu den größten Ausschweifungen hinreißt. Diese Zeichen forderten demnach auch unsre Reisenden zur größten Wachsamkeit auf.

Nachdem die Expedition die Mündung des Nebraska passirt hatte, hielt sie sich ein paar Tage am Ufer des Flusses, ein wenig oberhalb des Papillion Creek auf, um sich hier mit einem Vorrath von Rudern und Stangen von dem festen Holz der Esche zu versehen, die man weiter hinauf am Missouri nicht mehr findet. Während unsere Reisenden sich mit dieser Arbeit beschäftigten, besuchten die Naturforscher die umliegende Gegend, um zu botanisiren. Von dem Rücken einer jenseits des Flusses gelegenen, etwa 250 Fuß hohen Hügelkette genossen sie eine der weiten und schönen Aussichten, die sich in diesen Wildnissen zuweilen dem Blick des Wanderers entfalten. Unter ihnen dehnte sich das ungefähr sieben Meilen breite Thal des Missouri aus, mit dem frischen Grün des Frühlings und einem reichen Blumenschmelz geschmückt, und hie und da mit Baumgruppen besetzt, zwischen denen der gewaltige Strom sich hindurchwand. Das Innere des Landes bot einen ganz eigenen Anblick: die gränzenlose Einöde war von unzähligen grünen, nicht über 80 Fuß hohen, sehr steilen und scharf zugespitzten grünen Hügeln durchschnitten. Eine lange Gebirgskette, an deren Fuß sich ein seichter See ausdehnte, der augenscheinlich vor Zeiten das Bett des Flusses gewesen war, lief mehr als 30 Meilen weit mit dem Flusse parallel. Die Oberfläche dieses Sees war mit Wasserpflan-

zen bedeckt, auf deren breiten Blättern eine Menge Wasserschlangen, durch die Wärme des Frühlings hervorgelockt, sich sonnten.

Am 2 Mai, gerade zur gewöhnlichen Stunde des Einschiffens, gerieth die Expedition durch zwei der Jäger, Namens Harrington, die ihren Entschluß nach Hause zurückzukehren erklärten, in einige Verlegenheit. Der eine von ihnen hatte zwei Jahre lang am Missouri gejagt, und war im Herbst zur Expedition gestoßen, den andern hatte Hr. Hunt bei seiner letzten Anwesenheit in St. Louis geworben. Dieser letztere gestand offen, daß er nur deßwegen mitgegangen, um seinen Bruder zur Rückreise zu bewegen, wozu er durch ihre Mutter aufgefordert worden sey, die ihren Sohn den Gefahren einer so weiten Reise nicht ausgesetzt wissen wolle. Der Abgang zwei so erfahrner Jäger und geübter Schützen war ein bedeutender Verlust für die Expedition, denn man näherte sich nun allgemach der Gegend, wo man auf Feindseligkeiten von den Sioux gefaßt seyn mußte. Hr. Hunt bemühte sich durch Zureden und Gründe aller Art, ihren Entschluß wankend zu machen, er stellte ihnen vor, daß sie sich jetzt zwischen sechs- und siebenhundert Meilen oberhalb der Mündung des Missouri befänden, und wenigstens vierhundert Meilen weit durch ein Land zu gehen hätten, wo Gefahren aller Art auf sie lauerten, ehe sie hoffen dürften, die Wohnung eines Weißen zu erreichen. Schließlich erklärte er ihnen, daß wenn sie durchaus darauf beständen ihren Vertrag zu brechen, er ihnen auch nicht einen einzigen Schuß Pulver verabfolgen würde. Alles war vergebens, die beiden Jäger beharrten auf ihrem Entschluß, worauf denn Hr. Hunt, theils aus Unwillen, theils aber auch um Andere von ähnlicher Wortbrüchigkeit abzuschrecken, seine Drohung erfüllte, und beide, wie er wenigstens glaubte, ohne eine einzige Patrone entließ.

Die Boote setzten nun ihre langsame und beschwerliche Fahrt gegen die Strömung des Flusses mehrere Tage lang fort. Die kürzlich entdeckten Spuren herumstreifender Kriegerhaufen forderten während des Nachtlagers am Ufer zu größter Wachsamkeit auf, die auch, wie sich bald zeigte, nicht überflüssig war, denn in der Nacht des 7 Mai stürzten eilf ganz nackte Sioux mit Tomahawks in den Händen unter furchtbarem Geschrei in das Lager. Sie wurden augenblicklich umringt und gefangen genommen, worauf ihr Anführer den übrigen zurief, sich nicht zu widersetzen, und be-

theuerte, daß er in ganz friedlicher Absicht gekommen sey. Es ergab sich jedoch bald, daß sie zu den Kriegern gehörten, von deren Fahrzeug die Expedition das Geripp an der Mündung des Platte-River gefunden, und deren Feuer sie gesehen hatte. Sie waren auf ihrem Zuge unglücklich gewesen, und diese eilf Krieger hatten nun in ihrem Zorn „ihre Kleidung zum Opfer gebracht.“ Es ist dieß der größte Beweis von Verzweiflung, den die im Krieg unglücklichen Indianer geben können und das einzige Mittel den Spöttereien ihrer Landesleute zu entgehen. Sie werfen dann ihre Kleidung und ihren Schmuck von sich, weihen sich dem großen Geist, und gehen auf irgend ein tollkühnes Unternehmen aus, um ihre Schmach abzuwaschen. Wehe dann den wehrlosen Weißen, die in ihre Hände fallen!

Dieß war die Erklärung, die Peter Dorion von dem Ueberfall der Sioux gab, und worüber alle so sehr erbittert wurden, daß sie darauf bestanden, die eilf Krieger auf der Stelle niederzuschießen. Hr. Hunt ließ jedoch auch hier seine gewöhnliche Mäßigung und Menschlichkeit walten, indem er befahl, die Indianer über den Fluß zu bringen, sie aber mit gewissem Tode bedrohte, wenn sie nochmals auf einem feindlichen Ueberfall betreten würden.

Am 10 Mai kam die Expedition in die Nähe des Dorfes der Omahas, ungefähr 830 Meilen oberhalb der Mündung des Missouri, und schlug ihr Lager in der Nachbarschaft auf. Das Dorf lag am Fuß eines Hügels, am Ufer des Flusses und bestand aus etwa 80 runden und kegelförmig zulaufenden Hütten von ungefähr sechszehn Fuß Durchmesser. Diese Hütten waren eigentlich nichts als Zelte von zusammengenähten Büffelhäuten, über Pfähle gebreitet, die gegen einander geneigt in den Boden geschlagen waren, so daß sie sich ungefähr in der Hälfte ihrer Höhe kreuzten. Die nackten Spitzen dieser Pfähle stehen oben so von einander, daß, würden auch sie mit Fellen bedeckt, das Zelt ungefähr wie eine Sanduhr oder wie zwei Kegel aussehen würde, von denen man den einen umgekehrt auf die Spitze des andern stellt. Die Gestalt der indianischen Hütten ist wohl zu beachten, da jeder Stamm seine Wohnungen anders gestaltet und man daher hieraus schon von fern wissen kann, welchen Stamm man vor sich hat. Das Aeußere der Hütten der Omahas hat etwas höchst Phantastisches, indem sie mit geschlängelten rothen und gelben Streifen, oder mit

rohen Abbildungen von Pferden, Hirschen und Büffeln, auch wohl mit Menschengesichtern bemalt sind, die dem Vollmond ähneln, und oft zwischen vier und fünf Fuß in der Breite halten.

Die Omahas waren einst ein zahlreicher und mächtiger Stamm der Prairien, der es in kriegerischer Macht und Tapferkeit den Sioux, den Pawnees, der Saukś, den Kanzas und den Jatans noch zuvor that. Die Kriege mit den Sioux hatten indeß dennoch seine Reihen gelichtet, und die Kinderpocken im Jahr 1802 mehr als zwei Drittheile seiner Anzahl weggerafft. Zur Zeit der Ankunft des Hrn. Hunt zählte der Stamm noch immer 200 Krieger und Jäger, jetzt aber ist er bedeutend zusammengeschmolzen, und bald wird er jenen erloschenen Nationen des Westens beigezählt werden, die nur noch in den Sagen leben.

In seinem Briefwechsel mit Astor liefert Hr. Hunt einen ausführlichen Bericht von den an den Ufern des Flusses wohnenden Indianerstämmen. Sie lebten in einem beständigen Krieg der verheerendsten Art unter sich, der sich nicht bloß auf Hauptschlachten, Kriegszüge, Raub, Brand und Mord beschränkte, sondern bei dem auch individuelle Handlungen der kaltblütigsten Grausamkeit und des schwärzesten Verraths begangen wurden; denn der einzelne Krieger setzte oft alles aufs Spiel, nur um sich einer tollkühnen That rühmen zu können, oder um eine persönliche Beleidigung zu ahnden, und die prahlende Trophäe eines Skalps zu gewinnen. Der einsame Jäger oder Wanderer, das arme Weib, das im Walde Holz sammelte, niemand war sicher vor Ueberfall und Mord. Auf solche Weise wurden ganze Stämme ausgerottet, und das Leben in der Wildniß war von unaufhörlichen Schrecken und Gräueln umgeben. Daß der rothen Männer von Jahr zu Jahr weniger werden und nur eine so geringe Zahl noch übrig ist von den zahlreichen Nationen, die einst die unermeßlichen Länder des Westens bevölkerten, darf gar nicht befremden; man muß sich vielmehr wundern, daß noch so viele von ihnen übrig sind.

In den Tagen ihres Glücks hielten sich die Omahas für die mächtigsten und vollkommensten unter allen menschlichen Wesen, und betrachteten alles, was die Natur ihnen bot, als ausschließlich zu ihrem Gebrauch und Nutzen erschaffen. Dieser Stamm ist es, von dessen Häuptling, dem berüchtigten Wash-ing-guh-sah-ba, oder „schwarzen Vogel," so wildromantische Sagen umlaufen. Er

war ungefähr zehn Jahre vor der Ankunft Hrn. Hunts gestorben, aber sein Name wurde noch immer mit Furcht und Scheu genannt. Er war einer der ersten Häuptlinge am Missouri, die mit den Weißen Handel trieben, und wußte die ihm gebührenden Abgaben mit vieler Schlauheit zu erheben. Wenn ein Handelsmann in sein Dorf kam, so hieß er ihn alle seine Waaren in seine Wohnung bringen und da auspacken. Dann wählte er aus was ihm gefiel, und legte es bei Seite ohne etwas dafür zu bezahlen. War dieß geschehen, so ließ er seinen Herold oder Ausrufer auf die Spitze seiner Wohnung steigen und das ganze Volk auffordern sein Pelzwerk zu bringen, und mit dem weißen Manne Handel zu treiben. Bald versammelten sich die Indianer mit ihren Bären-, Biber-, Otter- und andern Fellen, um den Verkehr zu eröffnen, doch durfte keiner von den Preisen etwas abdingen, die der weiße Mann forderte, der nun seinerseits nicht unterließ, sich für die von dem Häuptling ausgenommenen Waaren reichlich zu entschädigen. Auf diese Weise bereicherte der „schwarze Vogel" nicht nur sich und die Handelsleute, sondern machte sich auch bei den Weißen sehr beliebt. Seine Leute waren indeß nicht sehr erbaut von dieser Handelsordnung, die so offenbar zu ihrem Schaden ausschlug, und begannen ihr Mißvergnügen zu äußern. Um die Schreier zum Schweigen zu bringen, theilte ein schlechter, gewissenloser Handelsmann dem Häuptling ein Geheimniß mit, das ihm eine unumschränkte Herrschaft über seine unwissenden und abergläubischen Unterthanen verschaffte. Er machte ihn nämlich mit den giftigen Eigenschaften des Arsenik bekannt und versah ihn mit einem bedeutenden Vorrath von diesem schrecklichen Gift. Von dieser Zeit an kam der „schwarze Vogel" bei seinem Stamm in den Ruf, übernatürliche Kräfte und die Gabe der Weissagung zu besitzen, und über Leben und Tod gebieten zu können. Wehe dem, der es wagte, sein Ansehen in Zweifel zu ziehen oder sich seinen Befehlen zu widersetzen. Der Häuptling weissagte seinen Tod und zu der von ihm bestimmten Zeit wurde der Schuldige plötzlich von einer Krankheit befallen, an der er unfehlbar sterben mußte. Alles entsetzte sich ob der wiederholten Beispiele von so übernatürlicher Macht, und scheute sich einem so allmächtigen und rachsüchtigen Wesen zu mißfallen; es konnte daher nicht fehlen, daß der „schwarze Vogel" bald mit einer Willkür verfuhr, die ihm niemand streitig zu machen wagte.

Er beherrschte sein Volk indeß nicht durch den Schrecken allein; er war auch ein Krieger ersten Rangs, und seine Waffenthaten wurden von Alt und Jung gepriesen. Seine Jugend war unter harter Behandlung verstrichen, denn er hatte das Unglück gehabt, als Knabe schon von den Sioux gefangen zu werden. Unter seiner Anführung gewannen die Omahas bald den Ruf großer Tapferkeit, auch ließ er keine Beleidigung, die irgend Einem seines Stammes widerfuhr, ungerochen. Einst hatten die Pawnees einen ausgezeichneten Krieger der Omahas gröblich beschimpft, der „schwarze Vogel" versammelte sogleich seine streitbare Mannschaft, führte sie gegen die Stadt der Pawnees, griff sie mit unwiderstehlicher Wuth an, ließ viele der Einwohner niedermachen und dann die Stadt bis auf den Boden abbrennen. Viele Jahre lang führte er blutige Kriege gegen die Ottoes, bis endlich durch Vermittelung der Weißen ein Friede zu Stande kam. Furchtlos in der Schlacht und stets vor Begierde brennend, sich durch kühne Thaten auszuzeichnen, feuerte er seine Leute durch sein Beispiel an. Als er einst ein Dorf der Kanzas angriff, ritt er ganz allein um dasselbe herum, lud sein Gewehr und feuerte es im Vorbeijagen auf die Einwohner ab. Auch im Krieg verbreitete sich der Zauber des Wunderbaren und der Ruf seiner übernatürlichen Kräfte um ihn. Als er einst eine Abtheilung seiner Feinde auf den Prairieen verfolgte, schoß er wiederholt sein Gewehr auf die im Boden eingedrückten Fußtapfen der Flüchtigen ab, indem er dabei versicherte, daß er sie dadurch lähmen und leicht einholen werde. Er erreichte sie in der That und ließ alle bis auf den letzten Mann niedermachen; auch dieser Sieg wurde von Freund und Feind als ein Wunder betrachtet. Durch solche und ähnliche Thaten ward er der Stolz seines Stammes und machte sich trotz seiner Todesprophezeyungen beliebt unter seinen Leuten. Seines wilden Charakters ungeachtet war er doch nicht unempfindlich gegen die Macht der Schönheit und für Liebe empfänglich. Ein Kriegerhaufe der Poncas hatte einst einen Streifzug in das Land der Omahas unternommen und eine Anzahl Weiber und Pferde fortgeschleppt. Der „schwarze Vogel" gerieth über diese Verwegenheit in Wuth, rückte mit allen seinen Tapfern ins Feld, und schwur, „die Nation der Poncas aufzufressen" — der indianische Ausdruck, wenn es einen Vernichtungskampf gilt. — Die hartbedrängten Poncas flüchteten sich hinter ein Bollwerk von Erde, allein der „schwarze

Vogel" ließ ein so lebhaftes Feuer gegen sie unterhalten, daß seine Drohung in Erfüllung zu gehen schien. In ihrer großen Noth schickten die Poncas einen Herold mit der Friedenspfeife ab, der aber auf Befehl des „schwarzen Vogels" erschossen wurde. Ein zweiter Herold hatte dasselbe Schicksal. Der Häuptling der Poncas setzte in dieser Bedrängniß seine letzte Hoffnung auf seine reizende Tochter, die er auf das schönste geschmückt mit der Friedenspfeife abschickte. Die Reize des indianischen Mädchens rührten das harte Herz des wilden Kriegers; er nahm die Pfeife aus der Hand der Schönheit, rauchte sie, und von dieser Zeit an war Friede zwischen den Poncas und den Omahas, der dadurch, daß der „schwarze Vogel" die reizende Friedensstifterin zur Ehe nahm, besiegelt wurde. Durch ihre Jugend und Schönheit erhielt sie bald große Herrschaft über den wilden Häuptling, so daß er sie vor allen seinen Weibern auszeichnete. Gewöhnt jedoch, seinen Leidenschaften stets den Zügel schießen zu lassen, stieß er einst, in einem Anfall von Wuth, das schöne Weib, das so unglücklich gewesen ihn zu beleidigen, mit seinem Messer nieder. Der Tod des Schlachtopfers machte indeß seiner Wuth augenblicklich ein Ende. Bestürzt starrte er die Unglückliche an, verhüllte dann das Haupt mit seinem Mantel, und setzte sich über sein Verbrechen und seinen Verlust brütend neben dem Leichnam nieder. So saß er drei Tage lang stumm, ohne weder zu essen noch zu trinken, und dem Anschein nach schlaflos. Man fürchtete, er wolle sich zu Tode hungern, deßhalb nahten sich seine Leute zitternd und baten ihn, doch endlich sein Haupt zu enthüllen und sich's bequem zu machen — er aber blieb regungslos. Endlich brachte einer der Krieger ein kleines Kind herein, legte es auf den Boden und stellte den Fuß des „schwarzen Vogels" auf dessen Nacken. Dieß rührte den Wilden; er warf den Mantel ab, hielt eine Rede über seine That und schien von diesem Augenblick an aller Trauer und Reue über sein Verbrechen entsagt zu haben. Noch immer war er im Besitz seines furchtbaren Geheimnisses und der aus demselben erwachsenden Macht; allein obschon er im Stande war, den Tod unter seinen Feinden zu verbreiten, so vermochte er doch nicht, denselben von sich und seinen Freunden fern zu halten. Im Jahr 1802 brachen die verheerenden Pocken auch im Dorfe der Omahas aus. Mit Entsetzen sahen die armen Wilden diese schreckliche Krankheit unter sich wüthen, die aller Geschicklichkeit ihrer Beschwörer

und Arzneikundigen Hohn sprach. Bald waren zwei Drittheile der Bevölkerung dahingerafft, und das Schicksal der Uebriggebliebenen schien entschieden. Der Stoicismus der Krieger war gebrochen, Verzweiflung hatte sich der sonst so unbeugsamen Männer bemächtigt. Einige zündeten das Dorf an, als ein letztes Mittel der Pest Einhalt zu thun; während Andere in einem Anfall von Wahnsinn ihre Weiber und Kinder todt schlugen, um ihnen die Schmerzen einer unvermeidlichen Krankheit zu ersparen, und sie in ein besseres Land voranzusenden. Als das allgemeine Entsetzen seinen Höhepunkt erreicht hatte, wurde der „schwarze Vogel" selbst von dem Uebel befallen. Kaum sahen die unglücklichen Wilden ihren Häuptling in Gefahr, so vergaßen sie ihr eignes Elend und sammelten sich um sein Sterbebett. Sein herrschsüchtiger Geist und seine Vorliebe für die Weißen gaben sich noch in seinen letzten Augenblicken durch die Wahl kund, die er selbst hinsichtlich seines Begräbnißplatzes traf. Ein Hügel oder Vorgebirg von mehr als 400 Fuß Höhe, von wo aus man eine weite Aussicht über den Missouri hat, und wo er die Ankunft der Boote der weißen Männer zu erwarten pflegte, sollte seine irdischen Reste aufnehmen. Der Missouri bespült den Fuß dieses Vorgebirgs, und kehrt, nach mannichfachen Windungen in der Ebene, bis auf eine Entfernung von etwa 900 Schritten wieder zu demselben zurück, so daß der Schiffer sich nach einer Fahrt von etwa 30 Meilen mit Segel und Ruder wieder bei dem seltsamen Vorgebirge befindet, als wäre er dahin gebannt. Der letzte Befehl des „schwarzen Vogels" war, sein Grab auf der Spitze jenes Hügels zu bereiten, und ihn dort auf seinem Lieblingspferde sitzend zu beerdigen, damit er sein vormaliges Gebiet überblicken und die Barken der weißen Männer schauen könne, wenn sie den Fluß heraufkommen, um mit seinem Stamme Handel zu treiben. Man that pünktlich, wie der Verschiedene befohlen. Der Leichnam ward auf sein Kriegsroß gesetzt und ein Hügel über ihn gewölbt, auf dem man eine Stange aufrichtete, von welcher das Banner des Häuptlings und die Skalps herabflatterten, die er im Leben erbeutet hatte. Als die Expedition unter Hrn. Hunt diese Gegend besuchte, stand die Stange mit den Fragmenten des Banners noch, und der abergläubische Gebrauch, von Zeit zu Zeit Lebensmittel für den Verschiedenen auf den Grabhügel zu legen, wurde von den Omahas noch immer gewissenhaft befolgt. Das letztere unterbleibt jetzt freilich, da der Stamm fast ganz aus-

gestorben ist, aber noch immer wird das Grab des „schwarzen Vogels" von den wandernden Wilden mit Ehrfurcht und von den Reisenden auf dem Missouri als eine Landmarke betrachtet, und man zeigt dem Fremden von Ferne schon das Grab, das noch immer die Gebeine des furchtbaren indianischen Kriegers und seines Pferdes umschließt.

Siebenzehntes Capitel.

Beunruhigende Gerüchte von den Sioux-Tetons. — Die Piraten des Missouri. — Zusammentreffen Crooks und Mac Lellan's mit ihnen. — Desertionen aus dem Lager. — Abreise aus dem Dorfe der Omahas. — Jones und Carson, zwei Abenteurer. — Abenteuer Hrn. Bradbury's mit einem Ponca-Indianer. — Ein Bote von Hrn. Lisa trifft ein. — Die Expedition eilt vorwärts.

Während Hr. Hunt und seine Begleiter sich im Dorfe der Omahas aufhielten, trafen drei Sioux-Indianer vom Stamme Yankton-Ahna mit der unangenehmen Nachricht ein, daß eine Bande von den Sioux-Tetons, die einen Landstrich von vielen Meilen weiter am Missouri hinauf bewohnen, sich in der Nähe befinde, um die Expedition zu erwarten und sich ihrer Weiterreise zu widersetzen. Die Sioux-Tetons waren zu jener Zeit gleichsam die Piraten des Missouri, welche die reich beladene Barke des Handelsmannes als gute Prise betrachteten. Sie hatten ihren eigenen Handel mit den brittischen Kaufleuten des Nordwestens, die ihnen auf dem Fluß St. Peter ihre Bedürfnisse regelmäßig zuführten; da sie auf diese Weise von den Handelsleuten auf dem Missouri unabhängig waren, so plünderten sie diese, so oft sich nur die Gelegenheit bot. Man hat behaupten wollen, sie wären von den brittischen Kaufleuten, die alle Rivalen in dem Handel mit den Indianern zu entfernen wünschten, zu diesen Räubereien veranlaßt worden, Andere führen jedoch einen tiefer liegenden Grund an. Die Sioux waren durch ihren Verkehr mit den brittischen Handelsleuten mit dem Gebrauch der Feuerwaffen bekannt geworden, und dieß hatte ihnen eine große Ueberlegenheit über die andern höher am Missouri hinauf wohnenden Stämme verliehen. Auch hatten sie sich so zu sagen zu Factoren der obern Stämme aufgeworfen, indem sie dieselben aus zweiter Hand und

zu bedeutend höhern Preisen mit den von den Weißen bezogenen Waaren versahen. Die Sioux sahen daher die americanischen Handelsleute höchst ungern den Missouri hinauffahren, weil sie gar wohl begriffen, daß sie dadurch die Kundschaft der obern Stämmen verlieren müßten, und daß diese, was das Schlimmste war, ebenfalls Feuerwaffen bekommen und dadurch für sie furchtbare Gegner werden würden.

Es ist früher schon erwähnt worden, daß die HH. Crooks und Mac Lellan auf einer Handelsreise von diesen Flußräubern angefallen worden waren; da dieser Vorfall mit später zu berichtenden Umständen gewissermaßen in Verbindung steht, so möge hier eine genauere Erzählung desselben folgen. — Ungefähr zwei Jahre vor der Zeit, von der hier die Rede ist, gingen Crooks und Mac Lellan in Booten, mit ungefähr 40 Mann besetzt, den Missouri hinauf, um mit den obern Stämmen Handel zu treiben. In einer der Krümmungen des Flusses, wo das Ufer weit über das Wasser hereinhängt, hörten sie plötzlich Geschrei und Jauchzen über sich, und sahen die überhängenden Felsen mit bewaffneten Wilden besetzt. Es war eine Bande Sioux, wohl 600 Mann stark, die ihre Waffen drohend schwangen, und den Booten zuriefen umzukehren und weiter unten zu landen. Gegen einen solchen Befehl ließ sich nichts einwenden, denn die Indianer konnten vom Ufer herab die Weißen vernichten, ohne selbst die geringste Gefahr zu laufen. Crooks und Mac Lellan landeten daher, wie ihnen geboten worden, und hatten eine Unterredung mit den Sioux, die ihnen bei Todesstrafe jeden weitern Versuch, den Fluß hinauf zu fahren, untersagten, sich aber erboten, friedlich mit ihnen zu handeln, wenn sie bleiben wollten, wo sie sich befänden. Da die Mannschaft, größtentheils aus canadischen „Reisenden" bestehend, zu schwach war, um einen Kampf gegen einen so überlegenen Feind zu wagen, der noch dazu leicht Verstärkung herbeiziehen konnte, so mußte man der Gewalt nachgeben, und man begann daher sogleich Bäume zu fällen und ein Haus aufzubauen. Die Sioux kehrten nach ihrem ungefähr 20 Meilen entfernten Dorfe zurück, um Gegenstände zum Tauschhandel zu holen, ließen indeß doch sechs oder acht Mann zurück, um die Weißen zu bewachen, und schickten noch dazu Patrouillen hin und her.

Hr. Crooks begriff recht gut, daß es, ohne Gefahr zu laufen

geplündert und ermordet zu werden, unmöglich sey, die Reise fortzusetzen; dennoch wollte er aber den eigentlichen Zweck seiner Expedition nicht aus den Augen verlieren. Während man daher mit anscheinendem Eifer den Bau des Hauses fortsetzte, schickte er die Jäger seiner Expedition in einem Canot den Fluß hinauf, nach dem eigentlichen Ort ihrer Bestimmung, um dort Pelzwerk zu sammeln, und seine später zu erfolgende Ankunft zu erwarten. Sobald die Jäger aus dem Bereich der feindlichen Sioux waren, ließ Hr. Crooks den Bau einstellen, Mannschaft und Waaren wieder einschiffen, und, nachdem er der erstaunten Wache noch eine derbe Botschaft an ihre Landsleute hinterlassen hatte, eilends den Fluß hinabrudern, um diesen Räubern so schnell als möglich aus dem Gesicht zu kommen. Was den Unwillen der HH. Crooks und Mac Lellan noch erhöhte, war der Umstand, daß, wie sie später erfuhren, Handelseifersucht ihr gewinnreiches Unternehmen vereitelt hatte, indem man Hrn. Manuel Lisa, dem Chef und Agent der Missouri-Compagnie, Schuld gab, die Sioux zu diesem Unfall veranlaßt zu haben. Diese Nachricht hatte, obschon ihre Wahrheit nicht verbürgt werden konnte, den ohnedieß sehr hitzigen Mac Lellan so sehr aufgebracht, daß er schwur, Hrn. Lisa augenblicklich niederzuschießen, wenn er ihm im Lande der Indianer begegnen sollte; eine Rache, die ganz mit dem Charakter des Mannes und mit den Gesetzen der Ehre jenseits der Gränze übereinstimmte.

Wenn Crooks und Mac Lellan über die Anmaßung der Sioux-Tetons und den ihnen daraus erwachsenden Verlust erbittert waren, so waren diese Freibeuter nicht minder aufgebracht darüber, sich von den Weißen überlistet und um den gehofften Gewinn gebracht zu sehen, und es stand daher sehr zu fürchten, daß sie sich gegen die Expedition des Hrn. Hunt um so feindseliger benehmen würden, wenn sie erfahren sollten, daß jene beiden Herren sich bei derselben befänden. Alle diese Besorgnisse wurden den canadischen „Reisenden" zwar verschwiegen, um sie nicht muthlos zu machen, allein es ließ sich durchaus nicht verhüten, daß nicht die von den Indianern verbreiteten Gerüchte sehr vergrößert zu ihren Ohren kamen. Dazu brachte der von einem Jagdzug heimkehrende Häuptling der Omahas die Nachricht mit, daß in einiger Entfernung aufwärts zwei Männer von einer Bande Sioux ermordet worden seyen, was

die bereits erwachende Furcht natürlich noch mehr steigerte. Die canadischen „Reisenden" sahen im Geiste schon auf beiden Ufern Schaaren von Kriegern stehen und Feuer auf ihre Boote geben, oder lauernde Horden, die sie Nachts im Lager überfallen und ermorden würden. Mehrere wurden so muthlos, daß sie lieber umkehren als sich durchschlagen und gewissermaßen durch das Land dieser Räuber gassenlaufen wollten. Drei von ihnen entwichen auch wirklich heimlich aus dem Dorfe. Zum Glück konnten sie durch drei andere die sich gerade anwesend befanden, und die man durch große Versprechungen gewann, ersetzt werden. Die unter seinen Leuten sich zeigende und oft bis zur Meuterei steigende Unzufriedenheit machte Hrn. Hunt nicht wenig besorgt, und trieb ihn vorwärts zu eilen, um das feindliche Gebiet recht bald hinter sich zu haben, weil dann keiner mehr so leicht wagen würde zu entweichen, da es nicht minder gefährlich war umzukehren, als vorwärts zu gehen.

Am 15 Mai verließ er demzufolge das Dorf der Omahas, und setzte die Reise nach dem Gebiet der furchtbaren Sioux-Tetons fort. Während der ersten fünf Tage wehte ein frischer günstiger Wind, der die Fahrt nicht wenig beförderte; dann aber drehte er sich, so daß ihn die Expedition gegen sich hatte. Dabei begann der Fluß zu wachsen und die Strömung reißender zu werden, weil der Schnee in den Rocky Mountains zu schmelzen anfing und die Frühlingsregen auf den obern Prairirien sich eingestellt hatten. Da man jetzt in eine Gegend kam, wo man auf beiden Ufern auf Feinde zu stoßen erwarten mußte, so ward beschlossen sich hinsichtlich der Jagd für den Unterhalt der Mannschaft auf die oft ziemlich großen, meist mit schöner Waldung bedeckten Inseln zu beschränken. Auf einer derselben erlegten die Jäger drei Büffel und zwei Elens, von denen unsere Reisenden am Saum einer herrlichen Prairie ein treffliches Jägermahl hielten. Noch nicht lange hatte sie ihre Boote wieder bestiegen, als sie ein auf sie zufahrendes, von zwei Männern besetztes Canot erblickten, in denen sie zu ihrem Erstaunen zwei Weiße erkannten. Es waren zwei jener kühnen und furchtlosen Jäger der Wildniß, Namens Benjamin Jones und Alexander Carson. Zwei Jahre lang hatten sie am obersten Theil des Missouri zugebracht, und schwammen nun Tausende von Meilen in ihrer Nußschale auf einem wilden Strom, mitten durch Gegenden, wo wilde Stämme hausten, so behaglich und

sorglos herab, als befänden sie sich inmitten der Civilisation. Zwei solche Männer zu gewinnen, verlohnte allerdings der Mühe, und es bedurfte auch nur geringer Ueberredung, um sie zum Beitritt zu bewegen. Die Wildniß ist des Jägers Heimath; dem Matrosen gleich kümmert es ihn wenig, nach welchem Punkt der Windrose das Schiff steuert, und so gaben auch diese beiden Abenteurer die Reise nach St. Louis willig auf, um sich den Rocky Mountains und dem stillen Meere zuzuwenden.

Die beiden Naturforscher, Hr. Bradbury und Hr. Nutall, die sich in St. Louis der Expedition angeschlossen hatten, begleiteten sie noch immer und verfolgten ihre Forschungen bei jeder Gelegenheit. Hr. Nutall scheint sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Untersuchungen gewidmet zu haben. Er war ein eifriger Botaniker, dessen ganzer Enthusiasmus erwachte, als sich in den endlosen Prairien eine neue Pflanzenwelt vor ihm aufthat. So oft die Boote landeten, sprang er an das Ufer, um zu botanisiren, und oft mußte man ihn, wenn es Zeit zur Abfahrt war, aufsuchen. Den canadischen „Reisenden," denen überhaupt alles, was außer ihrem unmittelbaren Wege liegt, unfaßlich ist, war die Leidenschaft des edeln Botanikers ganz unbegreiflich; und wenn er so mit Pflanzen aller Art beladen zurückkehrte, machten sie ihn oft zur Zielscheibe ihres Witzes, indem es ihnen als eine Art Wahnsinn erschien, unnützes Gras zu sammeln. Hr. Bradbury war weniger ausschließlich in seiner Liebhaberei und beschäftigte sich eben so gern mit der Jagd als mit seinen Studien. Bei seinen geologischen Ausflügen nahm er stets die Flinte auf die Schulter, und da er sich ganz der harten Lebensweise seiner Umgebung bequemte, so stand er bei der Mannschaft der Expedition gar sehr in Gunst. Selbst die Gefahren, denen man jetzt in einem feindlichen Lande bei jedem Schritt ausgesetzt war, vermochten seinen Hang zum Umherschweifen nicht zu schwächen. Als er am Abend des 22 Mai's bemerkt hatte, daß der Fluß eine starke Biegung mache, an der die Boote den ganzen folgenden Tag zu fahren haben würden, beschloß er diese Gelegenheit zu einem Ausflug am Lande zu benützen. Statt sich also am Morgen des 23 mit denn Uebrigen einzuschiffen, füllte er seine Jagdtasche mit geröstetem Korn als Mundvorrath und brach auf, um den Weg zu Fuß zu machen, mit dem Versprechen, sich Nachmittags wieder bei den Booten einzufinden. Hrn. Hunt ward nicht

wohl bei einem solchen Wagstück und er gab dem kühnen Jäger zu bedenken, daß man sich in Feindes Land befinde. Hr. Bradbury nahm jedoch diese Warnung auf die leichte Achsel und machte sich wohlgemuth auf den Weg. Er brachte seinen Tag recht angenehm mit zoologischen und botanischen Untersuchungen auf einer herrlichen Prairie hin, und that mehrere vergebliche Schüsse auf wilde Hunde, ohne zu bedenken, wie leicht er dadurch die Aufmerksamkeit der vielleicht in der Nähe lauernden Wilden auf sich ziehen könnte. Er hatte, ganz in seine Untersuchungen verloren, in der That gar nicht mehr an die Sioux-Tetons und die Gefahren des Landes gedacht, als er ungefähr gegen die Mitte des Nachmittags am Ufer des Flusses stehend, und sich nach den Booten umsehend, plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte. Erschrocken auffahrend und sich umwendend erblickte er einen nackten Wilden mit gespanntem Bogen und den Pfeil gegen seine Brust gerichtet vor sich. In einem Augenblick war die Flinte angeschlagen und die Hand am Drücker. Der Indianer spannte seinen Bogen noch stärker, ließ aber den Pfeil nicht aus der Hand. Hr. Bradbury begriff sogleich, daß der Wilde, wenn er Böses gegen ihn im Schilde führte, ihm keine Zeit zur Vertheidigung gelassen haben würde, er setzte daher sein Gewehr ab, und streckte die Hand aus, die der Indianer zum Zeichen der Freundschaft ergriff, und Hrn. Bradbury in der Sprache der Osagen fragte, ob er ein Americaner sey. Dieser antwortete bejahend und wollte nun wissen, ob er einen Sioux vor sich habe, worauf er zu seiner großen Beruhigung erfuhr, daß sein Gegner ein Ponca sey. Während dessen kamen noch zwei andere Indianer herbei, die Lust zu haben schienen Hrn. Bradbury zu nöthigen, mit ihnen zu gehen. Dieser weigerte sich natürlich und setzte sich auf einen Sandhügel nieder, indem er seinen Taschencompaß hervorzog und ihn den Indianern zeigte. Dieser ihnen neue Gegenstand beschäftigte die Wilden einige Zeit, allein sobald ihre Neugierde befriedigt war, drangen sie aufs neue in Hrn. Bradbury ihnen zu folgen. Um sie abermals hinzuhalten, brachte er ein kleines Mikroskop zum Vorschein, und dieses neue Wunder erreichte seinen Zweck, die Aufmerksamkeit der Indianer zu fesseln, vollkommen. Während sie sich damit beschäftigten, sprang einer von ihnen plötzlich auf und stieß das Kriegsgeschrei aus. Hr. Bradbury nahm augenblicklich seine Flinte zur Hand, fest entschlossen sich aufs äußerste zu vertheidigen, als der Indianer nach

dem Fluß hinab deutete und somit die Ursache seines Rufs sich erklärte. Der Mast eines der Boote wurde hinter dem niederen Weidengebüsch am Ufer sichtbar. Der kühne Naturforscher fühlte sich bei diesem Anblick sehr erleichtert; die Indianer aber gaben Zeichen von Furcht und wollten davon laufen. Hr. Bradbury versicherte sie einer guten Behandlung und versprach ihnen die beste Bewirthung, wenn sie ihn an Bord begleiten wollten; sie zögerten noch ein wenig, verschwanden aber plötzlich, bevor noch die Boote ans Land kamen.

Am folgenden Morgen fanden sich die drei Indianer, von mehreren ihres Stammes begleitet, im Lager der Expedition ein. Mit ihnen kam auch ein weißer Mann, der ein Schreiben von Hrn. Manuel Lisa, dem Theilhaber der Missouri-Compagnie, an Hrn. Hunt überbrachte. Hr. Lisa stand, wie bereits erwähnt, im Begriff, Hrn. Henry nebst seinen Leuten aufzusuchen, und war drei Wochen später als Hr. Hunt aufgebrochen. Kaum hatte er von den feindseligen Absichten der Sioux gehört, als er auch alles aufbot, um Hrn. Hunt einzuholen, und in seiner Gesellschaft den gefährlichen Theil des Flusses zu befahren. Er hatte 20 starke Ruderer bei sich, die so kräftig arbeiteten, daß er gerade vier Tage nach Hrn. Hunts Abfahrt im Dorfe der Omahas anlangte. Von diesem Dorf aus schickte er den Boten mit dem Schreiben an Hrn. Hunt ab, in welchem er diesen bat, ihre Expeditionen zum beiderseitigen Schutz gegen die im Lande der Sioux ihrer wartenden Gefahren zu vereinigen, und ihn deßhalb da zu erwarten, wo dieser Brief in seine (Hrn. Hunts) Hände gelangen werde. Lisa fürchtete, wie sich später zeigte, in der That, daß Hr. Hunt ihm bei den Sioux einen schlimmen Dienst erweisen und ihnen, um selbst glücklich durchzukommen, vorspiegeln möchte, daß er (Lisa), mit dem sie gewöhnlich Handel zu treiben pflegten, sich mit einem reichen Waarenlager auf dem Wege zu ihnen befinde. Zudem besorgte er, daß Crooks und Mac Lellan die Gelegenheit benutzen könnten, um ihm den Verrath zu vergelten, den er vor zwei Jahren bei denselben Sioux gegen sie geübt. Den HH. Hunt und Crooks that er hierin Unrecht, denn diese dachten an keine Hinterlist; Mac Lellan aber wiederholte seine Drohung, Lisa niederzuschießen, sobald er ihm auf dem Gebiet der Indianer begegnen werde.

Die Vorstellungen Crooks und Mac Lellans hatten indeß bei

Hrn. Hunt, der zudem der Hindernisse gedachte, die Lisa ihm selbst in St. Louis in den Weg gelegt, großes Gewicht. Er zweifelte an der Aufrichtigkeit dieses Mannes mit Recht, und fürchtete, daß er, bei den Sioux angekommen, gar leicht seinen Einfluß auf diesen Stamm benutzen könnte, um ihm die weitere Fahrt den Fluß hinauf zu versperren. Er schrieb ihm daher zurück, daß er ihn im Dorfe der Poncas erwarten werde, ließ aber, sobald der Bote fort war, ungesäumt Anstalten zum Aufbruch treffen, um Hrn. Lisa mit seiner Expedition so weit als möglich hinter sich zu lassen, weil er glaubte, die offene Feindseligkeit der Indianer sey weit weniger zu fürchten, als die Hinterlist eines rivalisirenden Handelsmannes.

Achtzehntes Capitel.

Neue beunruhigende Gerüchte. — Deserteure und neue Recruten. — Kentucky-Jäger. — Nachricht von Hrn. Henry. — Gefahr von Seite der Schwarzfüße. — Aenderung des Reiseplans. — Scenerie am Fluß. — Das Land der Sioux. — Zusammentreffen mit den Wilden. — Kriegsrath. — Zurüstungen zur Schlacht. — Die Friedenspfeife.

Gegen Mittag verließ die Expedition das Dorf der Poncas, und kam, ungefähr eine Stunde jenseits desselben, an der Mündung des Quicourt oder Rapid River vorüber, von den ersten Franzosen im Lande ursprünglich l'Eau qui court genannt. Nachdem unsre Reisenden ihre Fahrt noch so weit als möglich fortgesetzt hatten, legten sie an, um die Nacht am Lande zuzubringen. Am Abend beschwatzten die canadischen „Reisenden" wie gewöhnlich die Ereignisse des Tags und besonders die von den Poncas erhaltenen Nachrichten. Diese Indianer hatten die hinsichtlich der feindseligen Absichten der Sioux umlaufenden Gerüchte nicht nur vollkommen bestätigt, sondern auch versichert, daß fünf Stämme oder Banden dieser kriegerischen Nation sich höher am Flusse hinauf gesammelt hätten, um auf die Expedition zu warten und sie abzuschneiden. Dieses Geschwätz und die furchtbaren Geschichten von indianischer Kriegführung, die dabei aufgetischt wurden, machten auf die Furchtsamen einen tiefen Eindruck, und am folgenden Morgen fand sich, daß die beiden Männer, die im Dorfe der Omahas zur Expedition

gestoßen waren, und die man so freigebig ausgestattet hatte, während der Nacht mit allem, was sie erhalten, entwichen waren. Da man wußte, daß einer von ihnen nicht schwimmen konnte, so hoffte man er werde am Ufer des Quicourt-Flusses Halt machen müssen, und nahm deßhalb eine allgemeine Verfolgung vor, die jedoch fruchtlos blieb.

Am nächsten Morgen (26 Mai), als die gesammte Mannschaft sich an einem der schönen Ufer des Flusses zum Frühstück versammelt befand, bemerkte man zwei Canots, die längs dem gegenüber liegenden Ufer stromabwärts fuhren. Mit Hülfe eines Fernglases entdeckte man, daß sich in dem einen Canot zwei weiße Männer befanden und in dem andern einer. Um ihre Aufmerksamkeit zu wecken, wurde eine Flinte abgeschossen, worauf sie denn herbeikamen. Es zeigte sich, daß es drei Jäger aus Kentucky von der ächten, furchtlosen Classe waren, Namens Edward Robinson, John Hoback, und Jacob Rizner. Robinson, ein Veteran von 66 Jahren, war einer der ersten Ansiedler in Kentucky gewesen; er hatte schon mehreren Gefechten gegen die Indianer beigewohnt, und war in einem derselben skalpirt worden, weßhalb er die verwundete Stelle mit einem Tuch bedeckt hielt. Alle drei hatten mehrere Jahre in den obern Wildnissen zugebracht und waren im Dienst der Missouri-Compagnie unter Hrn. Henry gestanden, mit dem sie im Jahr zuvor, als er von den Schwarzfüßen von seinem Posten am Missouri vertrieben worden, die Rocky Mountains überstiegen hatten. Nach dem Uebergang über diese Gebirge hatte Hr. Henry sich an einem der obern Arme des Columbia festgesetzt, wo die drei Jäger einige Monate bei ihm geblieben waren, und nun, nachdem sie ihre Jagdlust hinlänglich befriedigt hatten, im Begriff standen zu den Ihrigen zurückzukehren. Der Anblick eines so zahlreichen Vereins von Handelsleuten, Jägern und canadischen „Reisenden," alle wohl bewaffnet und ausgerüstet, fröhlich und munter auf dem Rasenteppich am Ufer des Flusses schmausend, machte auf die alten Jäger denselben Eindruck, wie der Anblick eines Lagers auf einen alten Soldaten. Als sie aber erst den ganzen Umfang des Unternehmens erfuhren, da war kein Halten mehr, Heimath und Familien waren vergessen, die Canots wurden dem Strome preisgegeben, und fröhlichen Muthes ließen die Abenteurer sich unter denselben Bedingungen wie die übrigen Jäger anwerben. Die Compagnie war gehalten, ihnen die vollstän-

dige Ausrüstung nebst dem nöthigen Schießbedarf zu liefern und ihnen die Hälfte dessen zu lassen, was sie erbeuteten.

Der Zuwachs von drei so kräftigen Männern in einer so gefahrvollen Gegend war ein großer Gewinn für das Unternehmen. Nicht minder wichtig war ihre Kenntniß des Landes, die sie auf ihren Reisen und Jagdzügen längs der Flüsse und über die Rocky Mountains sich erworben hatten, und in der That beschloß Hr. Hunt auch, auf den Rath dieser Männer seinen Reiseplan zu ändern. Er war bisher entschlossen gewesen, den von Lewis und Clarke auf ihrer Entdeckungsreise eingeschlagenen Weg zu verfolgen, nämlich den Missouri bis zu seinen Gabeln hinauf zu fahren, und von da an zu Land und über die Gebirge zu gehen. Die drei Jäger riethen ihm aber hievon ab, weil er auf diesem Wege durch den von den Schwarzfüßen bewohnten Landstrich müsse, die noch immer wegen des von Capitän Lewis getödteten Indianers ihres Stammes gegen alle Weiße erbittert seyen. Sie riethen ihm daher, eine mehr südliche Richtung zu nehmen, von welcher her auch sie gekommen waren. Er würde dann die Rocky Mountains ungefähr an der Stelle erreichen, wo die beiden Flüsse Platte und Yellowstone entspringen, und wo das Gebirg sich leichter übersteigen lasse als da wo Lewis und Clarke über dasselbe gegangen seyen. Dieser Weg führe, wie die Jäger versicherten, durch ein Land, wo es Ueberfluß an Wild gebe, und wo man minder in Verlegenheit hinsichtlich des Lebensunterhaltes sey als auf der andern Route. Solle aber dieser Weg eingeschlagen werden, so müsse man den Missouri schon bei der Stadt der Aricaras verlassen, die man binnen wenigen Tagen erreichen werde, und da diese Indianer Ueberfluß an Pferden hätten, so könne man sich bei ihnen die zu der großen Landreise, die bei jener Stadt beginne, erforderliche Anzahl von Pferden verschaffen.

Nachdem Hr. Hunt den vorgeschlagenen Weg gehörig überdacht und die Meinung seiner Collegen darüber gehört hatte, beschloß er ihn einzuschlagen, wobei sich die neugeworbenen Jäger als Führer anboten. Die Expedition setzte ihre Reise bei dem herrlichsten Maiwetter fort. Die an den Fluß stoßenden Prairien waren mit dem buntfarbigsten Blumenschmelz bedeckt, und auch die Inseln, bei denen sie hie und da anlegten, boten den gemischten Anblick von Wald und Garten. Häufig rankten sich blühende Weinreben an den Bäumen empor und durchdufteten die Luft mit balsamischen Gerüchen. Zwi-

schen herrlichen Hainen von hochstämmigen Bäumen öffneten sich kleinere und größere lichte Plätze mit Blumen- oder Rosengebüschen in voller Blüthe bedeckt. Häufig hatten Büffel, Elens und Antilopen auf solchen Inseln Zuflucht gesucht und sich durch das dichte Gehölz Bahn gebrochen, so daß man die labyrinthischen Irrgänge eines Parks vor sich zu sehen glaubte, und oft waren von den Büffeln, da wo der Fluß sich zwischen hohen Ufern hindurchwand, förmliche Straßen am Rande des Stromes ausgetreten worden, die man von Menschenhand angelegt glauben konnte. An andern Stellen waren die Ufer von mächtigen Eisenerzadern eingefaßt, die das Wasser ausgewaschen und zu Tage gelegt hatte. An einer Stelle beschrieb der Fluß eine gerade Linie von fast 15 Meilen; die Ufer liefen sanft abhängig bis zum Wasser herab und waren mit Gras bedeckt, doch ohne allen Baumwuchs. Längs beider Ufer, die ganze Strecke von 15 Meilen hindurch, deutete ein gegen hundert Schritt breiter Streif von dunkelm Rostbraun auf ein unerschöpfliches Eisenlager, durch das der Missouri sich seinen Weg gebahnt hatte. Höher hinauf am Fluß fanden sich später Spuren, daß dieses Eisenlager sich fortsetze; dieses und das unermeßliche Kohlenlager an demselben Flusse scheinen die Elemente zu seyn, welche die Natur für die künftige Größe und den Reichthum des mächtigen Westen hier aufgehäuft hat. Der Anblick dieser mineralischen Schätze reizte die Wißbegierde Herrn Bradbury's mächtig, und es war eine wahre Pein für ihn, seine Forschungen hier nicht fortsetzen zu können, sondern sich seiner gewöhnlichen Streifzüge am Ufer enthalten zu müssen, denn man befand sich bereits im Gebiet der gefürchteten Sioux-Tetons, wo es höchst gefährlich gewesen wäre, sich ohne starke Begleitung ans Land zu wagen.

Mehrere Tagreisen hindurch behielt das Land an beiden Seiten des Flusses denselben Charakter: unermeßliche Prairien, hie und da von Hügeln und Schluchten durchschnitten, — die Betten brausender Ströme während der Regenzeit, während des Sommers aber fast ganz ohne Wasser. Die Abhänge der Hügel und die Alluvialufer der Schluchten waren wohl gelegentlich mit Baumgruppen besäumt, im Ganzen aber bot sich dem Auge nichts als eine unabsehbare Wüste mit Gras und Kräutern bedeckt, aber ohne Waldwuchs. Der Boden dieser unermeßlichen Landstrecke ist stark mit Schwefel, Vitriol, Alaun und Glaubersalz geschwängert. Diese verschiedenen

Erdarten theilen dem Wasser des Missouri die dunkle Farbe mit, durch die es sich auszeichnet. Auf diesem gränzenlosen Gebiet streifen die Banden der Sioux-Tetons umher, von der Jagd auf Büffel, Elens und Antilopen sich nährend und Vertilgungskriege gegen andere wandernde Stämme führend.

Die furchtsamen canadischen „Reisenden" sahen mit Angst und Sorgen auf das unermeßliche Land zu beiden Seiten des Stromes, doch blieb noch immer alles still und kein menschliches Wesen ließ sich blicken. Hie und da weidete eine Heerde Wild auf den blumigen Auen, oder ein Zug von Büffeln durchschritt gleich einer Karawane in weiter Ferne vom Ufer die Prairie. Die Canadier aber argwohnten hinter dem kleinsten Gebüsch einen feindlichen Hinterhalt, und der Name Sioux war für sie ein Stichwort des Schreckens. Kaum wurde ein Elen, ein Wolf, oder irgend ein anderes Thier auf den Hügeln sichtbar, so hallte es auch schon aus allen Booten wieder: Voilà les Sioux! voilà les Sioux! und wo es nur immer thunlich war, wurde das Nachtlager auf einer Insel mitten im Strom aufgeschlagen.

In den Morgenstunden des 31 Mai's, als unsre Reisenden eben auf dem rechten Ufer des Missouri ihr Frühstück einnahmen, ließ sich abermals der schon zur Gewohnheit gewordene Ruf: „Die Sioux! die Sioux!" hören, und zwar dießmal mit mehr Grund als früher, denn es kamen in der That auf einer Landspitze am jenseitigen oder nordöstlichen Ufer des Flusses zwei Indianer zum Vorschein, die eine Anrede an die Expedition richteten. Da es unmöglich war, sie in so großer Entfernung zu vernehmen, so ging Hr. Hunt mit dem Dolmetscher über den Fluß, und trat den Wilden muthig entgegen, während die übrigen in schweigender Unruhe lauschten, was geschehen werde. Sobald Hr. Hunt ans Land trat, verschwand der eine der Indianer hinter dem Hügel, kam jedoch bald wieder zu Pferde zum Vorschein und jagte die Anhöhe hinan. Nachdem Hr. Hunt eine Zeit lang mit dem Zurückgebliebenen gesprochen, kehrte er wieder zu den Seinigen zurück.

Es fand sich, daß diese beiden Indianer die Spione einer ungefähr 600 Mann starken Kriegerabtheilung waren, die eine Stunde vom Flusse lagerte und zu drei verschiedenen Stämmen der Sioux gehörte, nämlich zu den Yangtons-Alma, den Tetons-Bois-Brulé und den Tetons-Minna-Kine-Azzo. Sie erwarteten täglich Verstär-

kung von zwei andern Stämmen, und lauerten schon seit eilf Tagen auf Hrn. Hunts Ankunft, um sich der Fortsetzung seiner Reise zu widersetzen, da sie durchaus jeden Handel der Weißen mit ihren Feinden, den Aricaras, den Mandans und den Minataris verhindern wollten. Der zu Pferde abgegangene Indianer sollte die Krieger von der Ankunft der Expedition unterrichten, die sich demnach auf einen Angriff von Seite dieser Wilden gefaßt machen konnte, von denen man ihr bereits eine so grauenvolle Schilderung entworfen hatte. Alle rafften ihren Muth zusammen und setzten die Fahrt den Strom hinauf fort. Noch lag eine Insel zwischen ihnen und dem feindlichen Ufer, kaum hatten sie aber das obere Ende derselben erreicht, als sie auch schon die Schaaren der Wilden zu Gesicht bekamen. Von einer Hügelkette am Ufer strömten die Indianer theils zu Fuß, theils zu Pferde herab, und mit Hülfe der Ferngläser zeigte sich bald, daß sie zum Kriege gerüstet waren. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, nebst einigen kurzen Karabinern und fast alle waren mit runden Schilden versehen. Die meisten hatten ein wildes unerschrockenes Aussehen, und indem sie einen Punkt besetzten, der den Fluß beherrschte, stellten sie sich zugleich in Reihen, als rüsteten sie sich die Vorüberfahrt zu verwehren. Bei dem Anblick dieses bewaffneten Haufens berief Hr. Hunt die Seinigen zum Kriegsrath. Es blieb kein Zweifel über das, was man ihm hinsichtlich der Sioux bereits hinterbracht hatte. Dem Angriff auszuweichen und die Fahrt fortzusetzen war unmöglich; die Strömung in der Mitte des Flusses war zu stark, als daß man sie hätte gewältigen können, und die Boote mußten daher längs des Ufers fahren, das oft sehr hoch und steil emporstieg, mithin den Wilden Punkte bot, von wo aus sie sicher und oft ohne gesehen zu werden, einen Hagel von Pfeilen auf die Vorüberfahrenden herabsenden und sich jedesmal zurückziehen konnten, ohne daß es möglich gewesen wäre ihnen auch nur den geringsten Schaden zuzufügen. Es blieb mithin keine andere Wahl als sich zu schlagen oder umzukehren. Die Wilden waren zwar weit zahlreicher als die Weißen, allein die letztern, 60 Mann stark, hatten weithin treffende Büchsen, Munition im Ueberfluß und außerdem noch drei Stück Geschütz; es ließ sich daher hoffen, daß wenn man nur gleich anfangs einen bedeutenden Vortheil erringe, die Sioux keinen weitern Angriff wagen würden.

Der Kampf ward demnach beschlossen, und die Barken wurden an das jenseitige Ufer gerudert, so daß sie sich dem Feind fast gerade gegenüber befanden. Nun untersuchte man die Gewehre, lud die drei Kanonen und feuerte sie ab, damit die Wilden schon aus ihrem Knall erkennen möchten, was für furchtbare Waffen den Weißen zu Gebote stünden. Der Donner des Geschützes hallte weithin wieder, und mußte die nur an Kleingewehrgefeuer gewöhnten Indianer nicht wenig überraschen. Hierauf wurden die Kanonen mit so viel Kugeln geladen als sie nur fassen konnten, worauf die Mannschaft sich wieder einschiffte und über den Strom hinüber dem Feind entgegen ging. Die Indianer sahen schwelgend zu, ihre bemalten Leiber und Gesichter glänzten in der Sonne, und die Federn, mit denen sie geschmückt waren, flatterten im Winde. Die armen canadischen „Reisenden" betrachteten ihre Gegner mit ängstlichen Blicken und einer raunte dem andern zaghaft zu: „Wahrhaftig, Bruder, da sind wir schön in die Patsche gerathen," worauf hie und da einer erwiederte: „Ach leider; wir gehen keiner Hochzeit entgegen."

Als die Barken sich bis auf Flintenschußweite dem Ufer genähert hatten, griffen die Jäger nebst der übrigen streitbaren Mannschaft zu den Waffen und rüsteten sich zum Angriff; kaum aber hatten sie zum Schuß angelegt, so zeigte sich eine große Verwirrung unter den Wilden. Sie entrollten ihre Mäntel von Büffelfellen, erhoben sie mit beiden Händen über ihre Häupter und breiteten sie dann vor sich auf den Boden. Kaum hatte Peter Dorion dieß gesehen, als er rief, man möge ja nicht feuern, indem diese Bewegung der Wilden ein Friedenszeichen und eine Einladung zur Unterhandlung sey. Wirklich trennten sich auch etwa ein Duzend der ausgezeichnetsten Krieger von den übrigen, kamen ans Ufer herab, wo sie ein Feuer anzündeten, sich im Halbkreis um dasselbe herum setzten und den Weißen die Friedenspfeife zeigten, indem sie sie einluden ans Land zu steigen. Hr. Hunt versammelte seinen Kriegsrath abermals, um ihm die Frage vorzulegen, ob der freundschaftlichen Einladung zu trauen sey. Nachdem dieß bejaht worden war, erhielt die übrige Mannschaft Befehl an Bord zu bleiben, während die HH. Hunt, Mac Kenzie, Crooks, Miller und Mac Lellan, von dem Dolmetscher und Hrn. Bradbury begleitet ans Land gingen. Die Häuptlinge erwarteten die Ankommenden im Halbkreis sitzend, und so regungslos, daß man sie hätte für Statuen halten können. Hr.

Hunt und seine Begleiter schritten ohne Zaudern vorwärts und setzten sich zu den Wilden auf den Sand, so daß der Kreis vollständig wurde. Die auf den Anhöhen versammelten indianischen Krieger traten schweigend in Gruppen zusammen und lauschten, die Augen auf die Unterhändler geheftet, der Dinge die da kommen sollten.

Die Friedenspfeife wurde unter den gebräuchlichen Ceremonien herbeigebracht. Der Kopf bestand aus einem rothen, dem Porphyr ähnlichen Stein; das Rohr war sechs Fuß lang und mit Quasten von rothgefärbtem Pferdehaar verziert. Der Pfeifenträger stellte sich mitten in den Kreis, zündete den Tabak an, hob die Pfeife gegen die Sonne und dann gegen die vier Weltgegenden empor, und reichte sie hierauf dem vornehmsten Häuptling, der einige Züge daraus that und nun, den Kopf in der Hand behaltend, das Mundstück zuerst Hrn. Hunt und dann allen übrigen im Kreise sitzenden Personen reichte. Nachdem alle zum Pfand gegenseitiger Freundschaft geraucht hatten, hielt Hr. Hunt zuerst eine Anrede in französischer Sprache, die von Peter Dorion Satz für Satz verdolmetscht wurde. Er sagte den Sioux, daß es nicht seine Absicht sey, mit den am Ufer wohnenden Stämmen Handel zu treiben, sondern daß er nur über die Gebirge an den großen Salzsee gegen Westen gehen wolle, um einige seiner Brüder aufzusuchen, die er seit eilf Monaten nicht gesehen habe. Er fügte bei, daß er von der Absicht der Sioux, seiner Reise sich zu widersetzen, unterrichtet, aber entschlossen sey, jedem Widerstand zu trotzen. Er führe durchaus nichts Feindseliges gegen die Sioux im Schilde, und um ihnen einen Beweis hievon zu geben, habe er ihnen ein Geschenk an Tabak und Getreide mitgebracht. Als er seine Rede geendet hatte, befahl er fünfzehn Rollen Tabak und eben so viele Säcke mit Getreide aus den Booten zu bringen und sie vor dem Feuer niederzulegen.

Der Anblick dieser Geschenke versöhnte den durch die Festigkeit der Weißen, ihre gute Bewaffnung und ihre zweckmäßigen Anordnungen ohne Zweifel vorher schon eingeschüchterten Häuptling vollends. Er antwortete durch eine lange Rede, in der er erklärte, er habe seine Krieger nur versammelt um zu verhüten, daß den Aricaras, den Mandans und den Minataris, mit denen er im Kriege sich befinde, weder Waffen noch Munition zugeführt würden. Jetzt, da er sich überzeugt habe, daß die Weißen nichts dergleichen im Schilde führten, möchten sie ihre Reise ungehindert fortsetzen. Er

schloß mit Dank für ihre Geschenke und rieth ihnen, ihr Lager am jenseitigen Ufer des Flusses aufzuschlagen, weil er unter seinen Kriegern einige junge Leute habe, für deren Bescheidenheit er nicht stehen könne und die sich leicht Ausschweifungen erlauben möchten.

Hiermit endete die Conferenz; Alle standen auf, schüttelten sich die Hände und gingen auseinander. Hr. Hunt schiffte sich mit seinen Begleitern wieder ein, und setzte seine Reise ungehindert fort.

Neunzehntes Capitel.

Die große Krümmung des Missouri. — Crooks und Mac Lellan treffen zwei ihrer indianischen Feinde. — Die Grausamkeit der Weißen ist Ursache an der Feindschaft der Indianer. — Ein indianischer Kriegerhaufe. — Gefährliche Lage Hrn. Hunts. — Eine freundschaftliche Zusammenkunft. — Manuel Lisa trifft ein. — Heftige Auftritte mit ihm.

In den Nachmittagsstunden des 1 Junius kamen unsre Reisenden zu der großen Krümmung, wo der Missouri sich auf ungefähr 30 Meilen um eine cirkelförmige Halbinsel windet, die an der Stelle, wo sie mit dem Festland zusammenhängt, nicht über 2000 Schritte breit ist. Am folgenden Morgen sahen sie auf einem hohen Punkte des Ufers zwei Indianer stehen, die mit ihren Mänteln von Büffelfell Zeichen der Freundschaft gaben, worauf Hr. Hunt sogleich dem Lande zusteuern und anlegen ließ. Als man sich indeß den Wilden näherte, zeigten diese sich sehr unruhig, indem sie die Arme horizontal ausstreckten, wie sie zu thun pflegen, wenn sie um Gnade flehen. Die Ursache dieses Benehmens wurde bald klar, denn es zeigte sich, daß diese beiden Indianer zwei Häuptlinge jenes Kriegerhaufens waren, der zwei Jahre zuvor die Herren Crooks und Mac Lellan angehalten und zur Umkehr gezwungen hatte. Sie stürzten auf diese beiden Herren zu, umarmten sie, als ob sie erfreut wären sie wiederzusehen, fürchteten doch aber augenscheinlich für ihr damaliges Benehmen gezüchtigt zu werden, und wurden nicht eher wieder ganz ruhig, als bis die Friedenspfeife geraucht war.

Nachdem Hr. Hunt erfahren hatte, daß der Stamm, zu dem

diese beiden Indianer gehörten, im Sommer zuvor drei Weiße getödtet habe, machte er ihnen heftige Vorwürfe wegen dieser Grausamkeit und fragte nach der Ursache. „Wir tödten die weißen Männer," erwiederte einer der Häuptlinge, „weil die weißen Männer uns tödten. Dieser Mann da," fügte er, auf Carson, einen der neugeworbenen Jäger deutend, bei, „tödtete im vergangenen Sommer einen unsrer Brüder. Die drei weißen Männer wurden erschlagen, um dessen Tod zu rächen." Der Indianer hatte, wie Carson selbst gestand, die Wahrheit gesagt. Der letztere hatte sich mit einem Haufen Aricaras am Missouri befunden, und, da er am jenseitigen Ufer einen Kriegerhaufen der Sioux erblickte, mit seiner Büchse auf Gerathewohl hinüber geschossen. Da der Fluß an dieser Stelle eine volle halbe Meile breit war, so hatte er sich durchaus keine Wirkung von diesem Schuß versprochen, dennoch aber einen Sioux getödtet, für den seine Brüder eine dreifache Rache nahmen. Auf diese Weise wurde von Unbesonnenen oder Böswilligen den Indianern manches Unrecht zugefügt, für das diese sich ihrem Gesetz zufolge, das Blut für Blut fordert, rächten. Das Gerücht von einer solchen Rache hallt dann im ganzen Lande wieder, die Nachbarschaft greift zu den Waffen, und ein Krieg entspinnt sich, der gewöhnlich mit der Vernichtung des halben Stammes und mit Vertreibung der Ueberlebenden aus ihrer Heimath endet. Dieß ist nur zu oft die wahre Geschichte der Indianerkriege, die gewöhnlich durch irgend eine Rachehandlung veranlaßt werden, wobei aber die Ausschweifung des Weißen, der sie hervorrief, mit Stillschweigen übergangen wird.

Die beiden Häuptlinge wurden, nachdem sie die Friedenspfeife geraucht hatten, beschenkt und schieden sehr zufrieden von der Expedition. Bald darauf erschienen zwei andere Indianer zu Pferde; sie ritten an den Booten vorüber, und hatten die Geschenke gesehen, die man ihren Cameraden gereicht hatte. Da ihnen das, was jene erhalten, zu wenig schien, so ritten sie hervor und verlangten noch mehr. Hr. Hunt fühlte sich jedoch nicht veranlaßt, dem auf sehr unziemliche Weise vorgebrachten Begehr der Wilden zu entsprechen, und begleitete seine abschlägige Antwort mit der Drohung, jeden, der mit ähnlichen Forderungen zu ihm kommen werde, als Feind zu behandeln. Die beiden Indianer kehrten nach diesem Bescheid voll Zorn um und ritten davon. Da es leicht der Fall seyn konnte, daß

hinter den Hügeln noch mehrere Wilde lauerten, um die Expedition an irgend einer zu solchem Unternehmen günstigen Stelle des Flusses anzugreifen, so berief Hr. Hunt alle seine Leute an Bord, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Es wurde beschlossen, daß Hr. Hunt mit dem großen Boote längs des nordöstlichen und die drei kleinen längs des südlichen Ufers des Flusses hinfahren sollten, wodurch jede Partei in den Stand gesetzt wurde, die ihr gegenüber liegenden Anhöhen über die Köpfe ihrer Gefährten hinweg zu überschauen und die vielleicht dort lauernden Indianer zu bemerken. Als Signal wurden zwei rasch hintereinander abzufeuernde Flintenschüsse bestimmt.

Die Boote setzten den größten Theil des Tages über ihre Fahrt fort, ohne daß man eine Spur von Feinden entdeckt hätte. Gegen 4 Uhr Nachmittags kam die große von Hrn. Hunt befehligte Barke an eine Stelle, wo der Fluß durch eine lange Sandbank getheilt war, die jedoch, allem Anschein nach, noch Fahrwasser genug auf der Uferseite frei ließ, die man zu passiren hatte. Die Fahrt wurde fortgesetzt, bis sich am Ende doch das Wasser als zu seicht erwies, und es daher nöthig wurde umzukehren, und um das untere Ende der Sandbank herum in den Hauptstrom einzulenken. Kaum hatte Hr. Hunt die nöthigen Befehle hiezu ertheilt, als auch schon von den übrigen Booten auf der andern Seite des Flusses die beiden Signalschüsse gegeben wurden, und fast in demselben Augenblick die Mannschaft im großen Boot eine Schaar indianischer Krieger von dem überhängenden Ufer herabkommen und sich unten am Rand des Wassers, dem Endpunkt der Sandbank gegenüber aufstellen sah. Alle waren mit Bogen und Pfeilen, Keulen, Karabinern und runden Schilden bewaffnet, und hatten ihre nackten Körper mit schwarzen und weißen Streifen bemalt. Allem Anschein nach gehörten sie zu den beiden Stämmen der Sioux, die von der Kriegerabtheilung erwartet wurden, von der die Expedition sich vor kurzem erst bedroht sah, und waren nun von den beiden Indianern, denen man Geschenke verweigert hatte, zu Feindseligkeiten aufgefordert worden. Hr. Hunt befand sich mit seinen Leuten in einer höchst gefährlichen Lage, und gleichsam in einer Falle gefangen; die Indianer hatten, ungefähr hundert an der Zahl, bereits den Punkt besetzt, an dem das Boot vorüber mußte, während immer mehrere das Ufer herabströmten, und höchst wahrscheinlich hielten noch andere auch die

Anhöhen besetzt. Die Mannschaft der übrigen Boote bemerkte alsbald die bedrängte Lage des Hrn. Hunt und eilte zu seinem Beistand herbei; allein sie befand sich in einiger Entfernung von dem obern Ende der Sandbank, auf der andern Seite des Flusses, und mußte zu ihrem großen Schrecken die Zahl der Wilden am untern Ende des Canals immer mehr anwachsen sehen, so daß das Boot des Hrn. Hunt einem furchtbaren Angriff ausgesetzt war, bevor sie sich noch im Stande sahen ihm den geringsten Beistand zu leisten. Ihre Unruhe nahm zu, da sie sahen, daß Hr. Hunt und seine Leute flußabwärts fuhren und sich dem gefährlichen Punkt näherten, machte aber bald dem größten Erstaunen Platz, als das Boot dicht an den Horden der Wilden vorüberfuhr, ohne auch nur im geringsten belästigt zu werden und in den Hauptstrom einlief. Im nächsten Augenblick gerieth die ganze Kriegerhorde in Bewegung; alle rannten am Ufer entlang, bis sie sich den Booten gegenüber befanden, stürzten sich, ihre Waffen von sich werfend in den Fluß, wateten und schwammen zu den Fahrzeugen, die sie dicht gedrängt umgaben, und reichten jedem an Bord die Hand. Alle Besorgniß war jetzt vorüber; es zeigte sich, daß diese Indianer Krieger der Aricaras, Mandans und Minnetaris, 300 an der Zahl, und auf einem Zug gegen die Sioux begriffen waren. Diesen gaben sie vor der Hand auf und beschlossen nach der Stadt der Aricaras zurückzukehren, wo sie von den weißen Männern Waffen und Munition zu vortheilhafter Bekämpfung ihrer Feinde zu erhalten hofften. Die Boote landeten nunmehr an dem ersten bequemen Platz; die Zelte wurden aufgeschlagen und die indianischen Krieger lagerten sich ungefähr hundert Schritt von der Expedition entfernt. Aus den Booten ward herbeigeschafft, was man zu einer tüchtigen Mahlzeit brauchte, bei der die Indianer unter Gesang und Tanz mit ihren weißen Freunden bis nach Mitternacht sich fröhlich unterhielten.

Am folgenden Morgen (3 Junius) schifften unsre Reisenden, von den Indianern einstweilen Abschied nehmend, sich wieder ein. Die letztern hatten die Absicht sich auf dem kürzesten Wege nach der Stadt der Aricaras zu begeben, die sie binnen drei Tagen zu erreichen hofften, also weit früher als die Boote dahin kommen konnten. Man war noch nicht weit gefahren, als der Häuptling am Ufer daher sprengte und zu verstehen gab, daß er noch eine Unterredung

mit Hrn. Hunt wünsche, bei der er ihm eröffnete, daß er nicht heimkehren könne, ohne etwas mitzubringen, wodurch den Seinigen ein Beweis geliefert werde, daß er wirklich mit den weißen Männern zusammengetroffen sey. Hr. Hunt verstand die Bedeutung dieser Worte und machte ihm ein Geschenk mit einem Fäßchen Pulver, einem Beutel mit Kugeln und drei Duzend Messern, womit der Indianer sich höchlich zufrieden bezeugte. Während der Häuptling diese Geschenke in Empfang nahm, kam ein Indianer längs dem Ufer herbeigelaufen und meldete, daß ein Boot mit weißen Männern den Fluß herauf komme. Dieß war für Hrn. Hunt, der ganz richtig schloß, daß dieß kein anderes Fahrzeug seyn könne als das des Herrn Lisa, eine keineswegs angenehme Nachricht, denn es ärgerte ihn nicht wenig, diesen kecken und verwegenen Handelsmann, den er glücklich ausgestochen und weit hinter sich zu haben glaubte, so dicht auf seinen Fersen zu wissen. Lisa war in den im Handel üblichen Ränken zu sehr eingeweiht, als daß er sich bei dem Versprechen, im Dorfe der Poncas auf ihn warten zu wollen, hätte beruhigen können; er gönnte im Gegentheil sich und seinen Leuten keine Ruhe und bot alles auf, um die rivalisirende Expedition einzuholen, so daß er seine Fahrt sogar während eines Theils der Nacht bei Mondlicht fortsetzte. Als Hr. Hunt hörte, daß Hr. Lisa so nahe sey, hielt er jeden weitern Versuch ihm auszuweichen für nutzlos; nachdem er noch einige Meilen weiter gefahren war, machte er daher bei einem schicklichen Landungsplatze Halt, um seinen Rivalen zu erwarten. Bald darauf kam Lisa's Barke, mit 20 kräftigen Ruderern bemannt und mit einer Drehbasse am Bug. Die Zahl der am Bord befindlichen Mannschaft belief sich auf sechsundzwanzig, worunter sich auch Hr. Henry Breckenridge, damals noch ein sehr junger Mann, befand, der die Reise nur als Passagier mitmachte und der seitdem durch mehrere Schriften, worunter auch ein Bericht über die Expedition des Hrn. Lisa, bekannt geworden ist.

Die Ankunft Lisa's, die Hrn. Hunt nur unangenehm war, regte Mac Lellans alten Groll so heftig auf, daß er sich wirklich nach seiner Büchse umsah, um seine Drohung, seinen Feind niederzuschießen, zu erfüllen, und nur mit Mühe gelang es Hrn. Hunt den Erbitterten zu besänftigen und einen blutigen Auftritt zu verhüten.

Die Bewillkommnung zwischen den beiden Chefs war natürlich nichts weniger als herzlich, und was die Herren Crooks und Mac Lellan betrifft, so hielten sie zwar das Hrn. Hunt gegebene Versprechen, keine offene Fehde zu beginnen, jeder betrachtete aber seinen alten Rivalen mit desto ingrimmigern Blicken. In der That hegte Hrn. Hunts gesammte Mannschaft großes Mißtrauen gegen Lisa und seine Absichten; alle hielten ihn für schlau und hinterlistig, und fürchteten, er könnte ihr Unternehmen vereiteln. Da von den Sioux nichts mehr zu befürchten war, so besorgte man, Lisa möchte mit seiner schneller segelnden Barke die Expedition Hrn. Hunts bald im Stich lassen, um früher bei den Aricaras einzutreffen, und da er früher schon mit diesem Volk Handel getrieben hatte und großen Einfluß unter ihm besaß, so fürchtete man mit Recht, daß er einen hinterlistigen und für Hrn. Hunt nachtheiligen Gebrauch von demselben machen möchte; es wurde daher beschlossen, ihn scharf im Auge zu behalten und Mac Lellan schwur, daß nichts ihn abhalten solle seine Drohung auszuführen, wenn er den geringsten Verrath merke.

Alles geheimen Grolls ungeachtet, beobachteten beide Parteien dennoch gegenseitig einen gewissen äußern Anstand und setzten die Reise zwei Tage lang gemeinschaftlich und so ziemlich in Einigkeit lebend fort. Am dritten Tage kam es jedoch zu einem Ausbruch, der von niemand Anderm als dem Dolmetscher Peter Dorion herbeigeführt wurde. Der Leser wird sich erinnern, daß dieses würdige Subject sich eine Tagereise vor St. Louis genöthigt gesehen einen Seitenweg einzuschlagen, um der ihm wegen einer alten Branntweinschuld an die Missouri-Compagnie drohenden Haft auszuweichen, und daß Hr. Lisa gehofft hatte, ihn auf diese Weise abzuhalten sich Hrn. Hunts Expedition anzuschließen. Dorion hatte sich seit Lisa's Ankunft fern gehalten, und seinen Feind mit finstern, mürrischen Blicken betrachtet. Am 5 Julius waren beide Parteien genöthigt, eines heftigen Regens wegen Halt zu machen, und hatten ihre Lager ungefähr hundert Schritte weit von einander aufgeschlagen. Im Lauf des Tages machte Lisa einen Versuch auf die Treue Peter Dorions, indem er ihn zu sich an Bord einlud und ihn mit seinem Lieblingsgetränk, Branntwein, bewirthete. Als er ihn hinlänglich benebelt glaubte, rückte er mit dem Vorschlag heraus, seine neu eingegangenen Verpflichtungen zu verlassen und wieder in die

alten Dienste zu treten. Da gute Worte nichts fruchteten, so brachte Lisa die alte Schuld an die Compagnie aufs Tapet, und drohte dem Dolmetscher ihn mit Gewalt fortführen zu lassen. Die Erwähnung der Schuld regte Dorion's Galle auf, ein heftiger Wortwechsel entspann sich, und der Dolmetscher verließ das Boot in der heftigsten Aufregung. Sein erster Gang war in das Zelt des Hrn. Hunt, den er von dem ihm gemachten Vorschlag in Kenntniß setzte. Während er noch sprach, trat Lisa in das Zelt, unter dem Vorwand ein Zugtau zu entlehnen. Bittere Worte wurden sogleich zwischen ihm und Dorion gewechselt, die damit endeten, daß der Dolmetscher dem Hrn. Lisa einen Schlag versetzte. Ein Zwist auf indianischem Boden wird indeß nicht mit Faustschlägen ausgemacht. Lisa rannte wie rasend nach seinem Boote, um Waffen zu holen, Peter Dorion aber ergriff ein paar Hrn. Hunt gehörige Pistolen und setzte sich in Vertheidigungsstand. Durch den Lärm war das ganze Lager in Aufstand gerathen, und jeder wollte die Ursache des Streites wissen. Lisa kehrte jetzt mit einem Messer im Gürtel auf den Kampfplatz zurück, wohin ihn Hr. Breckenridge, der ihn vergeblich zu besänftigen versucht hatte, begleitete. Peter Dorion war durch seine Pistolen seinem Gegner überlegen und nahm eine drohende Stellung an. Crooks und Mac Lellan hatten inzwischen auch die Ursache des Streites erfahren, und bezeigten nicht übel Lust sich der Sache anzunehmen, kurz, es war ein Lärm und Tumult über alle Beschreibung. Mac Lellan würde mit seiner Büchse sicher den Ausschlag gegeben haben, wäre er von Hrn. Hunt nicht aufs kräftigste zurückgehalten worden. Dieser wackere Mann trat als Vermittler auf, und war eifrigst bemüht, einen allgemeinen Zusammenstoß zu verhüten, bis Lisa inmitten des Gezänks ein Ausdruck entfuhr, der seine Ehre verunglimpfte. Nun gerieth auch der sonst so gemäßigte Hunt in Feuer und Flammen und forderte Hrn. Lisa auf, den Zwist auf der Stelle mit Pistolen auszumachen. Dieser eilte in sein Boot, um sich zu bewaffnen; ihm folgten die Herren Bradbury und Breckenridge, die als Neulinge im Leben auf dem Gebiet der Indianer keinen Gefallen an blutigen Auftritten hatten, und ihrer kräftigen Vermittelung gelang es, die Sache ohne Blutvergießen beizulegen. Die beiden Chefs der feindlichen Lager schieden indeß im Zorn, und jeder persönliche Verkehr zwischen ihnen hatte ein Ende.

Zwanzigstes Capitel.

Die Wildniß. — Büffel und Antilopen. — John Day, der Jäger. — Zusammenkunft mit drei Aricaras. — Unterhandlungen zwischen den feindlichen Parteien. — Zwei Häuptlinge der Aricaras. — Das Dorf der Aricaras. — Feierliche Landung. — Große Rathsversammlung. — Unterhandlung wegen Pferden. — Lager der handelnden Parteien.

Die beiden feindlichen Parteien fuhren, einander im Gesicht, an den entgegengesetzten Ufern des Flusses hinauf, doch waren die Boote Hrn. Hunts immer etwas voraus, um den feindlich gesinnten Lisa nicht früher zu den Aricaras kommen zu lassen. Je weiter man kam, um so wilder wurde die Scenerie; die unabsehbaren Ebenen waren von zahllosen Büffelheerden bedeckt, die bald in langen Reihen diese lautlose Wildniß durchzogen, bald sich einzeln oder in kleinen Gruppen auf den Anhöhen oder mitten auf den Prairien zeigten, wo sie theils weideten, theils wiederkäuend auf dem Rasen lagen. An einer Stelle besonders schien das Ufer ganz mit Büffeln bedeckt zu seyn, von denen mehrere sogar schnaubend und tosend durch den Fluß schwammen. Die Gewalt der Strömung trieb viele von diesen bis in die Nähe der Boote, wo man diese Gelegenheit sich mit Fleisch zu versorgen nicht unbenutzt ließ. An einer andern Stelle entdeckte man eine ganze Heerde dieser gewaltigen Thiere am Rand einer kleinen Insel theils im Schatten der Bäume liegend, theils im Wasser stehend, um sich gegen die Hitze des Tages und die Fliegen zu schützen. Die besten Schützen stellten sich am Bug einer Barke, die, durch ein breites Segel und günstigen Wind gegen die Strömung sich haltend, langsam dahin fuhr, auf den Anstand. Die Büffel, keine Gefahr ahnend, starrten die Vorüberfahrenden ruhig an, so daß es den Schützen leicht wurde die feistesten aufs Korn zu nehmen und zu erlegen. Außer den Büffeln zogen noch ganze Heerden majestätischer Hirsche, Elens und leichtfüßiger Gazellen vorüber, die schönsten und zierlichst gebauten unter den Bewohnern der Prairien.

Man unterscheidet in diesen Gegenden zwei Arten von Antilopen, von denen die eine fast so groß als der gewöhnliche Hirsch, die andere aber nicht viel größer als die Ziege ist. Ihre Farbe ist

lichtgrau oder vielmehr fahlbraun mit weißen Flecken; sie haben kleine denen der Hirsche ähnliche Geweihe, die sie jedoch nie absetzen. Wundervoll ist die Form ihrer zarten und zierlichen Glieder, in denen Leichtigkeit, Kraft und Elasticität sich vereinigen, und alle ihre Stellungen und Bewegungen sind malerisch und gracibs. Diese Thiere sind außerordentlich furchtsam und scheu; sie halten sich stets in den offenen Ebenen auf und fliehen bei dem geringsten Geräusch mit einer Schnelligkeit, die jede Verfolgung unmöglich macht. Wenn sie so im Herbst über die Prairien hinsausen, und die Farbe ihres Haars sich mit der ihr so ziemlich ähnlichen des abgedorrten Grases verschmelzt, so verwirrt sich der Blick, und man glaubt wesenlose Formen zu sehen, die der Wind gleich jenen Spinnweben vor sich her treibt, die man den „fliegenden Sommer" zu nennen pflegt. So lange sie auf der freien Ebene sind, schützt ihre Geschwindigkeit sie vor jeder Gefahr, und nur die Neugier, die diesen Thieren eigen ist, bringt sie ins Verderben. Sobald sie einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und ihren Verfolger hinter sich haben, bleiben sie plötzlich stehen und wenden sich dem Gegenstand ihrer Unruhe zu, um ihn zu betrachten. Bemerken sie nichts mehr hinter sich, so kehren sie, von unbezwinglicher Neugier getrieben, nach der Stelle zurück, von der sie eben erst vertrieben worden waren. John Day, der bereits erwähnte Veteran unter den Jägern, gab einen Beweis seiner Geschicklichkeit, indem er eines dieser schönen Thiere erlegte. Seine Neugier benützend, band er ein Schnupftuch an die Spitze seines Ladstocks, legte sich auf den Bauch mitten in das Gras und bewegte das Tuch langsam hin und her. Die Antilope starrte den geheimnißvollen Gegenstand eine Zeit lang aus der Ferne an, näherte sich dann furchtsam mit wachsender Neugier, die sie zauberartig anziehende Flagge umkreisend, bis sie immer näher und näher kam und endlich, von dem tödtenden Blei des Schützen getroffen, als ein Opfer ihrer Neugier fiel.

Am 10 Junius kam der Expedition, bei rascher Fahrt durch günstigen Wind befördert, ein Canot mit drei Indianern den Fluß herab entgegen, von denen man Nachrichten aus dem Dorfe der Aricaras erhielt. Die Krieger, welche an der Sandbank zu so großer Unruhe Anlaß gegeben hatten, waren seit einigen Tagen schon im Dorfe eingetroffen, wo sie die Ankunft einer Gesellschaft

von Handelsleuten verkündet und die von derselben erhaltenen Geschenke unter großen Lobeserhebungen vorgezeigt hatten. Von diesen drei Indianern erfuhr Hr. Hunt erst, in welcher Gefahr er sich bei jener Sandbank befunden habe. Die Maudans, die sich unter jenen Kriegern befanden, wollten das Boot, das sich gleichsam in einer Falle und ganz in ihren Händen befand, durchaus angreifen und eine so reiche Beute nicht aus den Händen lassen. Auch die Minetarls waren nicht abgeneigt, da sie sich als Feinde der Weißen betrachteten, indem sie unlängst erst zwei weiße Männer oberhalb des Forts der Missouri-Compagnie erschlagen hatten. Zum Glück zeigten sich die Aricaras, welche die Mehrzahl unter den Kriegern ausmachten, ihrer Freundschaft mit den Weißen getreu und widersetzten sich jeder Feindseligkeit auf das kräftigste.

Am 11 Junius schlug Hr. Hunt nebst seinen Gefährten sein Lager unweit einer Insel, ungefähr sechs Meilen unterhalb des Dorfes der Aricaras auf. Hr. Lisa landete wie gewöhnlich in einiger Entfernung; zwischen beiden Parteien herrschte noch immer finstere Zurückhaltung, und jeder Verkehr ward vermieden. Kaum waren jedoch die Zelte aufgeschlagen, als auch Hr. Breckenridge als Gesandter aus dem feindlichen Lager sich einfand. Er kam, um rücksichtlich ihres Einzugs im Dorfe und in Betreff des Ceremoniells, mit dem die Häuptlinge empfangen werden sollten, Rücksprache zu nehmen, was bei den Indianern Gegenstände von großer Wichtigkeit sind. Hr. Hunt sprach sein Mißtrauen gegen die Absichten Lisa's und die Befürchtung offen aus, daß dieser Mann aus Handelseifersucht und wegen des mit ihm gehabten Zwistes sich dadurch rächen möchte, daß er die Aricaras gegen ihn und die Expedition Astors aufhetze. Hr. Breckenridge versicherte jedoch, daß jeder Verdacht dieser Art grundlos sey, und verbürgte sich persönlich dafür, daß nichts der Art stattfinden solle. Dieser Betheurungen ungeachtet wollte es ihm dennoch nicht gelingen, das gerechte Mißtrauen Hrn. Hunts zu besiegen; man trennte sich daher, ohne daß das gewünschte Einverständniß hergestellt worden wäre, und Mac Lellan wiederholte sogar seine alte Drohung, den feindseligen Lisa auf der Stelle niederzuschießen, wenn er auch nur der geringsten Verrätherei auf die Spur komme.

In der Nacht fiel der Regen in Strömen, von Donner und

Blitz begleitet. Das Lager wurde überschwemmt und Betten und Gepäck durchnäßt. Des Morgens bei guter Zeit schiffte man sich ein und setzte die Fahrt nach dem Dorfe fort. Gegen neun Uhr, ungefähr auf halbem Wege, kam den Booten ein Canot mit zwei Würdeträgern der Aricaras entgegen. Der eine, ein stattlicher Mann, weit über die gewöhnliche Größe, war der erbliche Häuptling des Dorfes, und wurde der Linkhandige genannt; der andere, ein wild aussehender Indianer, war Kriegshäuptling oder Generalissimus und unter dem Namen des Big Man (dicker Mann) bekannt, eine Bezeichnung, die wegen seines gigantischen Körperbaues vollkommen auf ihn paßte. Beide waren von lichterer Hautfarbe, als die Indianer gewöhnlich zu seyn pflegen. Sie hatten einen Dolmetscher bei sich, einen französischen Creolen, einen jener Abenteurer gallischen Ursprungs, wie sie in Menge an unserer Gränze mitten unter den Indianern leben, als wären sie ihres Gleichen. Er hielt sich bereits seit 20 Jahren unter den Aricaras auf, hatte sich ein Weib dieses Stammes genommen und diente den Häuptlingen als Dolmetscher. Durch dieses würdige Organ ließen die beiden hohen Häupter Hrn. Hunt bedeuten, daß sie die weitere Fahrt der Expedition auf dem Fluß nur dann dulden würden, wenn man Handel mit ihnen treibe. Hr. Hunt erläuterte ihnen den Zweck seiner Reise und seine Absicht bei ihrem Dorfe anzulegen, um von da aus die Reise zu Land fortzusetzen, wozu er Pferde von ihnen einzuhandeln Willens sey. Mit dieser Erklärung waren die beiden Indianer vollkommen zufrieden und fuhren voraus, um Anstalten zur Aufnahme der Fremden zu treffen.

Das Dorf der Ricaras, Aricaras, oder Ricaris — denn der Name wird verschieden geschrieben — liegt zwischen der 46sten und 47sten Parallele nördlicher Breite, und 1430 Meilen oberhalb der Mündung des Missouri. Die Expedition erreichte es gegen zehn Uhr Vormittags, landete aber am jenseitigen Ufer, wo das Gepäck ausgebreitet wurde, um es trocknen zu lassen. Von hier aus übersahen unsere Reisenden das ganze Dorf. Es bestand aus zwei etwa 80 Schritt auseinander liegenden Abtheilungen, von denen jede von einem besondern Trupp bewohnt wurde. Das Ganze dehnte sich etwa drei Viertel einer Meile längs des Ufers aus und bestand aus kegelförmigen Hütten von Pfählen, mit Weidenruthen durchflochten und mit Erde bedeckt, so daß man eine Menge kleiner Hügel vor sich

zu sehen glaubte. Die Ebene jenseits des Dorfes war von ziemlich hohen Bergen begränzt, die ganze Gegend aber beinahe ohne allen Baumwuchs. Während die Reisenden das Dorf betrachteten, wurde ihre Aufmerksamkeit von einer seltsamen, den Fluß herabkommenden Flotte angezogen. Sie bestand aus einer Anzahl von Canots, jedes aus einer einzigen über Stäbe gespannten Büffelhaut bestehend und von fast cirkelrunder Form. In einem jeden kniete ein Weib, welches ruderte, und an einem Strick ein im Wasser schwimmendes Bündel Brennholz nach sich zog. Solche Canots sind unter den Indianern häufig im Gebrauch, denn da sich die Büffelhaut zusammenrollen und auch zu Pferd transportiren läßt, so sind solche Fahrzeuge sehr zweckmäßig, um Gepäck über Flüsse zu schaffen. Die große Anzahl von Pferden, die ringsum das Dorf und auf den benachbarten Hügeln weidete, gab Zeugniß von der Pferdeliebhaberei der Aricaras, die gar treffliche Reiter sind. Der Reichthum des Indianers der Prairien, der in seiner Leidenschaft für dieses edle Thier und in der Geschicklichkeit es zu behandeln dem Araber gleicht, besteht auch wirklich in nichts als seinen Pferden.

Nach einiger Zeit tönte die Stimme des obersten Häuptlings, des „Linkhandigen,“ über den Fluß herüber und verkündete, daß der Rathsaal bereit und die weißen Männer eingeladen seyen, hinüber zu kommen. Der Fluß war hier eine halbe Meile breit, und dennoch konnte man jedes Wort des Häuptlings vernehmen; man kann sich daher einen Begriff machen, wie deutlich die Indianer jede Sylbe in ihrer Sprache betonen. Freilich könnte auch mancher indianische Krieger hinsichtlich der Kraft seiner Lungen sich mit dem Achilles messen.

Jetzt kam es an Erörterung des zarten Punktes, wie die beiden feindlichen Expeditionen ihren Besuch im Dorfe mit der gehörigen Vorsicht und unter Beobachtung des erforderlichen Decorums abzustatten hätten. Keiner der beiden Chefs hatte seit dem letzten Zwist ein Wort mehr mit dem andern gesprochen; jede Mittheilung war durch Abgeordnete geschehen. Hr. Breckenridge hatte, da er das unversöhnliche Gemüth Lisa's kennen gelernt, vorgeschlagen, daß eine Deputation von jeder der beiden Expeditionen zu gleicher Zeit über den Fluß setzen solle, so daß keine von beiden Parteien früher als die andere mit den Aricaras in Berührung komme. Das Mißtrauen Lisa's war inzwischen gestiegen, je näher man dem Orte der

Entscheidung kam, und Mac Lellan, der jeden Schritt seines Feindes sorgsam bewachte, schwur nochmals ihn zu erschießen, sobald er es wagen sollte den Fluß zuerst zu überschreiten.

Gegen zwei Uhr wurde das große Boot Hrn. Hunts bemannt, und er selbst stieg, von den H.H. Mac Kenzie und Mac Lellan begleitet, an Bord. Zu gleicher Zeit bestieg Lisa seine Barke; die beiden Deputationen beliefen sich im Ganzen auf vierzehn Personen, und vielleicht war niemals noch eine Bewegung rivalisirender Mächte mit abgemessenerer Genauigkeit ausgeführt worden. Beide Parteien landeten von einer dicht gedrängten Menschenmasse umgeben und wurden von dem linkhandigen Häuptling empfangen, der sie mit ernster Feierlichkeit in das Dorf führte, indem er zugleich Schaaren von alten Weibern, koboldähnlichen Kindern und umherlungernden Hunden rechts und links auseinander jagte. Der Weg wand sich zwischen Hütten hindurch, die, wie Kothhaufen aussehend, und von alten Pallisaden umgeben, ohne alle Ordnung aneinander gedrängt waren, und deren schmutziges Aussehen durch die abscheulichsten Gerüche, die von ihnen ausströmten, noch widerwärtiger auffiel.

Endlich gelangte man zu dem Rathsgebäude. Es war ziemlich geräumig, und bestand aus vier gabelförmigen, aufrecht stehenden Baumstämmen mit darüber gelegten Deckbalken und Fachwerk von Pfählen, alles mit Weidenruthen durchflochten und ebenfalls mit Erde bedeckt. Ein Loch in der Mitte des Fußbodens stellte den Feuerherd vor, und gerade über demselben befand sich eine runde Oeffnung in der Decke, durch die der Rauch entwich und das Tageslicht einfiel. Rings um das Innere des Gebäudes lief eine Art Nischen, zu Schlafstellen bestimmt, und den Blicken durch Vorhänge von Büffelfellen verschleiert. Am obern Ende des Gemachs befand sich eine Art kriegerischer und Jagdtrophäe aufgestellt, aus zwei bunt bemalten Büffelköpfen bestehend und überragt von Schildern, Bogen, Pfeilköchern und anderm Waffengeräthe. Als man den Saal betrat, deutete der Häuptling auf Matten, die er ringsumher hatte aufbreiten lassen, und auf denen die Fremden Platz nahmen, während er selbst sich auf einer Art von Stuhl niederließ. Ein alter Mann trat nunmehr vor, mit der Friedenspfeife in der Hand, die er anzündete, sie dem Häuptling überreichte und sich dann in der Nähe der Thür niederkauerte. Die

Pfeife ging wie gewöhnlich von Mund zu Mund, und als sie die Runde gemacht hatte, winkte der Häuptling dem Pfeifenträger, der zugleich das Amt eines Herolds zu versehen schien, denn er bestieg den First des Gebäudes, an der Stelle, wo sich der Rauchfang befand, und nun sagte der Häuptling ihm Wort für Wort vor, was er auszurufen habe, worauf der Alte sich seiner Pflicht mit der vollsten Kraft seiner Lunge entledigte.

Bald darauf traten die Krieger und Aeltesten des Stammes, einer nach dem andern, so wie sein Name gerufen wurde, in das Gemach, indem er unter der statt der Thür am Eingang hängenden Büffelhaut durchschlüpfte, und nahm schweigend seinen Sitz auf den auf dem Boden ausgebreiteten Fellen. Auf diese Weise hatten nach und nach zwanzig Männer sich eingefunden, die eine Versammlung bildeten, des Pinsels eines Malers würdig — denn die Aricaras sind ein herrlicher Menschenschlag, groß und wohl gebaut, und wenn sie so im Rath versammelt sind, liegt in ihrer Haltung eine wilde Größe, die den Europäer überrascht.

Nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, stopfte der alte Herold die Friedenspfeife und reichte sie, nachdem er sie angezündet, dem Häuptling, der den geheiligten Rauch einzog und ihn zuerst gegen den Himmel, dann gegen die Erde und endlich gegen Osten blies; hierauf ging die Pfeife abermals von Mund zu Mund, wobei jeder sie ehrfurchtsvoll hielt, bis sein Nachbar einige Züge daraus gethan hatte, und nun war der Rath eröffnet. Der Häuptling hieß die Weißen in einer Rede willkommen, und sprach sein Vergnügen darüber aus, daß er ihnen die Hand als Freunden reichen könne, bedauerte aber zugleich, daß er und sein Volk gar so arm seyen — die gewöhnliche Entschuldigung der Indianer, um ihr Betteln oder theuren Verkauf zu beschönigen.

Lisa erhob sich, um diese Begrüßung zu erwiedern, während Hunt's und seiner übrigen Begleiter Augen fest auf ihn gerichtet waren, und die Mac Lellans besonders gleich denen eines Basilisken leuchteten. Er begann mit den gewöhnlichen Freundschaftsversicherungen und setzte dann den Zweck seiner eigenen Unternehmung auseinander. „Jene Leute aber", fuhr er, auf Hrn. Hunt und dessen Gefährten deutend, fort, „sind von einer andern Partei und von ganz andern Zwecken geleitet; allein obschon wir nicht zusammen gehören, so machen wir doch gemeinsame Sache, wenn

es die Sicherheit des einen oder des andern Theils erheischt. Jede ihnen widerfahrende Beleidigung werde ich ansehen, als sey sie gegen mich selbst gerichtet und sie dem entsprechend ahnden. Ich hoffe daher, ihr werdet sie mit derselben Freundschaft aufnehmen, die ihr mir stets bewiesen habt, und alles thun, was in eurer Macht steht, um ihnen zu Fortsetzung ihrer Reise behülflich zu seyn.“ Diese Rede Lisa's mit der Miene der Offenheit und Aufrichtigkeit gehalten, überraschte und erfreute die Gegner. Hr. Hunt erklärte sich hierauf über den Zweck seiner Reise bis zum großen Salzsee jenseits der Gebirge, zu der er mehrere Pferde benöthige, die er einzuhandeln bereit sey, und zu welchem Ende er eine Menge Waaren mitgebracht habe. Er und Lisa überreichten am Schluß ihrer Reden ein Geschenk an Tabak.

Der linkhandige Häuptling versprach den Ankömmlingen in seiner Gegenrede Freundschaft und Unterstützung und hieß sie in seinem Dorfe willkommen, fügte aber bei, daß sie die von Hrn. Hunt geforderte Anzahl von Pferden nicht entbehren können, ja daß er überhaupt zweifle, daß auch nur ein einziges zu haben sey. Hierauf hielt ein anderer Häuptling, „Grauauge“ genannt, eine Rede und erklärte, daß Hr. Hunt allerdings mit so viel Pferden versehen werden könnte, als er bedürfe, da man ja, im Fall im Dorfe selbst nicht genug vorhanden seyen, die noch fehlenden mit leichter Mühe stehlen könne. Durch dieses ehrliche Auskunftsmittel waren die Hauptschwierigkeiten gehoben; der Linkhandige schob aber den Handel auf einige Tage hinaus, um sich mit seinen untergebenen Häuptlingen über die Marktpreise zu berathen, wie dieß bei den Indianern gebräuchlich ist. Die Versammlung ging auseinander; Hr. Hunt verlegte sein Lager über den Fluß hinüber, in geringe Entfernung unterhalb des Dorfes, und der linkhandige Häuptling gab ihm einige seiner Krieger als Sicherheitswache, um das Andringen seiner Leute abzuhalten. Hr. Lisa lagerte nicht weit von Hrn. Hunt, zwischen ihm und dem Dorfe. Die Rede des erstern hatte die ihm feindlichgesinnten im Lager des letztern zufriedengestellt; der Verkehr zwischen den beiden Chefs wurde daher auch wieder angeknüpft, und die Geschäfte beider Parteien nahmen ihren ruhigen Fortgang.

Einundzwanzigstes Capitel.

Indianischer Pferdemarkt. -- Scene aus dem Dorfe der Aricaras. — Sitten und Lebensweise dieser Indianer. — Gerüchte von lauernden Feinden. — Indianische Hunde. — Rückkehr der Pferdediebe. — Neue Unruhe. — Rückkehr und Einzug einer Kriegerhorde. — Festlichkeiten und Klagen.

Der Handel mit den Aricaras wurde nun unter den von den Häuptlingen festgesetzten Bedingungen eröffnet. Lisa sendete einen Theil seiner Waaren in die Wohnung des Linkhandigen, und Hr. Hunt schlug seinen Markt in der Wohnung des „Big Man" auf. Das Dorf bot jetzt den Anblick eines belebten Jahrmarkts; von allen Seiten wurden Pferde herbeigebracht und von ihren Verkäufern mit der Grazie und Gewandtheit vorgeritten, durch welche die Aricaras sich auszeichnen. So wie ein Pferd verkauft war, stutzte man ihm den Schweif, um es von denen des Stammes zu unterscheiden, denn die Indianer verabscheuen eine solche Verstümmelung der ihrigen.

Der Reichthum eines Indianers im fernen Westen besteht hauptsächlich in seinen Pferden, von denen jeder Häuptling und Krieger eine große Anzahl besitzt, so daß die Ebenen um ein indianisches Dorf oder Lager damit bedeckt sind. Die Pferde der Aricaras sind meist von der wilden Race der Prairien, doch befanden sich auch einige darunter, die sie von den Poncas, den Pawnees und andern südwestlichen Stämmen erhalten hatten, und die von diesen auf ihren Raubzügen in das mexicanische Gebiet den Spaniern gestohlen worden waren. Diese Pferde zeichneten sich dadurch aus, daß sie gebrannt waren, ein Verfahren, das bei den Indianern nicht gebräuchlich ist.

Da die Aricaras einen Kriegszug gegen die Sioux beabsichtigten, so bestanden die von ihnen begehrten Artikel meist in Flinten, Tomahawks, Skalpirmessern, Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfnissen. Der Preis für ein Pferd, wie die Häuptlinge ihn bestimmt hatten, war zehn Dollars in Waaren. Um jedoch den Käufern einer größere Auswahl vorführen zu können, unternahmen die jungen Leute Streifzüge zu ihren Nachbarn, um von diesen Pferde zu stehlen, was bei ihnen für ein ehrenvolleres Gewerbe gilt als die Jagd.

Während die Chefs der beiden Expeditionen sich zu Fortsetzung ihrer Reise rüsteten, fanden jene, welche nur aus Wißbegier oder zur Unterhaltung sich angeschlossen hatten, Muße und Stoff genug zu Beobachtungen. Wo sie hinkamen, wurden sie auf das beste aufgenommen. Traten sie in eine Wohnung, so ward ein Büffelfell vor dem Feuer ausgebreitet, und die Pfeife gebracht; und während der Herr des Hauses mit seinen Gästen sprach, setzte die Frau den mit getrocknetem Büffelfleisch und zerquetschtem Mais wohl gefüllten Topf zum Feuer; denn der Indianer im Naturzustand, noch unverdorben durch den Verkehr mit weißen Männern, ist gastfrei wie der Araber. Nie betritt ein Fremder seine Wohnung, ohne daß er ihn nicht bewirthete, und nie nimmt er auch nur das Geringste für das an, was er dem Gast vorsetzt. Das Leben des Indianers in seinem Dorf ist ein Leben des Müßiggangs und der Unterhaltung. Die Frau muß die Arbeiten im Hause und auf dem Felde thun. Sie hält die Wohnung in Ordnung, richtet das Wildret und das Büffelfleisch zum Aufbewahren zu, schafft Brennholz herbei, kocht, bereitet die Felle der auf der Jagd getödteten Thiere zu, und bestellt das kleine Feld mit Mais, Kürbissen und Hülsenfrüchten. Erst nach Sonnenuntergang ist für sie die Zeit der Ruhe und Erholung; dann versammeln sie sich zum Spiel oder schwatzen auf den Dächern ihrer Häuser. Der Mann dagegen hält jede in das Hauswesen einschlagende Arbeit für erniedrigend. Er begnügt sich damit, sich den Entbehrungen der Jagd und den Gefahren des Kriegs zu unterziehen, seiner Familie Nahrung heimzubringen, sie zu beschützen und für sie zu kämpfen. Alles Andere hält er für unwürdig seiner Beachtung. Wenn er zu Hause ist, widmet er seine ganze Aufmerksamkeit den Waffen und den Pferden, um für kommende Jagd- und Kriegszüge gerüstet zu seyn, oder er übt sich mit seinen Gefährten in Kampf- oder Hazardspielen, bei denen er mit einer im civilisirten Leben nur selten vorkommenden Leidenschaft alles wagt, was er besitzt. Einen großen Theil ihrer Mußestunden bringen die Männer, wenn sie zu Hause sind, in Gruppen am Ufer des Flusses, auf dem Gipfel eines Hügels auf den Prairien oder auf dem Dach einer ihrer Erdhütten niedergekauert, mit Schwatzen über Tagsneuigkeiten, die Angelegenheiten des Stammes, die Abenteuer des letzten Jagd- oder Kriegszugs zu, oder sie lauschen den Erzählungen eines Greises, der sie mit Sagen aus

der Vorzeit oder mit Schilderungen der Thaten ihrer Väter unterhält. Die indianischen Weiber sind indeß nichts weniger als unzufrieden mit ihrem Geschick, und würden Männer, die sich häuslichen Arbeiten unterziehen wollten, verachten. Es ist der größte Schimpf, den eine Frau der andern bei einem Zank anthun kann, wenn sie Grund hat ihr zuzurufen: „Niederträchtiges Weib! Ich habe deinen Mann Holz in seine Wohnung tragen sehen, um Feuer zu machen. Wo war denn seine Frau, daß er sich genöthigt sah, selbst zum Weibe zu werden?"

Hr. Hunt war nicht lange im Dorfe der Aricaras, als sich auch schon ein Gerücht verbreitete, daß die Sioux ihm gefolgt seyen und ein vier- bis fünfhundert Mann starker Kriegerhaufe irgendwo in der Nähe auf ihn laure. Diese Nachricht verbreitete große Unruhe im Lager der Weißen; die Jäger wagten sich nicht mehr hinaus, um Wild zu schießen, und auch die beiden Chefs trugen Bedenken sich solcher Gefahr auszusetzen. Die Aricaras, die in ihren Kriegen mit diesem wilden grausamen Stamme viel gelitten hatten, verdoppelten ihre Wachsamkeit, und stellten, dem allgemeinen Gebrauch der die Prairien bewohnenden Stämme gemäß, auf benachbarten Hügeln berittene Schildwachen aus. Diese unermeßlichen Flächen bieten, gleich dem Ocean, dem Auge keine andere Gränze als den Horizont, so daß man jeden nur einigermaßen in die Augen fallenden Gegenstand von ferne schon bemerken und weithin Kunde davon geben kann. Die Schildwachen werden auf die Hügel postirt, um sich sowohl nach Feinden als auch nach Wild umzuschauen, und sind eine Art lebendiger Telegraphen, die ihre Nachrichten durch verabredete Zeichen mittheilen. Wollen sie eine Büffelheerde signalisiren, so galoppiren sie nebeneinander rückwärts und vorwärts auf dem Gipfel des Hügels; sehen sie aber Feinde, so sprengen sie gegeneinander hin und her, und kaum bemerkt man dieses Signal im Dorfe, so greift auch schon alles zu den Waffen.

Am 15 Nachmittags gaben die Schildwachen auf dem Gipfel eines ungefähr zwei Meilen flußabwärts gelegenen Hügels ein Signal der letztern Art. Alles rief: „Die Sioux kommen!" und in einem Augenblicke war das ganze Dorf in Bewegung. Männer, Weiber und Kinder schrien und jauchzten, die Hunde bellten und heulten, und die Krieger eilten theils sich zu waffnen,

theils die Pferde von den Prairien herbeizutreiben. Sobald sie gerüstet waren, eilten sie fort, einige zu Fuß, andere zu Pferde. Die Weiber und Kinder eilten auf die Dächer ihrer Häuser und machten die Verwirrung und den Lärm durch ihr Geschrei nur noch größer. Greise, unvermögend die Waffen zu tragen, stellten sich ebenfalls auf die Firste der Häuser und ermahnten die vorübereilenden Krieger zur Tapferkeit; doch griffen auch einige dieser Veteranen noch zu den Waffen und eilten wankenden Schritts der kräftigen Jugend nach. Gegen fünfhundert Krieger zogen auf diese Weise mit furchtbarem Kriegsgeschrei aus.

Nicht lange darauf kam jedoch das wilde Heer um vieles ruhiger zurück; entweder war es ein falscher Lärm gewesen, oder der Feind hatte sich, als er sich entdeckt sah, zurückgezogen, und die Ruhe war nun im Dorfe wieder hergestellt. Die Jäger der Expedition wagten sich jedoch nicht mehr hinaus und der Mangel an frischem Fleisch im Lager wurde deßhalb bald so groß, daß man sich genöthigt sah, eine Anzahl Hunde zu kaufen und niederzuschießen, um die geschmolzenen Vorräthe zu ergänzen. Zum Glück waren die Indianer mit diesen Thieren freigebiger als mit ihren Pferden; sie sind aber auch in einem indianischen Dorfe so häufig als in einer türkischen Stadt. Jede Familie hat deren mehrere Dutzende von jeder Größe und Farbe, von denen die edelste Race zur Jagd, eine andere als Zugthiere verwendet, und eine dritte gemästet und verzehrt wird. Die letztere ist eine Bastardrace die, wie man glaubt, vom Wolf, abstammt, dessen heimtückisches Wesen sie auch hat. Diese Art heult mehr, als sie bellt, knurrt, und zeigt bei jeder Gelegenheit die Zähne, ergreift aber, sobald man Ernst zeigt, die Flucht.

Die Aufregung im Dorfe dauerte fort; am Tage nach dem erwähnten Alarm trafen mehrere Streifparteien von verschiedenen Richtungen her ein, die man in den Rathssaal führte, wo sie Bericht von dem erstatteten, was ihnen begegnet war, welche Neuigkeiten dann von den Herolden oder Ausrufern im Dorfe bekannt gemacht wurden. Unter diesen heimkehrenden Expeditionen befand sich auch eine die ausgezogen war, um von dem Stamme der Snakes oder Schlangenindianer Pferde zu stehlen. Sie hatte ihren Zweck vollkommen erreicht und wurde nun, als sie im Triumph durch das Dorf zog, von den Firsten der Häuser herab mit Jubel be-

grüßt, und von den Greisen ermahnt sich im Handel mit den weißen Männern großmüthig zu erweisen. Der Abend ward von den Angehörigen der glücklichen Krieger mit Ergötzlichkeiten hingebracht, in die sich von den benachbarten Hügeln herab die Klagetöne der Weiber mischten, die einen Mann oder Sohn auf diesem Raubzug verloren hatten.

Ein indianisches Dorf ist ein Schauplatz fortwährender Unruhe und Aufregung. Am nächsten Tage schon kam ein Deputirter der Krieger von der Nation der Cheyenne oder Chienne, eines Stammes, der, gleich den Aricaras, durch die Kriege mit den Sioux sehr geschmolzen und genöthigt worden war, sich in die „schwarzen Berge" unweit der Quellen des Flusses Cheyenne zu flüchten, von dem der Stamm den Namen führt. Ein Krieger dieser Deputation trug ein schönes Kleid von Büffelfell, auf das phantastische Figuren mit roth und gelb gefärbten gespaltenen Federkielen gestickt waren. Rings herum lief eine Franze von den zarten Hufen junger Hirschkälber, die bei jedem Schritt ein klapperndes Geräusch machten.

Die Ankunft dieser Deputation gab Anlaß zu einer jener Ceremonien, die so viele Zeit im Leben eines Indianers wegnehmen, denn niemand kann pünktlicher in Beobachtung der Etiquette seyn als er. Der Zweck der Sendung war kein anderer, als einen Besuch des Stammes der Cheyennes im Dorfe der Aricaras anzukündigen, der binnen 14 Tagen eintreffen sollte. Diese Nachricht war Hrn. Hunt nicht unwillkommen, da er von den fremden Gästen die ihm zur Fortsetzung seiner Reise noch fehlenden Pferde zu erhalten hoffte; denn die Aricaras waren durch kein Gebot zu bewegen, sich von ihren vorzüglicheren, zur Büffeljagd abgerichteten Rossen zu trennen.

Da Hr. Hunt genöthigt war, seine Boote, die ihm nun nichts weiter nützen konnten, zu verkaufen, so trug sich Lisa als Käufer derselben sowohl als auch der ihm überflüssigen Waaren an, für die er ihm Pferde aus einem der Missouri-Compagnie gehörigen, unweit der Dörfer der Mandans, ungefähr 150 Meilen weiter flußaufwärts gelegenen Fort versprach. Der Handel kam bald zu Stande und die HH. Lisa und Crooks machten sich in Begleitung mehrerer Andern auf den Weg, um die Pferde herbeizuschaffen. Nach einer Abwesenheit von ungefähr 14 Tagen kehrten sie

mit der bestimmten Anzahl zurück, allein auch dieser Zuwachs reichte noch nicht aus, um Hrn. Hunt nebst seinen Leuten und deren Gepäck fortzuschaffen; es waren daher noch einige Tage erforderlich, um die Reiseanstalten zu vollenden.

Am 9 Julius, kurz vor Tages Anbruch, erhob sich großer Tumult und Geschrei im Dorfe. Da dieß gerade die Stunde ist, wo die Indianer ihre Angriffe und Ueberfälle auszuführen pflegen, und man die Sioux in der Nähe vermuthete, so war bald das ganze Lager auf den Beinen. Als der Tag anbrach, sah man eine Menge Indianer auf den Anhöhen drei oder vier Meilen flußabwärts; der Lärm und das Getös im Dorfe dauerte fort, und die Firste der Häuser waren gedrängt voll von ihren Bewohnern, die alle starr nach den Hügeln blickten und viel dabei schwatzten. Jetzt sprengte ein indianischer Krieger aus der Ebene nach dem Dorfe zurück, und bald darauf begannen die Legionen sich in Bewegung zu setzen.

Nun erst erfuhr man die Ursache des allgemeinen Aufstandes. Die Indianer auf den fernen Hügeln waren 300 tapfere Aricaras, die von einem Streifzug zurückkehrten. Sie waren am Tag zuvor auf die Sioux gestoßen, die so lange schon ihr Dorf umkreisten, hatten sie angegriffen, mehrere getödtet und die übrigen verjagt, dabei aber zwei oder drei der Ihrigen verloren, und mehrere waren verwundet worden. Jetzt hielten sie in gemessener Entfernung vom Dorfe, bis ihre Gefährten ihnen aus demselben entgegenkommen würden, um ihren Einzug zu verherrlichen. Der Krieger, den man nach dem Dorfe hatte gallopiren sehen, war der Anführer der Partei, die jetzt nach Hause eilte, um ihren Sieg zu verkünden. Vorbereitungen wurden nun für diese große kriegerische Feierlichkeit getroffen und den Tapfern ihr Schmuck entgegengesandt, um sich damit herauszuputzen. Die Daheimgebliebenen waren nicht minder mit ihrer Toilette beschäftigt, um die Heimkehrenden gebührend zu empfangen.

Die Aricaras gehen gewöhnlich nakt, haben aber gleich allen Wilden ihr Gallakleid, auf das sie sich nicht wenig zu Gute thun. Es besteht dieß meist in einer Art Wappenrock und langen Beinkamaschen von der gegerbten Haut der Antilope, die wie Gemsenleder aussieht und mit den fein gespaltenen und schön gefärbten Stacheln des Stachelschweins reich gestickt sind. Ein Mantel von

Büffelfell wird über die rechte Schulter geworfen, und von der linken hängt ein Köcher mit Pfeilen herab. Dazu tragen sie Kronen von bunten Federn, meistens vom Schwan; als die würdigste und höchste Zierde aber gelten die Federn des schwarzen Adlers, der den indianischen Kriegern ein geheiligter Vogel ist. Wer einen Feind in dessen eigenem Lande erschlagen hat, ist berechtigt, ein Stück Fuchsfell an jeden seiner Mocassins zu befestigen, so daß er es hinter sich nachschleift, und wer einen grauen Bären erlegt hat, trägt ein Halsband von den Klauen desselben — das ruhmwürdigste Siegeszeichen, mit dem ein Jäger prunken kann.

Die Toilette eines Kriegers macht viele Arbeit und Mühe, denn er muß sich oft vom Kopf bis zu den Füßen bemalen, wobei er höchst umständlich zu Werke geht, um die Farben und Streifen so zu vertheilen, daß das Ganze einen recht scheußlichen Eindruck macht. Ein guter Theil des Morgens verstrich daher, ehe man eine Spur von dem Zuge gewahrte. Im Dorfe herrschte inzwischen tiefes Schweigen; mehrere der Einwohner waren den Kommenden entgegengegangen, und die Zurückgebliebenen harrten in stummer Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Alle Arbeiten und Spiele ruhten, und nur die Weiber waren im Innern der Hütten mit Zurichtung des Mahls für ihre Männer beschäftigt.

Es war fast Mittag, als endlich viele Stimmen und eine rauhe aus der Ferne tönende Musik die Ankunft der Erwarteten verkündeten. Die Greise und diejenigen der Weiber, die eine Stellvertreterin am Herde zurücklassen konnten, eilten dem Zug entgegen, der bald hinter einem Hügel herauf kam, und dessen wilde pittoreske Figuren in ihr volles Licht traten, als sie in gemessenem Schritt, von Gesängen und den rauhen Tönen ihrer Instrumente begleitet, über den Gipfel des Hügels in die Ebene herabschritten und die kriegerischen Standarten und Trophäen von der Sonne beleuchtet in der Luft flatterten.

Der Aufzug trug in der That ein gewisses Gepräge der Ritterlichkeit. Die Aricaras sind in mehrere Rotten abgetheilt, von denen eine jede mit dem Namen eines Vogels oder vierfüßigen Thieres bezeichnet wird, wie z. B. Büffel, Bär, Hund, Fasan. Die Abtheilung, welche ihren Einzug hielt, bestand aus vier solchen Rotten, unter denen die mit dem Namen Hund bezeichnete im Krieg ganz besonders geschätzt wurde, und aus lauter wegen ihrer

Tapferkeit bekannten jungen Leuten unter dreißig Jahren bestand. Dieser Rotte wurden die kühnsten Unternehmungen übertragen. Die Rotten marschirten in besondern Abtheilungen, deren jeder ein Anführer voranschritt. Zuerst kamen die Krieger zu Fuß, in Pelotons von zehn oder zwölf Mann neben einander, und dann die Reiter. Jede Rotte hatte als Standarte eine Lanze oder einen Bogen mit Korallen, Stacheln vom Stachelschwein und bunten Federn geziert, und trug ihre Scalps, deren lange schwarze Haare im Winde flatterten, auf Stangen. Jede Abtheilung war von Sängern und Musikanten begleitet, so daß der ganze Zug einen Raum von fast eine Viertelmeile einnahm. Die Krieger waren verschieden bewaffnet; einige mit Flinten, andere mit Bogen, Pfeilen und Keulen, alle aber trugen Schilde von Büffelfell — eine Vertheidigungswaffe, die auf den Prairien, wo weder Baum noch Gebüsch Schutz gewährt, sehr zweckmäßig ist. Sämmtliche Krieger hatten sich auf das barbarischste bemalt und mehrere noch den Abdruck einer rothen Menschenhand über den Mund weg beigefügt, als Zeichen, daß sie das Blut eines erlegten Feindes getrunken.

Als der Zug dem Dorfe näher kam, gingen die Weiber nebst den zurückgebliebenen Greisen ihm entgegen, und nun folgte eine Scene, welche die alte Sage von der Gleichgültigkeit und dem Stoicismus der Indianer Lügen strafte. Eltern und Kinder, Gatten und Gattinnen, Brüder und Schwestern bewillkommneten sich mit den leidenschaftlichsten Freudensbezeugungen, während jene, deren Angehörige verwundet oder getödtet worden waren, in Wehklagen und Thränen ausbrachen. Der Zug schritt indeß langsam und gemessenen Schritts nach dem Tact der Musik vorwärts, und die Krieger behaupteten ihre feste und ernste Haltung. Zwischen zweien der ersten Häuptlinge ritt ein junger Krieger, der sich in der Schlacht ausgezeichnet hatte. Er war so schwer verwundet, daß er sich nur mit Mühe auf dem Pferde hielt, und dennoch sah er so heiter und ruhig aus, als ob er unverletzt gewesen wäre. Kaum hatte seine Mutter seinen Zustand vernommen, als sie sich Bahn durch das Gedränge brach, ihre Arme um den Sohn schlang und laut weinte. Der junge Mann behauptete seine feste, kriegerische Haltung bis zum letzten Augenblick, und starb bald nachdem er seine Wohnung erreicht hatte.

Das Dorf war jetzt der Schauplatz rauschender Siegesfeste.

Die Banner, die Stangen mit den Scalps und die bemalten Schilde wurden neben den Hütten aufgerichtet, und der Scalptanz begann, von kriegerischen Gesängen und wilder Musik begleitet. Alle Einwohner waren festlich geschmückt, während die alten Herolde von Hütte zu Hütte gingen, und mit lauter Stimme den Erfolg der Schlacht und die Heldenthaten der einzelnen Krieger verkündeten.

Wilde Fröhlichkeit herrschte im Dorfe, aber von den benachbarten Hügeln tönten die Klagen der Weiber herab, die sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatten, um im Dunkel der Nacht die Erschlagenen zu beweinen. Hier ergoß sich der Schmerz der Mutter des jungen Kriegers, der als Sieger zurückgekehrt war, um in ihren Armen zu sterben, in herzzerreißende Klagen. Diese Sitte der indianischen Weiber, des Nachts auf die Gipfel der Berge zu steigen, um von dort ihren Jammer zu verkünden, erinnert an die schöne und rührende Stelle der heil. Schrift, wo es heißt: „In Rama aber war Jammer, Weheklagen und tiefe Trauer; Rahel weinte um ihre Kinder und konnte sich nicht trösten, denn sie waren nicht mehr.“

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Wildniß des fernen Westen. — Die schwarzen Berge. — Die Rocky Mountains. — Wandernde räuberische Horden. — Befürchtete Gefahren. — Ein Desertionscomplott. — Rose, der Dolmetscher. — Abreise aus dem Dorfe der Aricaras.

Während Hr. Hunt sich zur Fortsetzung seiner mühevollen Reise vorbereitete, begannen einige seiner Leute bei der Aussicht auf die gefahrvolle Zukunft, die ihrer wartete, den Muth zu verlieren. Ehe man jedoch diese Männer der Feigheit beschuldigt, muß man die Wildniß, die zu betreten sie im Begriff standen, etwas näher kennen lernen. Es war dieß ein Land unermeßlich gleich dem Ocean, wie dieser ganz ohne gebahnten Pfad und zu der Zeit, von der hier die Rede ist, nur aus den schwankenden und unbestimmten Angaben indianischer Jäger bekannt. Ein Theil ihres Wegs führte

die Expedition durch einen unermeßlichen, vom Missouri und Mississippi bewässerten und nördlich und südlich auf mehrere hundert Meilen weit am Fuß der Rocky Mountains sich hinziehenden Landstrich. Diese Gegend erinnert an die weiten Steppen Asiens, und nicht ohne Grund hat man ihr den Namen der „großen americanischen Wüste" beigelegt. Aus unabsehbaren, von allem Baumwuchs entblößten, sandigen, wellenförmigen Ebenen bestehend, ermüdet sie das Auge und entmuthigt den Wanderer, der hier, ohne ein Ziel seines Weges vor sich zu sehen, auf ungebahnten Pfaden fortschreitet. Die Geologen vermuthen, daß vor vielen Jahrhunderten hier das Bett des Oceans gewesen, der seine Wogen an den granitenen Urfelsen der Rocky Mountains brach. In diesem Lande hat noch kein menschliches Wesen eine bleibende Wohnstätte aufgeschlagen, denn zu gewissen Jahreszeiten findet der Jäger hier weder für sich noch für sein Roß auch nur das geringste Nahrungsmittel; der Rasen ist dann verdorrt, die Bäche und Flüsse vertrocknet, und der Büffel, das Elen und der Damhirsch wenden dem hinsterbenden Grün den Rücken, um eine Wüste zu verlassen, wo der Anblick der wasserlosen Flußbetten die Qualen des Durstes nur noch höher steigert.

Die Eintönigkeit dieser unermeßlichen Wildniß wird zuweilen durch Gebirgsgürtel von Sand- und Kalkstein unterbrochen, die, in wirren Massen auf einander gethürmt, mit ihren steilen Klippen und gähnenden Klüften den Ruinen einer untergegangenen Welt gleichen, und hie und da von hohen, kahlen und fast unzugänglichen Felsenrücken durchschnitten werden, denen gleich, die man die „Schwarzen Berge" nennt. Jenseits dieser Steinmassen, am äußersten Ende dieser kahlen Ebenen, thürmen sich die Rocky-Mountains empor, die man als die Gränzen der atlantischen Welt betrachten kann. Die gefährlichen Engpässe und die tiefen Thäler dieser Gebirgskette dienen herumschweifenden Banden von Wilden, die meist aus Ueberresten von Stämmen bestehen, welche einst die Prairien bewohnten, und die nun, durch Krieg und Gewalt zerstreut, alle die unbezähmbaren Leidenschaften und Sitten zur Verzweiflung getriebener Menschen mit in diese Gebirgsschluchten bringen, zum Schlupfwinkel. Einige an den Ufern der Flüsse gelegene Theile dieser Wildniß können villeicht mit der Zeit dem Anbau zugänglich gemacht, und andere als Weideland benützt werden;

der bei weitem größere Theil aber wird wohl für immer eine unfruchtbare Steppe bleiben gleich der arabischen Wüste, und wie diese einem künftigen Geschlecht als ein Feld für Räubereien dienen, das aus den Trümmern indianischer Stämme, den Nachkommen der indianischen Jäger, oder aus den Flüchtlingen von den spanischen und americanischen Gränzen und Abenteurern aller Art, wie sie jedes Jahr aus dem Schooß der Gesellschaft in die Wildniß ausgestoßen werden, sich vielleicht hier bildet. Wir Americaner steuern unaufhörlich dazu bei, diese seltsame und heterogene Bevölkerungsmasse an unsern Gränzen dadurch zu vergrößern, daß wir ganze Indianerstämme von der Ostseite des Missisippi nach den großen Wüsten des fernen Westen verweisen. Viele von diesen nehmen den tiefen Groll wirklichen oder eingebildeten Unrechts mit sich in die Wüste, sie betrachten sich als heimathlose, widerrechtlicher Weise von dem Boden und den Gräbern ihrer Väter vertriebene Menschen, und hegen den bittersten Haß gegen die, so sie ihres Besitzthums beraubten. Von diesen können leicht nach und nach mehrere sich gleich den Arabern zu nomadischen und kriegerischen Horden, andere aber zu Räuberbanden vereinigen, welche die offenen Prairien zum Schauplatz ihrer Raubzüge und die Gebirgsschluchten zu ihren Schlupfwinkeln wählen.

Die Spanier haben dadurch, daß sie das Pferd in America einheimisch machten, den Charakter und die Lebensweise der Indianer von Grund aus geändert. In Chili, Tucuman und andern Gegenden des Südens sind den Tartaren ähnliche Stämme entstanden, welche den Bewohnern der Städte und der Pflanzungen gefährlich werden, und auch uns droht mit der Zeit eine ähnliche Gefahr von den unermeßlichen Landstrichen des fernen Westens. Daß diese bereits nicht mehr bloß in der Einbildung beruhe, wissen die Handelsleute, die den spanischen Markt von Santa Fe und die entlegenen Posten der Pelzhandel-Compagnien besuchen, nur zu gut. Diese müssen jetzt zu wohl bewaffneten Karawanen vereinigt reisen, und haben dennoch mörderische Angriffe von den Pawnees, den Comanches und den Schwarzfüßen auszuhalten, von denen sie entweder auf ihrem mühsamen Weg über die Ebenen oder in den Gebirgspässen überfallen werden.

Man darf sich mithin gar nicht wundern, daß es den we-

niger Beherzten unter den Leuten des Hrn. Hunt immer unheimlicher zu Muthe wurde, je mehr sie sich der damals noch fast ganz unbekannten Wildniß näherten, die sie nun unter der unverlässigen Führung dreier Jäger durchziehen sollten, die den Weg nur ein einziges Mal gemacht hatten, und die Landmarken gar leicht vergessen haben konnten. Ihre Befürchtungen wurden noch durch einige von Lisa's Leuten vergrößert, die sich einen Spaß daraus machten die Gefahren zu übertreiben, und den ohnehin furchtsamen canadischen „Reisenden" eine fürchterliche Schilderung von den Qualen entwarfen, die sie durch Hunger und Durst zu leiden haben würden, und wie sie gar leicht von den Sioux, welche die Ebenen durchstreifen, ermordet, von den Upsarokas oder Crows am Saum der Rocky Mountains ihrer Pferde beraubt, oder von den in den Engpässen lauernden Schwarzfüßen abgeschlachtet werden könnten. Diese boshaften Einflüsterungen wären der Expedition beinahe höchst nachtheilig geworden, indem mehrere von der Mannschaft heimlich zu entweichen und nach St. Louis zurückzukehren beschlossen. Sie entwendeten zu diesem Zweck mehrere Waffen nebst einem Faß Pulver, und vergruben alles dieß am Ufer, in der Absicht, sich eines der Boote zu bemächtigen und bei Nacht davon zu fahren. Glücklicherweise war das Complot von John Day, dem Kentuckier, belauscht worden, der es den Theilhabern mittheilte, die dann sogleich die kräftigsten Vorkehrungen dagegen trafen.

Die von den Crows oder Krähen-Indianern zu besorgenden Gefahren waren indeß in der That nicht übertrieben worden. Diese Wilden, an deren Gebirgsschlupfwinkeln die Expedition vorüber mußte, waren ihrer großen Verwegenheit wegen, mit der sie Pferde stahlen, bekannt. Hr. Hunt schätzte sich daher sehr glücklich, daß es ihm gelungen einen Mann zu gewinnen, der ihm bei einer etwaigen Collision mit diesem Stamme von großem Nutzen seyn konnte. Es war dieß ein herumziehender Abenteurer, Namens Eduard Rose, den er irgendwo am Missouri gefunden, einer jener Menschen, wie man sie an der Gränze findet und die keine Heimath oder, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegt, weder Kind noch Kegel haben. Er hatte sich einige Zeit unter den Crows aufgehalten, war mit ihrer Sprache und ihren Sitten bekannt, und hatte, bei finsterer Gemüthsart, überhaupt mehr das Aussehen eines Wilden als eines civilisirten Menschen.

Er war von Hrn. Hunt als Jäger und Dolmetscher bei den Crows aufgenommen worden.

Am 18 brach Hr. Hunt aus dem Dorfe der Aricaras zu Lande auf, Hrn. Lisa und Hrn. Nuttall dort zurücklassend, weil diese die Ankunft des Hrn. Henry aus den Rocky Mountains erwarten wollten. Die Herren Bradbury und Breckenridge waren bereits einige Tage früher aufgebrochen, um mit einigen von Lisa's Leuten den Fluß hinab nach St. Louis zu gehen. Aller Bemühungen ungeachtet war es Hrn. Hunt nicht gelungen, eine für seine sämmtliche Mannschaft ausreichende Anzahl von Pferden zu bekommen. Seine Cavalcade bestand aus 82 größtentheils mit Waaren zum Tauschhandel, Biberfellen, Munition, Mais, Mehl und andern Bedürfnissen schwer beladenen Pferden. Die Theilhaber waren beritten, und dem Dolmetscher Peter Dorion hatte man ebenfalls ein Pferd für sein Gepäck und seine Kinder bewilligt. Seine Frau ging nebst der übrigen Mannschaft zu Fuß und beschämte manchen von diesen durch ihre Ausdauer.

Die alten Jäger und „Reisenden" von Lisa's Expedition schüttelten den Kopf, als ihre Cameraden aufbrachen, und nahmen Abschied von ihnen als von verlornen Männern. Selbst Lisa äußerte, als sie fort waren, sie würden das Gestade des stillen Oceans nie erreichen, sondern entweder in der Wildniß durch Hunger aufgerieben, oder von den Indianern erschlagen werden.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Sommerwetter auf den Prairien. — Krankheit im Lager. — Der Big-River. — Lager der Cheyennes. — Pferdehandel. — Charakter der Cheyennes. — Anekdoten von ihnen.

Die Expedition schlug anfangs eine nordwestliche Richtung ein, wendete sich aber bald gegen Südwest, um den von den Schwarzfüßen unsicher gemachten Gegenden auszuweichen. Der Weg führte durch mehrere Beiflüsse des Missouri, und über unermeßliche nur vom Horizont begränzte und gänzlich von Bäumen entblößte Prairien. Es war jetzt im hohen Sommer, und die Reisenden hätten der Hitze

auf diesen nackten Ebenen erliegen müssen, wären sie nicht den Tag über von den aus den fernen Gebirgen herabkommenden Winden erfrischt worden. Dem Vorherrschen dieser Winde und dem Mangel an Bäumen und Gebüsch ist es zuzuschreiben, daß diese Ebenen von den Fliegen und andern Insecten frei sind, von denen während der Hitze des Sommers Menschen und Thiere auf den niederern mit Waldung besetzten Prairien gepeinigt werden. Die Monotonie dieser unermeßlichen Landschaft wäre so ermüdend, als die des Oceans, würde sie nicht von der Reinheit und Elasticität der Atmosphäre und der Schönheit des Himmels einigermaßen gemildert. Das Firmament hat hier ganz das herrliche Blau, wegen dessen der italienische Himmel berühmt ist; die Sonne scheint im reinsten Glanze, durch keinen Dunst, keine Wolken getrübt, und eine sternenhelle Nacht auf den Prairien ist etwas Herrliches und wahrhaft Erhebendes.

Am zweiten Tag der Reise theilte Hr. Hunt seine Leute auf militärische Weise in kleine Menagen, deren jede die nöthigen Feldkessel erhielt. Die Nachtlager blieben dieselben wie früher; einige schliefen unter Zelten, andere unter freiem Himmel, und die Canadier zeigten sich zu Lande eben so geduldig und munter als auf dem Wasser. Unverdrossen packten sie die Pferde auf und ab, schlugen die Zelte auf, machten Feuer an und kochten, kurz sie verrichteten alle Arbeiten, die der Indianer den Weibern überläßt, wofür sie aber auch ihrerseits wie die Weiber den Uebrigen die Jagd und das Fechten überließen — denn der canadische „Reisende" mag nicht gern etwas mit der Flinte zu thun haben.

Die Expedition kam während der ersten Tage nur langsam vorwärts. Mehrere befanden sich unwohl, und Hr. Crooks besonders war so schwach daß er nicht zu Pferde sitzen konnte. Man bereitete daher eine Art Sänfte für ihn, aus zwei langen Stangen bestehend, die an den beiden Enden je an ein Pferd befestigt und mit Matten belegt wurden. Auf diesen lag der Kranke der Länge nach ausgestreckt, und wurde durch eine Art Laube, von Zweigen geflochten, gegen die Sonnenstrahlen geschützt.

Am Abend des 23 Julius lagerte die Expedition an dem Ufer des sogenannten Big-River. Wir können hier nicht umhin die albernen und unpassenden Namen zu tadeln, die von Jägern und Ansiedlern den Flüssen und manchen bemerkenswerthen Punkten des großen Westens beigelegt worden sind. Da die eingebornen Stämme

dieser herrlichen Gegenden noch bestehen, so könnte man die indianischen Namen leicht erfahren, und abgesehen davon, daß diese weit wohlklingender lauten, würden sie auch zugleich ein dauerndes Andenken an die ursprünglichen Herren des Landes erhalten, von denen binnen kurzem auch die letzte Spur erlöschen wird. Da die Reisenden sich hier in einer Gegend befanden, wo es Büffel in Menge gab, so verweilten sie mehrere Tage an den Ufern des Big-River, um sich mit Fleisch zu versorgen und den Kranken Zeit zur Erholung zu gönnen.

Am zweiten Tag ihres Aufenthalts stießen Ben Jones, John Day und mehrere Andere, die sich eben auf der Jagd befanden, unweit eines kleinen durch eine Schlucht sich windenden Flusses auf ein Indianerlager. Die Zelte bestanden aus zusammengenähten Büffelfellen, über Pfähle aus Fichtenholz gespannt, die oben spitz zusammengefügt waren, unten aber so weit auseinander liefen, daß sie einen Kreis beschrieben, der wohl fünfzig Personen fassen konnte. Eine Menge von Pferden weidete in der Nähe, was den Jägern, die hier zu finden hofften, was sie noch bedurften, ein sehr angenehmer Anblick war. Sie wurden von den Indianern, die zu den Cheyennes gehörten, welche den Aricaras eine Deputation gesandt hatten, freundlich aufgenommen, in ihre Zelte geführt, die sie weit reinlicher fanden, als dieß bei Indianern gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, und gastlich bewirthet. Mehrere von ihnen begleiteten die Jäger in deren Lager, wo der Handel sogleich eröffnet wurde. Die Cheyennes waren erstaunt und erfreut, mitten auf der Prairie ein Lager von Waaren zu finden, das ihnen die schönste Auswahl bot, während Hr. Hunt nicht geringeres Vergnügen über die Aussicht empfand, von diesen Wilden die noch erforderliche Anzahl von Pferden zu erhalten.

Während der 14 Tage, welche die Reisenden am Big-River verweilten, wurde ihr Lager nicht leer von den Cheyennes. Alle benahmen sich indeß sehr höflich und anständig; die Männer waren schöne, kräftige Gestalten, mit Adlernasen und hervorstehenden Backenknochen. Viele gingen ganz nackt und hätten einem Bildhauer als Modell dienen können; andere trugen lange Gamaschen und Moccassins von Hirschhaut und Mäntel von Büffelfell, malerisch über die Schulter geworfen. Bald jedoch erschienen sie geschmückt mit den bunten Tüchern, den vielfarbigen Glasperlen und den Mes-

fingringen, die sie von den weißen Männern erhalten hatten, und waren hoch erfreut, sich auch mit Zinnober verunstalten zu können.

Unsere Reisenden hatten oft Gelegenheit, die Kunstfertigkeit und Grazie zu bewundern, mit der diese Indianer ihre Pferde tummelten. Mehrere von ihnen boten einen wahrhaft überraschenden Anblick, wenn sie und ihre Rosse in Gala erschienen; denn der Indianer putzt sein Pferd oft noch weit mehr heraus als sich selbst. Die indianischen Pferde zeigen eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihre wilden Reiter, und man sagt, daß sie diese schon durch den Geruch von den Weißen unterscheiden, obschon die Indianer ihre Rosse meist sehr hart und im Futter nachlässig behandeln. Oft schlossen die Cheyennes sich an die weißen Jäger bei Verfolgung des Elens und des Büffels an, und schonten dabei ihre Pferde und sich selbst so wenig, daß sie in der Hitze der Jagd Abgründe hinabsprengten, wo Roß und Reiter in Gefahr geriethen den Hals zu brechen. Ein recht zur Jagd abgerichtetes Indianerpferd ist nicht minder tollkühn als sein Reiter, und verfolgt das Wild so hitzig, als wäre das Fleisch desselben sein ihm von der Natur angewiesenes Futter.

Die Geschichte der Cheyennes ist dieselbe wie die der meisten wandernden Stämme der Prairien. Sie sind die Ueberreste eines vormals mächtigen Volks, die Shaways genannt, das an einem Arm des Red-River wohnte, der sich in den Winnipeg-See ergießt. Jeder Indianerstamm hat seinen Feind, von dem er mit unvertilgbarem Hasse verfolgt wird. Die Feinde der Shaways waren die Sioux, von denen sie nach langen blutigen Kriegen überwältigt und über den Missouri getrieben wurden. Sie setzten sich nochmals in der Nähe des Warricanne-Krihk fest, wo sie ein von Verschanzungen umgebenes Dorf bauten. Auch aus diesem wurden sie von den Sioux vertrieben und genöthigt, in den schwarzen Bergen unweit des obern Theils des Flusses Sheyenne oder Cheyenne Zuflucht zu suchen. Hier verloren sie sogar ihren Namen, indem sie von den französischen Colonisten nach dem Flusse benannt wurden, an dem sie hausten. Das Herz des Stammes war gebrochen, seine Zahl durch die Vertilgungskriege bedeutend vermindert, so daß den noch Ueberlebenden nichts übrig blieb als jeden Versuch irgendwo eine dauernde Niederlassung zu begründen aufzugeben, um den fernern Nachstellungen ihrer grausamen Feinde zu entgehen. Sie gaben den Ackerbau auf und wurden ein nomadischer, von der Jagd lebender

Stamm, der dem Büffel auf seinen Wanderungen folgte. Ihr einziger Reichthum waren ihre Pferde, die sie theils auf den Prairien fingen, theils selbst aufzogen, oder auch auf ihren Raubzügen auf das mexicanische Gebiet stahlen. Mit einem Zug solcher Pferde begaben sie sich jedes Jahr einmal zu den Aricaras, wo sie dieselben gegen Mais, Kürbisse und europäische Waaren austauschten, und dann auf die Prairien zurückkehrten.

So pflegt es diesen wilden Nationen zu ergehen. Hunger, Krieg und Pocken vermindern ihre Zahl; ganze Stämme werden aus ihrer Heimath vertrieben, durchziehen dann einige Zeit die unermeßlichen Wildnisse, vermischen sich mit andern Stämmen, oder verschwinden gänzlich von der Erde. Unter den wilden Völkern scheint überhaupt ein Hang zur Vertilgung zu herrschen, der früher schon, ehe die Europäer America entdeckten, seinen verderblichen Einfluß geübt haben muß, wie dieß die Traditionen von mächtigen Bevölkerungen, die Gegenden bewohnt haben sollen, welche zur Zeit der Entdeckung ganz menschenleer waren und jene geheimnißvollen Ruinen von unbekannten Geschlechtern beweisen — wahrscheinlich die Vorgänger derer, die man im Besitz des Landes fand und die ohne Zweifel nach und nach ausgestorben oder vertilgt worden waren. Die Geschichte der Urbevölkerung America's ist ein großes Räthsel; wird es je gelöst werden?

Vierundzwanzigstes Capitel.

Neue Vertheilung von Pferden. — Verrath im Lager. — Rose's treuloser Charakter. — Anekdoten von den Krähenindianern. — Einige Nachricht über Rose.

Am 6 August sagten unsre Reisenden den freundlichen Cheyennes Lebewohl und machten sich wieder auf den Weg. Da sie noch 36 Pferde von den Indianern eingehandelt hatten, so traf Hr. Hunt eine neue Eintheilung. Das Gepäck wurde in kleinere Ladungen vertheilt, die sechs ersten Jäger bekamen jeder ein eignes Pferd, und die übrigen erhielten die canadischen „Reisenden," je zwei ein Pferd, so daß sie abwechselnd reiten und gehen

konnten. Hr. Crooks, der noch immer zu schwach war, um zu reiten, wurde getragen. Die erste Tagereise führte zwischen seltsam gestalteten Hügeln uud Anhöhen von verhärteter rother Erde hindurch, die dem Backstein glich, und an deren Fuß Bimsstein und Asche umhergestreut lag, so daß sich die Einwirkung des Feuers hier nicht verkennen ließ. Am Abend wurde das Lager an einem Arm des Bigflusses aufgeschlagen.

Die Expedition befand sich jetzt in einer Gegend, wo die Sioux herumschwärmten, und war so weit ins Innere des Landes vorgedrungen, daß Hr. Hunt keine Desertionen mehr befürchten zu dürfen glaubte; er sollte indeß bald neuen Grund zu Besorgnissen finden. Als er nach Einbruch der Nacht in seinem Zelte saß, kam einer seiner Leute zu ihm, um ihm zu vertrauen, daß Unheil im Lager brüte. Eduard Rose, der Dolmetscher, wurde von dem geheimen Angeber als ein verrätherischer Schurke bezeichnet, der Böses im Schilde führe und mehrere von der Mannschaft verleitet habe, einige der mit Waaren bepackten Pferde zu stehlen, und damit zu den Krähenindianern überzugehen, bei denen Rose als Dolmetscher dienen sollte. Er hatte die Verführten einer gute Aufnahme bei diesen Wilden versichert, deren Häuptlinge und Krieger er kenne, und spiegelte ihnen vor, sie würden bald angesehene Leute unter den Indianern werden, die schönsten Weiber erhalten und durch die entwendeten Waaren reiche Leute werden.

Die Nachricht von dieser Verrätherei Rose's beunruhigte Hrn. Hunt nicht wenig, da er nicht wissen konnte, wie weit sie unter seinen Leuten um sich gegriffen hatte. Beweise lagen bereits vor, daß mehrere derselben der Expedition entgegen waren, und keine Lust hatten über die Gebirge zu gehen. Auch wußte er nur zu gut, daß das Leben unter den Wilden für viele, besonders aber für die canadischen „Reisenden" einen unwiderstehlichen Reiz hatte, und daß die letztern besonders sehr geneigt waren, sich unter den Indianern niederzulassen und Weiber unter ihnen zu nehmen.

Die Krähen-Indianer, deren Gebiet die Expedition binnen wenigen Tagen betreten sollte, waren in vier Horden getheilt, und hausten in fruchtbaren, mit Waldungen bedeckten und von dem Big-Horse-River und seinen Nebenflüssen bewässerten Thälern zwischen den Rocky-Mountains; doch dienten diese mehr den alten Leuten, den Weibern und Kindern als Zufluchtsort, da die

Männer nur selten zu Hause sind, sondern sich fast fortwährend auf Raubzügen befinden. Die Krähen=Indianer sind als Räuber und besonders als Pferdediebe bekannt, die hin und her über die Gebirge gehen, und das, was sie auf der einen Seite gestohlen haben, auf die andere führen. Daher soll sich auch ihr Name schreiben, weil sie, den Krähen gleich, nirgends Stand halten, sondern bald da, bald dort sind, und alles, was ihnen aufstößt, als gute Prise betrachten. Auf Pferde ist jedoch ihr Hauptaugenmerk gerichtet, und die Kühnheit und Gewandtheit, mit der sie bei Räubereien solcher Art zu Werke gehen, soll allen Begriff übersteigen. Ein vollendeter Pferdedieb gilt daher unter ihnen auch als der größte Held. Viele Pferde verschaffen sie sich indessen auch durch Tausch diesseits und jenseits der Gebirge, und sie haben für dieses edle Thier, das ein wichtiger Handelsartikel für sie ist, die größte Leidenschaft. Jedes Jahr unternehmen sie eine Reise zu den Mandans, Minataris und andern Stämmen am Missouri, denen sie ganze Heerden von Pferden zuführen, die sie dann gegen Flinten, Munition, Spielereien, Zinnober, buntfarbige Tücher und andere europäische Artikel vertauschen.

Das Complott Rose's, seine Landsleute mitten in der Wildniß zu bestehlen und zu verlassen, um sich einer Horde Wilder beizugesellen, mag denen, die keinen Begriff von dem Charakter der zuchtlosen Menschen haben, die man an der Gränze findet, allerdings kaum glaublich erscheinen; allein Rose hatte, was Hr. Hunt damals freilich nicht wußte, was aber später bekannt geworden ist, zu einer jener Räuberbanden gehört, die auf den Inseln des Mississippi Wegelagerung trieben, um die vorüberfahrenden Boote zu plündern, und die sich auch am Ufer in den Hinterhalt legten, und die zu Lande mit dem Ertrag ihrer Fahrt von New=Orleans zurückkehrenden Reisenden beraubten und nicht selten auf das grausamste ermordeten. Da diesen Banden das Handwerk gelegt worden war, so hatte sich Rose in die Wildniß geflüchtet, den Krähen=Indianern zugesellt, deren Räuberleben ihm zusagte, und sich ein Weib unter diesen Wilden genommen.

Da Hr. Hunt, wie bereits erwähnt, nicht wußte, wie viele Theilnehmer das Complot zähle, und durch ein rasches Zufahren der noch unter der Asche glimmende Verrath leicht in helle Flammen aufschlagen konnte, so beschloß er, im Einverständniß mit

den von ihm zu Rathe Gezogenen, sich nicht merken zu lassen, daß er von dem Plan unterrichtet sey, den Rädelsführer Rose aber scharf im Auge zu behalten, und besonders die Pferde bei Nacht sorgfältig zu bewachen.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Brennstoff in der Wüste. — Fossile Bäume. — Drei Jäger werden vermißt. — Signalfeuer. — Neuer Vertrag mit Rose. — Rückkehr der Vermißten.

Die Ebenen, über welche unsre Reisenden kamen, waren fortwährend von Bäumen und Gesträuchen so sehr entblößt, daß sie sich des Düngers der Büffel als Brennmaterial bedienen mußten, wie dieß die Araber mit dem des Kamels zu thun pflegen. Dieses Verfahren ist unter den Indianern der obern Prairien allgemein üblich, und dieser trockene Dünger soll ungefähr wie Torf brennen. Thut man einige Holzspäne hinzu, so gibt es eine helle Flamme.

Diese Ebenen waren jedoch nicht immer so von Waldung entblößt gewesen, wie dieß Baumstämme bewiesen, die theils noch aufrecht standen, theils in Bruchstücken umher lagen, jedoch sämmtlich im fossilen Zustande. In diesen merkwürdigen Ueberresten waren die Adern noch immer deutlich zu erkennen, und es zeigte sich aus denselben, daß dieß vor Zeiten Eichen gewesen waren. Mehrere von der Mannschaft der Expedition nahmen Stücke dieses fossilen Holzes mit sich, um sich ihrer als Wetzsteine zu bedienen.

In dieser Gegend litten unsre Reisenden keinen Mangel an Fleisch, denn die Prairien waren mit unermeßlichen Büffelheerden bedeckt. Diese Thiere sind im Ganzen friedlichen Gemüths, und grasen so ruhig, als ob sie Hausthiere wären; allein jetzt befanden sie sich gerade in der Brunst, und dann sind die Stiere außerordentlich wild und kampflustig. Auf der ganzen Prairie herrschte eine unaufhörliche Bewegung, und die verliebten Heerden machten ihren Gefühlen durch ein Brüllen Luft, das dem fernen Donner glich. Hie und da entspann sich ein heftiger Zweikampf zwischen zwei Rivalen, die mit ihren riesigen mit zottigen Haaren bewachsenen

Stirnen zusammenrannten, sich gegenseitig ihre kurzen schwarzen Hörner in den Leib bohrten, und dabei mit den Füßen den Boden aufwühlten.

Als man an einem der folgenden Tage Halt machte, um das Nachtlager aufzuschlagen, wurde Peter Dorion nebst zwei Jägern, Carson und Gardpie, vermißt, auch trafen sie am nächsten Morgen nicht ein. Da man vermuthete, daß sie sich auf der Büffeljagd befänden, und die Expedition leicht wieder auffinden würden, so war man ihretwegen weiter nicht besorgt. Man ließ ein Feuer brennen, damit dessen Rauchsäule ihnen als Wegweiser diene und machte sich wieder auf den Weg. Am Abend wurde auf einem Hügel in der Nähe des Lagers abermals ein Signalfeuer angezündet und am folgenden Morgen reichlich mit Brennstoff genährt, damit es den Tag über aushalte. Diese Signale sind unter den Indianern üblich, um sich gegenseitig zu warnen, oder um die Jäger heim zu rufen, und die Atmosphäre ist auf diesen Ebenen so durchsichtig, daß man eine Rauchsäule, des Abends besonders, bis auf eine große Entfernung unterscheiden kann. Zwei oder drei Tage waren indeß verstrichen, und noch immer hatten die vermißten Jäger sich nicht eingestellt; Hr. Hunt ließ daher den Zug so langsam als möglich marschiren, um den Vermißten Zeit zu lassen, ihn wieder einzuholen.

Auf Rose und diejenigen, deren Treue man für verdächtig hielt, hatte man fortwährend ein wachsames Auge, doch fiel nichts vor, was zu Besorgnissen hätte Anlaß geben können. Rose war bei seinen Cameraden augenscheinlich so wenig beliebt, daß man mit Recht zweifelte, ob es ihm gelingen werde, jemand auf seine Seite zu bringen.

Am 10 Aug. lagerte die Expedition zwischen Bergen, auf deren höchstem Hr. Hunt einen ungeheuren Scheiterhaufen von Fichtenholz anzünden, und das Feuer die ganze Nacht unterhalten ließ. Am folgenden Morgen wurde es erneuert, so daß die ungeheure emporsteigende Rauchsäule wohl auf eine Tagreise weit von den Vermißten bemerkt werden konnte. In diesen einförmigen, durch keinen auffallenden Punkt ausgezeichneten Gegenden geschieht es oft, daß Jäger sich verirren und mehrere Tage umherlaufen, ehe sie die Ihrigen wieder finden. In dem vorliegenden Falle fühlte sich Hr. Hunt jedoch doppelt beunruhigt durch das

Mißtrauen, das die verrätherischen Plane Rose's in ihm geweckt hatten.

Der Weg wurde jetzt sehr beschwerlich, denn er führte über eine steile mit losen Steinen bedekte Felsenkette, von zwei tiefen Thälern durchschnitten, die von zwei Armen des Big-River durchströmt wurden. An beiden Ufern dieser Arme breiteten sich Wiesen aus, auf denen Heerden von Büffeln weideten. Die Jäger kehrten mit ganzen Ladungen von Fleisch heim, allein die Mannschaft war durch diesen Ueberfluß lecker geworden, und kochte nur ausgesuchte Stücke.

Mehrere Tagreisen waren jetzt sehr langsam zurückgelegt, Signalfeuer angezündet, und allenthalben Merkzeichen zurückgelassen worden, damit die Vermißten den Weg finden sollten, den die Expedition eingeschlagen hatte, allein noch immer war keine Spur von ihnen zu entdecken, so daß man ernstlich zu fürchten begann, sie möchten einer Indianerhorde in die Hände gefallen seyn; denn ein Zug wie der des Hrn. Hunt, der sich mit Packpferden durch eine offene Ebene oder über kahle Hügel hinbewegt, wird von den indianischen Spionen auf große Entfernung schon bemerkt, und wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde davon unter den Horden, die dann die Reisenden umschwärmen, um Pferde zu stehlen oder diejenigen zu ermorden, die sich zu weit von dem Zuge entfernen.

Hr. Hunt und die übrigen Theilhaber fingen nach und nach an immer mehr einzusehen, wie leicht es dem finstern und verwegenen Landstreicher Rose werden könnte, ihnen zu schaden, wenn sie erst in die Engpässe der Gebirge gerathen seyn würden, die ihnen völlig unbekannt waren, und wo er seine räuberischen Freunde, die Krähenindianer, fand. Gelang es ihm dort einige Mannschaft der Expedition für seine Plane zu gewinnen, so konnte er sich der besten Pferde und Waaren bemächtigen, sich zu seinen wilden Freunden flüchten und aller Verfolgungen lachen. Hr. Hunt beschloß daher, die Plane des Schelms zu durchkreuzen und ihn so zu stellen, daß er es für vortheilhafter halten mußte, ehrlich zu bleiben. Im Laufe des Gesprächs sagte er ihm daher geradezu, daß, da er, Rose, hauptsächlich als Dolmetscher und Führer durch das Land der Krähen aufgenommen sey, man seine Dienste jenseits deßselben nicht weiter nöthig habe, und daß man deßhalb, da

man wisse, er sey durch Heirath mit diesem Stamme verbunden, und überhaupt seine Vorliebe für das Leben unter den Indianern kenne, ihm keinen Zwang auflegen wolle, sondern es ihm frei stelle unter ihnen zu bleiben. Bei der Trennung versprach man ihm überdieß für seine bisher geleisteten Dienste einen halben Jahreslohn auszuzahlen, und ihm ein Pferd, drei Biberfallen, und noch mehrere andere Artikel zu schenken, die zu Begründung seines Fortkommens dienen könnten.

Diese unerwartete Freigebigkeit, durch die es für Rose fast eben so nutzbringend und weit minder gefährlich wurde, ehrlich zu bleiben, entwaffnete den Gauner vollkommen, und von diesem Augenblick ging eine Aenderung in seinem ganzen Wesen vor. Seine Stirn hellte sich auf, er wurde freundlicher und mittheilender, und machte fortan keinen Versuch mehr auf die Treue seiner Cameraden.

Am 13 Aug. schlug Hr. Hunt eine andere Richtung ein, indem er sich westwärts hielt, in der Hoffnung, auf diesem Weg die drei vermißten Jäger zu finden, die sich vielleicht rechts vom Big-River gehalten hatten. Dieser Weg führte bald zu einer etwa hundert Schritt breiten Gabel des kleinen Missouri, der dem großen Fluß dieses Namens hinsichtlich der reißenden Strömung und des häufigen Treibholzes gleicht, das sich auf ihm findet. Vor sich hatten unsre Reisenden rauhe bis zum Wasser herabreichende Gebirge; über den Fluß setzend schlugen sie ihr Lager an dessen nordwestlichem Ufer auf, wo sie gute Weide und Büffel im Ueberfluß fanden. Der Himmel hatte sich umzogen, und drohte mit Regen; schon war es fast ganz dunkel geworden und die Mannschaft saß eben in Gruppen beisammen, als ein Freudengeschrei die Ankunft der Vermißten verkündete. Pferde und Menschen sahen äußerst abgetrieben und ermüdet aus, denn sie waren seit mehreren Tagen beständig auf den Beinen gewesen. In der Hitze der Jagd hatten sie einen Büffel so weit verfolgt, daß sie den Rückweg auf den von unzähligen Büffelheerden zertretenen Ebenen, wo keine Spur der Expedition zu erkennen war, nicht mehr finden konnten. Sie waren hin und her geritten, ohne eines der von ihren Cameraden angezündeten Signalfeuer erblickt zu haben. Endlich ungefähr zwei Tage vor ihrem Eintreffen, als sie von Angst und Anstrengung fast aufgerie-

den waren, hatten sie die Fährte ihrer Cameraden entdeckt und sie eiligst verfolgt.

. Nur der, welcher selbst Zeuge war von der Herzlichkeit, die zwischen den Theilnehmern an so gefahrvollen Expeditionen herrscht, kann sich einen Begriff von der Freude machen, mit der die Rückkehrenden im Lager aufgenommen wurden. Alles drängte sich um sie und bestürmte sie mit Fragen, und sogar das Weib Peter Dorions vergaß die Strenge der häuslichen Disciplin ob der Freude über die Rückkehr ihres Herrn und Meisters.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die schwarzen Berge. — Schlupfwinkel der räuberischen Indianer. Aberglauben unter ihnen. — Seltsames Geräusch in den Gebirgen. — Wilde Thiere. — Die Gipfel der Rocky Mountains in der Ferne. — Der graue Bär. — Abenteuer William Cannon's und John Day's mit diesem Raubthier.

Hr. Hunt befand sich jetzt mit den Seinigen am Saume der schwarzen Berge, einer ausgedehnten Kette, ungefähr hundert Meilen östlich von den Rocky-Mountains, die sich in nordöstlicher Richtung von der südlichen Gabel des Nebraska, oder la Plattestromes, bis zur großen nördlichen Biegung des Missouri erstreckt. Die schwarzen Berge bilden die Wasserscheide zwischen dem Missouri, dem Arkansas und dem Mississippi, und aus ihrem Schooß entspringt der Cheyenne, der kleine Missouri und mehrere Beiflüsse des Yellowstone.

In den wilden Schluchten dieser Berge hausen räuberische Indianerstämme, und auch die Cheyennes hatten, wie bereits erwähnt, vor ihren Feinden, den Sioux, hier Schutz gesucht. Die schwarzen Berge bestehen größtentheils aus Sandstein; sie sind sehr schroff, von furchtbaren Abgründen unterbrochen, und die einzelnen Felsen bieten oft die seltsamsten Formen. Zuweilen glaubt man Städte oder Mauern mit Zinnen vor sich zu sehen; auch hegen die Indianer seltsamen Aberglauben hinsichtlich dieser Berge. Wenn um ihre Gipfel sich Wolken zusammenziehen, während auf der Ebene das heiterste Wetter ist, dann glauben die herumschweifenden Stäm=

me der Prairien, daß dort die Wohnung der bösen Geister sey. Wenn sie diese Engpässe besuchen, versäumen sie daher nie, eine Opfergabe unter die Bäume oder auf die Felsen zu legen, um sich den Schutz der unsichtbaren „Herren des Gebirgs" zu sichern und schönes Wetter und gute Jagd von ihnen zu erhalten. Dieser Aberglaube mag wohl zum Theil durch eine Naturerscheinung ganz eigner Art hervorgerufen worden seyn. Bei dem heitersten und ruhigsten Wetter, bei Tag und bei Nacht, hört man nämlich in diesen Bergen oft einen Knall, der dem mehrerer Kanonen gleich kommt. Die Herren Lewis und Clarke hörten dieses Getös auch in den Rocky-Mountains, wo es von den Indianern dem Bersten der reichen Silberadern im Innern des Gebirgs zugeschrieben wurde.

Die Gelehrten selbst haben zu Erklärung dieser Erscheinungen oft sehr seltsame und wenig befriedigende Systeme aufgestellt. Auch in Brasilien sollen sie häufig vorkommen. Vasconcellos, ein Jesuit, beschreibt eine solche Explosion, die er selbst in der Sierra oder der Gebirgsgegend von Piratininga hörte, und die er mit dem Knall eines ganzen Artillerieparks vergleicht. Die Indianer sagten ihm, es sey eine Explosion von Steinen, und der würdige Vater hatte bald Gelegenheit von der Wahrheit dieser Aussage sich zu überzeugen, indem er die Stelle auffand, wo der Fels geborsten war und aus seinem Innern gleich einer Bombe eine steinichte Masse von der Größe eines Ochsenherzens ausgeworfen hatte. Diese Masse war entweder durch die Explosion selbst, oder durch den Fall zerbrochen, und so lag denn ihr innerer wundervoller Bau zu Tage. Die Schale war hart wie Eisen, und inwendig waren, gleich den Kernen in einem Granatapfel, bunte Steine von den herrlichsten Farben eingefügt. Dieselbe Erscheinung sollte, wie die Indianer den Pater versicherten, auch in der angränzenden Provinz Guayra vorkommen, wo die Berge unter Getös Steine von der Größe einer Mannshand auswerfen, deren glänzende Trümmer wie Edelsteine aussehen, aber ganz werthlos sind.

Am einfachsten und naturgemäßesten möchte die Erklärung derer seyn, welche diese Explosionen großen Felsenmassen zuschreiben, die sich vom Gebirge ablösen und in die Schluchten stürzen; Andere dagegen meinen, die Explosion werde durch Freiwerden von Wasserstoffgas erzeugt, das in Folge von Entzündung unterirdischer Steinkohlenschichten stattfinde. Welches jedoch auch immer die Ursache dieser Na-

turerscheinung seyn möge, ihre Existenz ist zum mindesten gewiß. Es ist dieß eines jener Naturgeheimnisse, zu dem man den Schlüssel noch nicht gefunden hat, und das daher eine Art übernatürlichen Zaubers über diese wilde Einöde verbreitet.

Hr. Hunt bemühte sich vergeblich einen Pfad durch oder über diese Gebirge zu finden; zuweilen schien wohl ein Engpaß eine Möglichkeit des Durchkommens zu bieten, bald aber sperrte ein wahres Chaos von Felsen und Klippen den Weg, so daß nichts übrig blieb als umzukehren. Die Thiere, welche in dieser Wildniß hausten, unterschieden sich bedeutend von den bisher gesehenen. Der Hirsch mit schwarzem Schweif stand bei dem Herannahen der Karawane aus den Schluchten auf, und das Bighorn, oder das Thier mit den großen Hörnern, stand, ruhig die Reisenden anstarrend, auf einem hohen Felsen, oder sprang munter von Klippe zu Klippe. Diese Thiere werden sonst nirgends als in den Gebirgsrevieren gefunden. Das erstere ist größer als der gewöhnliche Hirsch, doch ist sein Fleisch minder gut. Es hat sehr lange Ohren und die Spitze seines Schweifs ist schwarz. Das Andere wird von Einigen für den Argali, von Andern aber für den Iber gehalten, unterscheidet sich jedoch von beiden. Die Mandans nennen es Ahsahta. Es ist so groß wie ein kleines Elen, oder wie ein großer Hirsch und von fahlrother Farbe, mit Ausnahme des Bauchs und des Schwanzes, welche weiß sind. Seine Hörner sind ungewöhnlich groß, und gewunden wie die eines Widders. Es ähnelt hinsichtlich der Lebensweise der Ziege, und springt der Gemse gleich von Klippe zu Klippe und über Abgründe, wohin der Jäger ihm nicht zu folgen wagt. Es ist daher auch sehr schwer eines zum Schuß zu bringen. Ben Jones war indeß doch so glücklich, in den Engpässen der schwarzen Berge am Rande eines Abgrundes ein solches Thier zu erlegen, dessen Fleisch von den Feinschmeckern im Lager dem besten Schöpsenfleisch gleichgeschätzt wurde.

Da alle Versuche über die Gebirgskette zu kommen, vergebens waren, so war Hr. Hunt genöthigt, sie rechts liegen zu lassen, und in südwestlicher Richtung an ihnen hinzuziehen, immer noch in der Hoffnung irgendwo eine Oeffnung zu finden. Die Sonne stand noch hoch, als die Karawane ihr Lager in einem engen Thal am Ufer eines schönen klaren, aber dicht mit Binsen bedeckten Teichs

aufschlug, wo es eine Menge wilder Kirschbäume, Johannis- und Stachelbeersträuche mit reifen Früchten gab.

Während das Vespermahl bereitet wurde, bestiegen Hr. Hunt und Hr. Mac Kenzie den Gipfel des nächsten Hügels, von wo sich wegen der Reinheit und Durchsichtigkeit der Abendatmosphäre nach allen Seiten hin eine weite Aussicht bot. Unter ihnen breitete sich eine weite Ebene aus, mit unzählbaren Büffelheerden bedeckt, theils widerkäuend im Grase liegend, theils weidend oder mit einander kämpfend. Ihr dumpfes Gebrüll lautete wie das Getöse einer fernen Brandung. Weithin gegen Westen, am Saume des klaren Horizonts, erhob sich eine hohe Gebirgskette, von der einige Spitzen mit Schnee bedeckt waren. Hr. Hunt vermuthete, daß dieß die Bighorn-Gebirge seyn möchten, so genannt nach dem Thiere dieses Namens, das in großer Menge auf ihnen lebt. Diese Gebirge sind ein Auslaufer der großen Kette der Rocky Mountains. Der Hügel, von dem Hr. Hunt diese Aussicht genoß, war, seiner Schätzung nach, ungefähr 250 Meilen vom Dorfe der Aricaras entfernt.

Bei seiner Rückkehr ins Lager fand Hr. Hunt die canadischen Reisenden in einer sehr unbehaglichen Stimmung. Sie hatten nämlich m Dickicht nach allen Richtungen hin Fährten des grauen Bärs gefunden und waren bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie sich in einem der Schlupfwinkel dieses furchtbaren Thiers befanden. Dieser Gedanke verscheuchte den Schlaf von den Augen dieser ohnehin furchtsamen Menschen, und bei dem kleinsten Geräusch im Gebüsch fuhren sie erschrocken auf.

Der graue Bär ist das einzige wahrhaft furchtbare Raubthier unsers Continents. Er erreicht die Größe einer gewöhnlichen Kuh und besitzt eine furchtbare Stärke. Von Hunger getrieben, fällt er selbst Menschen an, und wird er verwundet, so verfolgt er den Jäger mit Wuth. Er ist schneller als der Mensch, doch vermag er ein Pferd im Lauf nicht einzuholen. Beim Angriff stellt er sich auf die Hinterfüße, und wehe dann dem Pferde oder Reiter, die in den Bereich seiner furchtbaren, oft neun Zoll langen Krallen kommen. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war der graue Bär noch sehr häufig am Missouri und auf dem flachen Lande, allein gleich den versprengten Indianerstämmen hat auch er sich nach und nach vor seinen Feinden zurückgezogen und die Gebirge zu seinem Aufenthalt gewählt, wo er in Höhlen haust, die er sich in die Ab-

hänge der Berge oder unter den Wurzeln der Bäume gräbt. Gleich dem gemeinen Bär ist auch er ein großer Liebhaber von Baumfrüchten und Wurzeln, welch letztere er mit den Krallen seiner Vorderfüße ausgräbt; doch frißt er auch Fleisch und macht sogar Jagd auf den Büffel, den er, wenn er ihn erlegt, in die Nähe seiner Höhle schleppt und mit Muße verzehrt.

Die weißen Jäger sowohl als die Indianer halten die Jagd auf den grauen Bär für sehr rühmlich. Sie ziehen es vor, ihn zu Pferde zu verfolgen, und wagen sich oft ganz nahe an ihn heran. Der Jäger muß indeß ein guter Schütze seyn, denn von allen vierfüßigen Thieren ist dieser Bär am schwersten zu tödten. Er erhält oft mehrere Wunden, ohne zu sinken, und nur durch einen Schuß durch das Herz oder den Kopf kann er augenblicklich gefällt werden.

Daß die im Lager herrschende Furcht vor diesem Raubthier nicht ungegründet war, zeigte sich am folgenden Morgen. Unter der Mannschaft der Expedition befand sich ein gewisser William Cannon, der Soldat auf einem Gränzposten gewesen, und zu Mackinaw in die Dienste des Hrn. Hunt getreten war. Als ein sehr unerfahrner Jäger und schlechter Schütze, hatte er viel von dem Spott seiner erfahrenen Cameraden zu leiden; hierdurch gereizt, übte er sich während der Reise häufig im Schießen, aber ohne Erfolg. So ging er auch des Nachmittags aus, um eine solche Jagdübung zu halten, bei der er zu seiner großen Freude das Glück hatte, einen Büffel zu erlegen. Da er sich in ziemlicher Entfernung vom Lager befand, so schnitt er nur die Zunge und einige der besten Bissen heraus, die er zusammenband und an einem Riemen über die Schulter hing. Stolz schritt er dem Lager zu, in Gedanken schon über den vollen Triumph erfreut, den er nun über seine Cameraden davontragen würde, als er plötzlich, indem er durch eine enge Schlucht ging, ein Geräusch hinter sich hörte, und, umschauend, zu seinem großen Schrecken einen grauen Bär erblickte, den wahrscheinlich der Geruch des frischen Fleisches anlockte. Cannon hatte von der Unverletzbarkeit dieses furchtbaren Thieres so viel gehört, daß er gar nicht zu schießen wagte, sondern lieber das Büffelfleisch fallen ließ, und davon lief, um sein Leben zu retten. Der Bär ließ aber den Leckerbissen liegen und schien es dießmal auf den Jäger abgesehen zu haben, den er fortfuhr hitzig zu verfolgen. Fast hatte er ihn erreicht, als Cannon zu einem Baum kam, den er, seine Flinte von sich werfend, er-

klimmte. Im nächsten Augenblick langte auch der Graue am Fuße des Baumes an, da aber diese Art Bären nicht klettert, so begnügte er sich damit, die Verfolgung in eine Blocade zu verwandeln. Die Nacht brach herein, und da Cannon in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, ob sein Feind noch auf seinem Posten sey oder nicht, so mußte er, von Furcht gequält, die Nacht über auf dem Baum aushalten. Am Morgen zeigte sich, daß der Graue das Feld geräumt hatte; nun erst stieg Cannon ganz erschöpft herab, nahm seine Flinte und eilte ins Lager zurück, ohne sich weiter nach seinem Büffelfleisch umzusehen.

Da eben von diesem Raubthiere die Rede ist, so möge noch eine zweite Anekdote von einem grauen Bär hier Platz finden, die John Day der Kentuckyer seinen Cameraden erzählte. Day befand sich einst, als er noch im Dienst einer andern Pelzhandelcompagnie stand, mit einem jungen Commis derselben, den der alte Jäger sehr liebgewonnen hatte, ungeachtet es ihm Mühe genug kostete die Lebhaftigkeit des jungen Menschen zu zügeln, auf der Jagd. Beide spürten eben einem Hirsch nach, als plötzlich, ungefähr 30 Schritte vor ihnen, ein ungeheurer grauer Bär aus dem Dickicht aufstand, sich auf die Hinterfüße erhob und unter schrecklichem Gebrumme seine furchtbaren Klauen zeigte. Der junge Commis schlug sein Gewehr augenblicklich an und auch John Day nahm seine Büchse in die sichere Hand. „Halte dich ruhig, mein Junge," flüsterte er seinem Begleiter zu, ohne auch nur ein Auge von dem Bären zu verwenden. Beide blieben unbeweglich stehen. Das Ungeheuer betrachtete sie eine Zeit lang, ließ sich dann auf seine Vordertatzen nieder, und zog sich langsam zurück. Kaum hatte es aber einige Schritte gethan, als es sich aufs neue auf die Hinterfüße erhob, und seine drohende Stellung wieder einnahm. Day's eine Hand ruhte noch immer auf dem Arm seines jungen Gefährten, dem er wiederholt zwischen den Zähnen zuraunte: „Ruhig Junge, halte dich ruhig!" obschon der junge Mann seit dem ersten Verbote schon sich nicht gerührt hatte. Der Bär ließ sich nochmals auf alle Viere nieder, zog sich ungefähr 20 Schritte weiter zurück und stand dann wieder auf, indem er brummend die Zähne zeigte. Diese dritte Drohung war für den alten Jäger zu viel. „Bei Gott", rief er aus, „das kann ich nicht länger dulden!" und im nächsten Augenblicke schon war der Graue von einer Kugel aus der

Büchse des Jägers getroffen. Die Wunde war nicht tödtlich, brachte aber zum Glück den Bär nicht in Wuth, sondern setzte ihn vielmehr so in Schrecken, daß er sich eilig ins Dickicht zurückzog.

Der junge Commis machte dem alten Jäger Vorwürfe darüber, daß er selbst die Vorsicht nicht beobachte die er Andern einschärfe. „Ei was, Knabe", erwiederte der alte Jäger, „Vorsicht hin, Vorsicht her, man muß sich aber selbst von einem Bär nicht zu viel gefallen lassen. Soll ich mich alle Tage der Gefahr aussetzen, von solchem Ungeziefer gefressen zu werden?"

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Spuren von Indianern. — Rauhe Gebirge. — Leiden durch Hunger und Durst. — Der Powder-River. — Das Paradies der Jäger. — Die Rocky Mountains. — Die große americanische Wüste. — Indianischer Aberglaube. — Das Land der Seelen. — Städte der freien und edeln Geister. — Glückliche Jagdreviere.

Die nächsten zwei Tage verfolgten unsre Reisenden ungefähr 34 Meilen weit eine westliche Richtung, längs eines Landrückens, der die Wasserscheide der Beiflüsse des Missouri und des Yellowstone bildet. Als Wegweiser dienten ihnen jene fernen Gebirgsspitzen, die sie für die Kette des Bighorn hielten. Die Temperatur stieg nach und nach immer höher, denn es war den Tag über ziemlich kalt, und des Nachts pflegte sich ein starker Frost einzustellen.

Am 22 August Morgens entdeckte man die Spuren einer zahlreichen Horde Wilder. Rose und die übrigen Jäger erklärten nach genauer Untersuchung der Fußtapfen, daß hier ein Zug Kräheindianer auf der Rückkehr von der jährlichen Handelsreise zu den Mandans vorübergekommen seyn müsse. Da diese Spur einen sichern Weg zu versprechen schien, so schlug man sie sogleich ein, und folgte ihr zwei Tage lang. Sie führte über rauhe Berge und durch Schluchten, und die Reisenden hatten, da sich plötzlich eine drückende Hitze einstellte und kein Wasser zu sehen war, viel zu leiden. Ein sehr schöner Hund des Hrn. Mac Kenzie starb vor Durst. Fünfundzwanzig Meilen mußten sie eines Tages ohne einen Tropfen Wasser zurücklegen,

bis sie endlich an einen kleinen Bach kamen. Jeder hielt sich hier für so lange Entbehrung schadlos, allein kaum war der Durst gelöscht, so wurden auch die Qualen des Hungers fast unerträglich. Seit der Weg über die kahlen Hügel führte, auf denen kein Gras wuchs, war den Reisenden kein Büffel zu Gesicht gekommen, denn diese Thiere lieben eine fette Weide am Ufer eines Flusses. Man war daher genöthigt zu dem Maismehl seine Zuflucht zu nehmen, mit dem man sich für solche Fälle der Noth versehen hatte. Einige waren so glücklich einen Wolf zu erlegen, dessen Fleisch zum Nachtessen zubereitet und von den Hungrigen als trefflich gerühmt wurde.

Am folgenden Morgen wurden abermals 18 Meilen auf demselben traurigen Weg unter Entbehrung aller Art zurückgelegt, bis man endlich auf einen Strom klaren Wassers, einen Arm des Powder-River stieß und zu größter Freude eine weite grüne Aue mit Büffelheerden bedeckt vor sich sah. Mehrere Tage lang hielt man sich am Ufer dieses Flusses auf, und verfolgte es gegen 18 Meilen weit aufwärts. Hier war ein wahres Paradies für die Jäger, denn es gab so viele Büffel, daß man sich auf mehrere Tage hinaus mit einem reichen Vorrath an Fleisch versehen konnte. Jeder ruhte nun von den überstandenen Beschwerden aus, aß, trank und streckte sich dann auf den Rasenteppich hin. Diese behagliche Ruhe wurde indeß bald durch neue Fährten von Wilden gestört; man hatte daher alle Ursache, besonders auf die Pferde ein wachsames Auge zu haben. Mehrere Tage lang setzte Hr. Hunt den Weg gegen das von ihm und Hrn. Mac Kenzie am 17 Aug. entdeckte Gebirge fort, das seiner Höhe wegen weithin gesehen ward, und als Wegweiser dienen konnte. Anfangs hatte man es für einen einzeln stehenden Berg gehalten; je näher man aber darauf zukam, um so deutlicher zeigte sich, daß es die höchste Spitze in einer Gebirgskette war. Tag für Tag änderten sich ihre Formen, oder es traten vielmehr, je näher man kam, die niederern Spitzen immer schärfer in ihren Umrissen heraus, bis endlich die untere Hügelreihe vollkommen sichtbar wurde. Auf diesen Hochebenen sind ferne Gegenstände in dieser reinen Atmosphäre so weit hin sichtbar, daß die Reisenden von dem Punkt aus, wo sie das Hauptgebirg zuerst erblickten, noch 150 Meilen zurücklegen mußten, bevor sie den Fuß der Kette erreichten. Hier schlugen sie am 30 Aug. ihr Lager auf, nachdem sie, von dem Dorf der Aricaras aus, fast 400 Meilen weit gewandert waren.

Das Gebirg, das sich jetzt vor ihnen emporthürmte, gehört zu der Bighornkette, deren Fuß der Fluß gleiches Namens bespült und die sich weit hin von Osten nach Norden und von Westen nach Süden ausdehnt. Sie ist ein Theil des großen Systems von Granitgebirgen, das einen der Hauptzüge in der Physiognomie Nordamerica's bildet, und sich, der Küste des stillen Meeres parallel laufend, vom Isthmus von Panama bis fast zum arktischen Ocean ausdehnt und eine den Anden auf der südlichen Hemisphäre entsprechende Kette darstellt. Dieser große Gebirgszug hat wegen seiner rauhen, klippenartigen Bildung und der kahlen Granitspitzen halber die aus ihm emporsteigen, den Namen Rocky Mountains (Felsengebirg) erhalten, eine Benennung, die keineswegs bezeichnend ist, da alle hohen Gebirgsketten aus Felsen bestehen. Den frühern Reisenden war diese Kette unter dem Namen Chippewyangebirg bekannt. Da sie sich mitten aus unermeßlichen Ebenen und Prairien erhebt, sich durch mehrere Breitegrade hinzieht, die Wasserscheide zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Meere bildet, und mit ihren Ausläufern zu beiden Seiten die Flächen gleichsam mit sich zu verbinden scheint, so hat man sie figürlich das Rückgrat des nördlichen Continents genannt.

Die Rocky Mountains sind keine Gebirgskette von gleichmäßiger Erhebung, sondern sie bestehen vielmehr aus Gruppen von Bergen, und gelegentlich aus einzeln stehenden Felsen. Obschon einige bis in die Region des ewigen Schnees und bis zu mehr als 11,000 Fuß über den Spiegel des Ocean sich erheben, so erscheint ihre Höhe, von ihrem unmittelbaren Fuß aus betrachtet, doch nicht so bedeutend, als man glauben sollte, da sie von Hochebenen aus emporsteigen, die selbst schon mehrere tausend Fuß über den Meeresspiegel sich erheben. Diese Hochebenen sind häufig nichts als eine Sandwüste, gebildet von dem Geröll, das von den Granitbergen herabfällt, von Gras- und Baumwuchs entblößt, im Sommer von den sengenden, von den Felsenwänden zurückgeworfenen Sonnenstrahlen ausgedorrt, und im Winter von eisigen, von den schneebedeckten Gipfeln herabwehenden Winden durchkältet. So sieht es auf mehrere hundert Meilen weit, nördlich und südlich längs dieser Gebirge aus, und man hat deßhalb dieser Gegend nicht mit Unrecht den Namen der „großen americanischen Wüste" beigelegt. Jede Hoffnung auf Anbau schwindet hier, und es lassen sich diese Strecken nur dann mit einiger Sicherheit durch-

reisen, wenn man sich in der Nähe der Ströme hält, von denen sie durchschnitten sind. In den höhern Regionen finden sich indeß ziemlich fruchtbare Flächen, und es scheinen diese Hochebenen überhaupt einen charakteristischen Zug in der Physiognomie des americanischen Continents zu bilden, denn bekanntlich gibt es in den Cordilleren der Anden in einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meere Städte, Dörfer und Maiereien.

Die Gruppen und Seitenzweige der Rocky Mountains sind von tiefen Thälern durchschnitten, durch die sich kleine Flüsse bis in die Niederungen hinabwinden, die auf ihrem Weg immer größer werden, und sich endlich in jene großen Ströme ergießen, welche die Prairien gleich großen Arterien durchziehen. Während die Granitgipfel der Rocky Mountains bleich und kahl emporsteigen, sind mehrere der tiefer liegenden Rücken dürftig mit verkrüppelten Fichten, Eichen, Cedern und Stechginst bekleidet. Mehrere Stellen des Gebirgs zeigen auch unverkennbare Spuren vulcanischer Thätigkeit; der Boden vieler der innern Thäler ist mit Schlacken und zertrümmertem Gestein offenbar vulcanischen Ursprungs bedeckt, und die sie einschließenden Felsen sind von gleichem Charakter. Auf höher gelegenen Kegeln zeigen sich Spuren von erloschenen Kratern.

Es war bereits die Rede von der abergläubischen Furcht, mit der die Indianer die schwarzen Gebirge betrachten; man kann daher leicht denken, mit wie viel größerer Scheu sie sich dieser unermeßlichen Kette nähern, die alles abgränzt, was ihnen von der Welt bekannt ist und deren Schoß so mächtige Ströme entsendet. Sie nennen sie daher auch die „Spitze der Welt", und glauben, daß Waconbah, oder der Herr des Lebens, wie sie das höchste Wesen bezeichnen, seinen Wohnsitz auf diesen luftigen Höhen habe. Die Stämme der östlichen Prairien nennen sie die „Gebirge der untergehenden Sonne" und einige verlegen die „glücklichen Jagdreviere", ihr geträumtes Paradies, in die unzugänglichen Schluchten dieser Felsen, sagen aber, dem Auge des Sterblichen seyen sie unsichtbar. Hier ist auch, ihrem Glauben zufolge, das „Land der Seelen", in welchem die „Städte der edeln und freien Geister" liegen, und wo alle, die während ihrer irdischen Laufbahn dem Herrn des Lebens wohlgefällig waren, nach dem Tode Freuden aller Art genießen.

Unter den fernen Stämmen, deren Krieger oder Jäger jemals

in die Nähe dieser Berge kamen, werden Wunderdinge von ihnen erzählt. Einige glauben, daß sie nach ihrem Tode die Reise durch diese Gebirge machen und eine der höchsten und rauhesten Spitzen zwischen Klippen und tosenden Waldströmen ersteigen müssen. Nach einer mühseligen Wanderung von mehreren Monaten werden sie endlich den Gipfel erreichen und von da die Aussicht über das Land der Seelen haben. Dort wird ihnen vergönnt seyn, die glücklichen Jagdreviere und die Geister der Tapfern und Guten zu schauen, wie sie in Zelten auf grünen Auen von glänzenden Strömen bespült ruhen, oder die Heerden der Büffel, Elens und Hirsche jagen, die auf Erden von ihnen erlegt wurden. Dort werden sie auch die Städte und Dörfer der freien und edeln Geister sehen, gelegen immitten herrlicher Prairien. Haben nun jene Wandrer auf der Felsenspitze sich während ihres Lebens gut betragen, dann dürfen sie hinabsteigen in dieses glückliche Land; wo nicht, so wird der Anblick dieses reizenden Aufenthalts für sie zur Qual des Tantalus, und sie werden hinabgestürzt auf jene sandigen Ebenen, um dort die ewige Pein eines nie zu sättigenden Hungers und eines nie zu stillenden Durstes zu dulden.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Wohnsitz der Krähenindianer. — Spione. — Besuch von Wilden. — Ein indianisches Lager. — Handel mit den Krähenindianern. — Trennung von denselben. — Verlegenheit in den Bergen. — Rose als Wegweiser. — Reise in Gesellschaft der Wilden.

Unsere Reisenden waren jetzt in die Nähe der Gebirgsregion gekommen, wo die Krähen-Indianer hausten. Diese rastlosen Räuber sind, wie bereits bemerkt, am Saume der Gebirge stets auf den Beinen, und selbst wenn sie in irgend einer Schlucht sich verborgen halten, stellen sie Schildwachen auf den Klippen aus, die, ohne gesehen zu werden, jedes lebende Wesen unterscheiden können, das ihren Revieren sich nähert. Es war nicht zu erwarten, daß die Expedition unbeachtet durch eine Gegend kommen würde, wo so scharfe Wache gehalten wurde, und sie hatte eines Abends kaum ihr Lager am Fuß der Sierra des

Big=Horn aufgeschlagen, als auch ein paar wilde Bursche von Indianern, nothdürftig mit Fellen bedeckt, aber gut bewaffnet und auf eben so wild als sie selbst aussehenden Pferden sich vorsichtig näherten. Leicht hätte man sie für ein Paar jener bösen Geister halten können, die in der Mythologie der Indianer eine so furchtbare Rolle spielen.

Rose ward augenblicklich abgeschickt mit ihnen zu sprechen und sie ins Lager einzuladen. Es ergab sich, daß es zwei Spione von derselben Horde waren, deren Spur unsere Reisenden einige Tage zuvor gefunden hatten, und die nun in einiger Entfernung lagerte. Sie ließen sich leicht bereden ins Lager zu kommen, wo sie die beste Aufnahme fanden und erst spät am Abend schieden sie, um den Ihrigen zu berichten, was sie gesehen und gehört.

Der nächste Tag war kaum angebrochen, als ein Trupp dieser wilden Strauchdiebe unter Jubelgeschrei ins Lager gesprengt kam, um die weißen Männer zu einem Besuch bei ihrem Häuptling einzuladen. Die Zelte wurden demnach abgebrochen, die Pferde beladen und bald befand sich die Expedition auf dem Marsch. Die zu ihrer Escorte bestimmten Indianer stellten unterwegs ihre ganze Reitergeschicklichkeit zur Schau, indem sie auf ihren halbwilden Kleppern im schnellsten Lauf zwischen Felsen und Abgründen dahin jagten. Nach einem Weg von 16 Meilen wurde in den Nachmittagsstunden das Lager der Krähen=Indianer sichtbar. Es bestand aus ledernen Zelten, die man am Fuße der Gebirge auf einer Wiese an dem Ufer eines kleinen Flusses aufgeschlagen hatte. Eine große Anzahl von Pferden weidete in der Nähe, wovon wahrscheinlich viele auf dem letzten Zug gestohlen worden waren.

Der Häuptling der Krähen=Indianer kam seinen Gästen unter großen Freundschaftsversicherungen entgegen und geleitete sie zu seinen Zelten, indem er ihnen zugleich einen bequemen Platz bezeichnete, um ihr eigenes Lager aufzuschlagen. Kaum war dieß geschehen, als auch Hr. Hunt einen Ballen öffnen ließ und dem Häuptling einen scharlachenen Teppich nebst etwas Pulver und Kugeln zum Geschenk machte; diesem fügte er noch einige Messer, Spielereien und etwas Tabak zur Vertheilung unter seine Krieger bei, was dem wilden Herrscher einstweilen recht wohl zu gefallen schien. Da indeß die Krähen=Indianer als ebenso treulos und diebisch bekannt waren, als der Vogel, dessen Namen sie führen, und da man wußte, daß ihre

wahren Gesinnungen gegen die Weißen nichts weniger als freundschaftlich seyen, so ward der Verkehr mit ihnen mit großer Vorsicht geführt.

Der nächste Tag ging im Handel mit den Wilden hin, indem man ihnen Büffelmäntel und Felle abkaufte und abgetriebene ermüdete Pferde gegen frische austauschte. Einige der Mitglieder der Expedition kauften sich auch Pferde für ihre eigene Rechnung, so daß die Zahl derselben auf 121 meist kräftige und für die Gebirgsreise geeignete Thiere anwuchs. Als alle Bedürfnisse befriedigt waren und mithin der Handel ein Ende hatte, zeigten sich die Indianer sehr unwillig darüber und drangen darauf, die Geschäfte fortzusetzen. Als sie jedoch sahen, daß ihre Zudringlichkeit zu nichts nützte, wurden sie drohend und unverschämt. Hr. Hunt und seine Gefährten schrieben dieß Benehmen den perfiden Aufhetzereien Rose's zu, den sie noch immer im Verdacht hatten, daß er die Wilden für seine verrätherischen Plane zu stimmen suche. Mac Lellan schwur, nach gewohnter ungestümer Weise, den Nichtswürdigen auf der Stelle zu erschießen, wenn er Unrath merke. Zum Glück kam es indeß nicht so weit; die Indianer wurden wahrscheinlich durch die ruhige, entschlossene Haltung der weißen Männer und durch ihre Wachsamkeit eingeschüchtert, und wenn Rose auch wirklich noch immer seine schurkischen Plane hegte, so mußte er doch merken, daß man ihn im Verdacht habe, und daß jeder Versuch zu ihrer Ausführung ihm selbst verderblich werden müsse.

Am folgenden Morgen beschloß Hr. Hunt aufzubrechen. Er nahm feierlichen Abschied von dem Häupling und seinen räuberischen Kriegern, nachdem er, vorher getroffener Abrede gemäß, ihren würdigen Freund Rose ihrer Freundschaft und brüderlichen Aufnahme empfohlen hatte. Dieser Strauchdieb wurde von den Indianern in der That aufs beste aufgenommen und schien sich auch unter ihnen weit heimischer zu fühlen als unter den Weißen. Diese Auswürflinge, diese herzlosen von der Gerechtigkeit verfolgten Abenteurer sind es, welche den Samen der Feindschaft und der Erbitterung unter den unglücklichen Indianerstämmen an der Gränze ausstreuen, denn es ist eine alte Wahrheit, daß der der erbittertste Feind seines eigenen Volks und Vaterlands wird, den dieses wegen begangener Verbrechen auszustoßen genöthigt war.

Herzlich froh so guten Kaufs von einem Verräther befreit zu

seyn, verfolgte Hr. Hunt seinen Weg in südlicher Richtung am Fuße der Gebirge, um einen Paß aufzufinden, auf dem er durch dieselben kommen könnte. Nach einer Reise von 15 Meilen zeigte sich indeß immer noch kein solcher, und man schlug daher das Lager am Ufer eines kleinen Flusses, noch immer außerhalb der Berge, auf. Die grünen Wiesen, von denen diese Gebirgsströme begränzt werden, sind reich mit Wild versehen und so erlegten die Jäger bald einige fette Elens, die der Mannschaft einen genügenden Vorrath von frischem Fleisch verschafften. Am Abend wurden unsere Reisenden von einem sehr unwillkommenen Besuch mehrerer Krähen-Indianer überrascht, die zu einem andern Stamm als zu dem zuletzt getroffenen gehörten und ihr Lager im Gebirge hatten. Die Ueberzeugung von so gefährlichen Nachbarn umgeben und noch immer in der Nähe von Rose und seinen räuberischen Gesellen zu seyn, machte den Reisenden die größte Wachsamkeit zur Pflicht, um nicht die eben erst eingehandelten Pferde wieder zu verlieren.

Am 3 September bemühte sich Hr. Hunt, da durchaus kein Engpaß sich öffnen wollte, sondern das Gebirg noch immer wie eine ununterbrochene Wand sich erhob, westwärts einen Uebergang zu versuchen, kam jedoch bald in ein solches Labyrinth von Klippen und Abgründen, daß alle Mühe den gewünschten Zweck zu erreichen vergebens blieb. Das Gebirg schien größtentheils kahl, rauh und unfruchtbar zu seyn, doch war es hie und da mit Strauchwerk und blühenden Pflanzen besetzt. Auf diesem mühevollen Weg wurde die Mannschaft sehr durch Durst gepeinigt. Mehrere derselben stiegen seitwärts in die Schluchten hinab, in der Hoffnung, eine Quelle zu entdecken, und mancher verirrte sich so ganz, daß er den Weg, den die Expedition eingeschlagen, nicht wiederfinden konnte.

Nach einem halbtägigen, mühevollen und fruchtlosen Umherklettern gab Hr. Hunt jeden weitern Versuch in dieser Richtung durchzukommen auf, und schlug, nach dem kleinen Fluß am Saum der Gebirge zurückkehrend, sein Lager sechs Meilen von der Stelle auf, wo er die Nacht zuvor zugebracht hatte.

Am folgenden Morgen fand sich zu allseitigem Erstaunen Rose von einigen Kräheníndianern begleitet im Lager ein. Dieser unwillkommene Besuch regte allen alten Verdacht wieder auf, doch kündigte sich Rose als einen Abgesandten des Häuptlings an, beauftragt, den Reisenden, die einen ganz falschen Weg eingeschlagen

hätten, einen weit nähern und bessern zu zeigen. „Da man durchaus keine Wahl hatte, so mußte man sich entschließen unter dieser sehr zweifelhaften Begleitung aufzubrechen. Der Zug war noch nicht weit gekommen, als er auch schon der ganzen Horde der Wilden begegnete, die denselben Weg einschlug. Die weißen und rothen Männer zogen nun gemeinschaftlich weiter und belebten, mit ihrem eben so pittoresken als abenteuerlichen Zug in langer Reihe durch rauhe Engpässe auf schmalen Pfaden auf- und absteigend, die einsamen Gebirge."

Unsre Reisenden hatten hier abermals Gelegenheit die Reitergewandtheit ihrer indianischen Begleiter zu bewundern. Alle — Männer, Weiber und Kinder — waren beritten; denn die Kräheuindianer haben Pferde in so großem Ueberfluß, daß keiner zu Fuß geht. Die Kinder nahmen sich wie kleine Kobolde auf den Pferden aus, und eines unter andern, noch so klein, daß es noch nicht sprechen konnte, war auf ein zweijähriges Füllen festgebunden, handhabte aber dennoch die Zügel gleichsam aus Instinct und brauchte seine Peitsche mit ächt indianischer Freigebigkeit. Hr. Hunt erkundigte sich nach dem Alter dieses Kindes, und erfuhr, daß es „zwei Winter gesehen habe." Dieß erinnert an die Fabel von den Centauren, und es wird dadurch die Reitergewandtheit dieser Wilden, deren Wiege der Sattel ist, erklärlich.

Der Weg durch diese rauhen Gebirgspässe war besonders für die Packpferde höchst beschwerlich. Man kam daher auch nur sehr langsam vorwärts und blieb nach und nach hinter den vorausreitenden Indianern zurück. Höchst wahrscheinlich zögerte Hr. Hunt absichtlich, um so verdächtiger Begleiter sich zu entledigen. So viel ist zum mindestens gewiß, daß er erst dann wieder frei athmete, als er den Renegaten Rose mit seiner wilden Schaar hinter den Felsen, um die der Pfad sich wand, verschwinden sah und das letzte Geschrei der Indianer in weiter Ferne verhallen hörte. Dann erst, nachdem man bereits 16 Meilen zurückgelegt hatte, schlug er sein Lager an dem obern Theil des kleinen Flusses auf, an dem er am vorigen Tage schon verweilte und rastete hier den ganzen folgenden Tag, theils um die Kräheindianer recht weit von sich zu entfernen, theils auch um denen seiner Leute, die zwei Tage zuvor sich verlaufen hatten, um Wasser zu suchen, Zeit zu gönnen sich wieder im Lager einzufinden. Mehrere der erfahrensten Jäger wurden ausgesandt, um sie zu suchen,

während andere sich mit der Jagd beschäftigten. Das enge, von dem kleinen Fluß bewässerte Thal bot reiche Weide und hatte, obschon im Herzen der Bighorn-Gebirge gelegen, doch Ueberfluß an Büffeln. Mehrere dieser Thiere wurden erlegt und auch ein grauer Bär. Am Abend fanden sich, zu großer Freude Aller, die Vermißten wieder ein, und da kein Mangel an Lebensmitteln war, so herrschte die fröhlichste Laune.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Eine wandernde Indianerhorde. — Die Shoshonies und die Flachköpfe. — Wurzelgräber. — Ihre einsamen Wohnungen. — Der Windfluß. — Mangel an Lebensmitteln. — Aenderung des Wegs. — Die Pilot-Knobs. — Arm des Colorado. — Jägerlager.

Am folgenden Morgen setzte Hr. Hunt mit seinen Gefährten die Reise westwärts zwischen rauhen Bergen und Felsen fort, deren wilde Eintönigkeit hie und da durch kleine grüne Thäler mit frischen Quellen, breiten, klaren Bächen, Gruppen von Fichten und einer Menge von Pflanzen, die, des kalten Wetters ungeachtet, alle in voller Blüthe standen, belebt wurde. Diese anmuthigen Schlupfwinkel gereichten den Reisenden auf ihrem sauern Wege zu nicht geringer Erquickung.

Während des Morgens, als ihr Weg sie eben durch einen Engpaß führte, erblickten sie eine kleine Horde so wild aussehender Indianer, als die sie umgebende Scenerie, von der sie vorsichtig von den Felsen herab beobachtet wurden, ehe sie näher zu kommen wagte. Einige jener Wilden ritten Pferde mit Zäumen von Büffelleder, von denen sie das eine Ende auf dem Boden nach sich schleiften. Es zeigte sich, daß die Horde aus Flachköpfen und Shoshonies oder Schlangenindianern bestand. Da von diesen beiden Stämmen noch öfter die Rede seyn wird, so möge hier einiges Nähere über dieselben folgen.

Die Flachköpfe, von denen hier die Rede ist, dürfen nicht mit dem gleichnamigen Stamm am untern Theil des Columbia verwechselt werden; auch drücken sie ihren Kindern die Köpfe nicht flach wie jene. Sie wohnen an den Ufern eines Flusses

auf der Westseite der Gebirge, und werden als einfach, ehrlich und gastfreundschaftlich geschildert. Wie alle Völker von solchem Charakter, gleichviel ob civilisirt oder wild, werden auch sie dem Betrug zur Beute, und müssen sich besonders von den rohen Schwarzfüßen mißhandeln lassen, von denen sie in ihren Dörfern beunruhigt werden und die ihnen ihre Pferde des Nachts oder auch am hellen Tage stehlen, ohne daß sie Verfolgung oder Wiedervergeltung zu fürchten hätten.

Die Shoshonies sind ein Zweig des einst so mächtigen Stammes der Schlangenindianer, die ein reiches Jagdrevier in der Nähe der obern Gabeln des Missouri bewohnten, wo es Büffel und Biber in Ueberfluß gab. Die Schwarzfüße wagten auch hier einen Einfall, wurden aber von den Schlangenindianern tapfer zurückgeschlagen, und es entspann sich nun ein langer blutiger Krieg mit wechselndem Erfolg. Endlich kam die Hudsonsbai-Compagnie, die ihren Handel bis ins Innere ausdehnte, in Verkehr mit den Schwarzfüßen, und versah sie mit Feuergewehren. Die Schlangenindianer, die mit den Spaniern Handel trieben, bemühten sich, gleiche Waffen zu bekommen, allein vergebens, denn die Kaufleute jener Nation hüteten sich wohl, sie mit so furchtbaren Vertheidigungsmitteln zu versehen. Dieser Umstand verlieh natürlich den Schwarzfüßen ein furchtbares Uebergewicht, und so wurden denn die armen Schlangenindianer gar bald aus ihrem reichen Jagdrevier vertrieben und immer weiter zurückgedrängt, bis sie sich endlich genöthigt sahen, in den wildesten Schlupfwinkeln der Rocky Mountains eine Zuflucht zu suchen. Aber selbst hier sind sie, so lange sie noch Pferde oder irgend etwas besitzen, das die Räuber in Versuchung führen kann, nicht sicher vor Ueberfällen ihrer unversöhnlichen Feinde. So wurden die Schlangenindianer nach und nach zerstreut, muthlos und arm, und sanken von einem mächtigen Jägervolk bis zu einer kleinen Horde herab, die sich an den einsamen Flüssen und Strömen des Gebirgs aufhält und größtentheils vom Fischfang lebt. Diejenigen unter ihnen, welche noch Pferde besitzen und sich zuweilen auf die Jagd hinaus wagen, werden Shoshonies genannt, die am tiefsten gesunkene, hülfloseste Classe aber, die man mit dem Namen Shuckers bezeichnet, nährt sich größtentheils von Wurzeln. Diese letztern halten sich in den verborgensten Gegenden des Gebirgs auf, wo sie gleich Gnomen in Höhlen und zwischen

Felsenspalten leben. Hier stößt der Wandrer zuweilen auf einen frisch erlegten Büffel oder Hirsch; vergebens sieht er sich in der öden, menschenleeren Wüste nach dem Jäger um, bis er endlich Rauch gewahrt, der zwischen den Klippen emporwirbelt, und geht er darauf zu, so findet er eine Familie jener furchtsamen Wurzelgräber, die nicht wenig erschrickt sich so entdeckt zu sehen. Die Shoshonies dagegen, die, wie bereits bemerkt, noch immer Pferde und Waffen haben, sind beherzter, und wagen sich auf ihren Wanderungen schon weiter hinaus. Im Herbst, wenn der Salm aus den Flüssen verschwindet, und der Hunger sie peinigt, unternehmen sie auch wohl einen Zug auf ihre vormaligen Jagdgründe, um Büffel zu holen; auf diesen gefährlichen Expeditionen werden sie meist von den Flachköpfen begleitet, denn die gemeinsame Noth hat zwischen diesen unglücklichen und verfolgten Stämmen ein festes Bündniß erwirkt. Ihrer vereinigten Kräfte ungeachtet thun sie dennoch jeden Schritt auf diesen streitigen Revieren unter Furcht und Zittern und mit der größten Vorsicht. Ein indianischer Handelsmann versicherte mich, daß er wenigstens 500 von ihnen zum Kampfe gerüstet auf den Gipfeln der Hügel habe Wache halten sehen, während ungefähr fünfzig andere auf der Prairie jagten. Ausflüge dieser Art werden in aller Eile abgemacht; sobald sie Büffelfleisch genug für den Winter zusammengebracht haben, beladen sie ihre Pferde mit der Beute, jagen den Gebirgen zu, und fühlen sich glücklich, wenn sie die Schwarzfüße nicht auf den Fersen haben.

Eine solche vereinigte Horde von Shoshonies und Flachköpfen war es, die unsern Reisenden aufstieß. Sie war eben auf einem freundschaftlichen Zug zu den Arapahoes begriffen, einem Stamme, der die Ufer des Nebraska bewohnt. Alle hatten sich bewaffnet, so gut ihre Armuth es zuließ, und einige der Shoshonies trugen Schilde von Büffelhaut, mit Federn und ledernen Franzen geziert, denen sie Zauberkräfte beimessen, weil sie unter geheimnißvollen Ceremonien von den „Beschwörern" ihres Stammes verfertigt werden. Diese wandernde Horde begleitete die Expedition den ganzen Tag über und am Abend schlugen beide Theile ihr Lager neben einander in einem Engpaß des Gebirgs, an dem Ufer eines nach Norden strömenden Flusses auf, der sich in den Bighorn-River ergießt. Hier gab es Erdbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren in Menge; auch fanden sich Spuren, daß eine zahllose Heerde von Büffeln durch diesen Paß

gezogen seyn mußte, obschon nicht ein einziges dieser Thiere zu sehen war. Die Jäger erlegten ein Elen und mehrere von den bereits erwähnten Hirschen mit schwarzem Schweif.

Unsere Reisenden befanden sich jetzt im Innern des zweiten Zugs der Bighorn-Gebirge und hatten gegen Westen ein anders hohes Gebirg mit schneebedecktem Gipfel vor sich. Ein Weg von 15 Meilen, den sie am nächsten Tage zurücklegten, führte sie auf eine zwischenliegende, mit Büffeln bedeckte Ebene, wo die Indianer in Gesellschaft der weißen Jäger so glückliche Jagd hatten, daß es Fleisch in Ueberfluß im Lager gab.

Am Morgen des 9 Septembers brach Hr. Hunt in Gesellschaft seiner indianischen Freunde auf und setzte seine Reise in westlicher Richtung fort. Nach einem Weg von 30 Meilen kamen sie Abends an die Ufer eines schönen, klaren aber reißenden und gegen hundert Schritt breiten Stroms; es war dieß der nördliche Arm des Big-Horn, der jedoch wegen des während des Winters an seinen Ufern unausgesetzt wehenden Windes, der hier das Anhäufen von Schnee verhindert, der „Windfluß" genannt wird. Dieser Wind soll, wie es heißt, aus einer engen Gebirgsschlucht kommen, durch die der Fluß sich zwängt.

Eine ganze, aus drei parallel laufenden Ketten bestehende, 80 Meilen lange und 20 bis 25 Meilen breite Reihe von Gebirgen, erhält ihren Namen von diesem Fluß. Eine ihrer Spitzen — die höchste der Rocky Sierra — mag sich wohl gegen 15,000 Fuß über die Meeresfläche erheben. Aus diesen Gebirgen kommt nicht nur der Wind- oder Bighorn-Fluß, sondern auch mehrere obere Zuflüsse des Yellowstone und Missouri im Osten, und des Columbia und Colorado im Westen.

Fünf Tage nacheinander verfolgte Hr. Hunt mit seinen Begleitern den Lauf des Windflusses aufwärts, wohl 80 Meilen weit, indem er ihn hin und her öfter überschritt, je nachdem seine Windungen und die Beschaffenheit seiner Ufer es nöthig machten, wobei die Reisenden bald durch Thäler kamen, bald über Berge und Felsen klettern mußten. Das Land war im Ganzen ohne Bäume, doch kam man zuweilen durch kleine Wälder von acht bis zehn Fuß hohem Wermuth, dessen man sich als Brennmaterial bediente. Wilder Flachs fand sich ebenfalls in großer Menge. Da es in den Gebirgen an Wild mangelte, und den Jägern nichts zu Gesicht kam als

zwei graue Bären, die sich zu fern hielten, als daß man sie hätte schießen können, so fehlte es bald an Fleisch. Zuweilen zog ein Flug einer Art Drosseln und anderer Zugvögel vorüber, sonst aber zeigten sich keine Spuren von animalischem Leben auf den Bergen. Am Abend des 14 Septembers lagerte die Karawane an den Gabeln des Windflusses, von denen die größte aus dem Windflußgebirg herabkam.

Die Jäger, welche auf diesem Theil des Weges als Führer dienten, hatten Hrn. Hunt versichert, daß wenn er den Windfluß aufwärts verfolge und dann nur eine einzige Gebirgskette übersteige, er zu den Quellen des Columbia kommen werde; allein der Mangel an Wild, der auf den unfruchtbaren Bergen, die es zu überschreiten galt, die Reisenden mit Hungersnoth bedrohte, mahnte sie dringend eine andere Richtung einzuschlagen. Es wurde daher beschlossen, nach einem Strom aufzubrechen, der, wie man wußte, seinen Lauf durch die benachbarten Gebirge nahm und an dessen grasreichen Ufern man hoffen durfte, Büffel zu finden. Am folgenden Tag kehrten die Reisenden demzufolge dem Windfluß den Rücken, und schlugen einen betretenen Indianerpfad ein, der die entsprechende Richtung verfolgte.

Im Lauf des Tages erreichten sie eine Anhöhe, die eine fast unbegränzte Aussicht beherrschte. Hier deutete einer der Führer auf drei mit Schnee bedeckte Bergspitzen, die in weiter Ferne auftauchten, indem er bemerkte, daß diese sich oberhalb einer Gabel des Columbia emporthürmten. Diese willkommene Erscheinung wurde mit derselben Freude begrüßt, die Seefahrer nach langer gefährlicher Reise beim Anblick des Leuchtthurms empfinden, der die Nähe des Hafens verkündet; wiewohl sich vermuthen ließ, daß jene Bergspitzen noch mehr als hundert Meilen entfernt seyn müßten. Selbst wenn man diese Landmarken erreicht hatte, waren noch immer Hunderte von Meilen bis zum Ziele der Reise zurückzulegen; doch alle diese Bedenken wurden von der fröhlichen Gewißheit, daß man sich jetzt dem Columbia, dem Ziel der Expedition, nähere, in den Hintergrund gedrängt. Diese merkwürdigen Gebirgsspitzen sind einigen Reisenden unter dem Namen der Tetons bekannt; da sie jedoch Hrn. Hunt auf mehrere Tage lang als Wegweiser gedient hatten, so nannte er sie die Pilot-Knobs.

Die Reisenden setzten ihren Weg ungefähr 40 Meilen weit gegen Südwest in einer so hohen Region fort, daß sie die höheren Berggipfel und die nördlichen Abhänge mit Schnee bedeckt fanden. Endlich erreichten sie den ersehnten Fluß, der gegen Westen strömte, und nichts Anderes war als ein Arm des Colorado, der sich in den Golf von Californien ergießt, und dem von den Jägern der Name „Spanischer Fluß" beigelegt worden war, weil, wie sie von den Indianern erfahren, Spanier an seinem untern Theil wohnten. Der Anblick dieses Flusses und seiner Umgebung gereichte den ermüdeten und hungrigen Reisenden zu großer Erquickung. Seine Ufer waren grün, und grüne Thäler dehnten sich in verschiedener Richtung bis ins Innere der Gebirge aus, in denen Heerden von Büffeln weideten. Fröhlich gingen die Jäger ans Werk und kehrten bald mit Beute beladen zurück.

In diesem Theil der Gebirge fand Hr. Hunt drei verschiedene Arten von Stachelbeeren: die gemeine purpurfarbene, an einem sehr niedern und dornigen Busch wachsend; eine gelbe Art von trefflichem Geschmack, und eine dunkel purpurfarbene, von der Größe und dem Geschmacke der Weinbeere. Johannisbeeren fanden sich gleichfalls drei Arten, eine sehr große und wohlschmeckende, von dunkelrother Farbe, an einem acht bis neun Fuß hohen Busch; eine gelbe an vier bis fünf Fuß hohem Gesträuch, und endlich eine sehr schöne scharlachrothe Art, der Stachelbeere im Geschmack ähnlich, an niederem Gesträuch.

Am 17 gingen die Reisenden 15 Meilen weit in südwestlicher Richtung am Fluß hinab, auf dem es eine Menge Enten und Gänse gab. Fährten von Bibern und Ottern fanden sich ebenfalls, denn man näherte sich jetzt der Gegend, wo diese Thiere, deren Felle einen so wichtigen Handelsartikel ausmachen, in Menge sich finden. Das Nachtlager wurde dem Ende eines gegen Westen gelegenen Gebirgs gegenüber aufgeschlagen, wahrscheinlich die letzte Kette der Rocky Mountains. Am nächsten Morgen verließ Hr. Hunt, acht Meilen weit in westlicher Richtung fortziehend, den spanischen Fluß, und kam an einen seiner kleinen, dem Schooß der Gebirge entspringendem Beiflusse, der sich durch grüne Wiesen schlängelte, auf denen Büffelheerden weideten. Da dieß wahrscheinlich das letztemal war, wo man solchen Thieren begegnete, so wurde beschlossen, mehrere Tage lang an den grünen Ufern des

Flusses zu verweilen, um sich mit einem Vorrath von Fleisch zu versorgen, groß genug, um bis zum Columbia auszureichen, wo man dann Fische zum Unterhalt der Expedition zu finden hoffte. Zudem bedurften Menschen und Pferde der Erholung, denn man hatte während der letzten siebzehn Tage 260 Meilen durch ein größtentheils rauhes Gebirgsland zurückgelegt.

Dreißigstes Capitel.

Reichliche Jagd. — Shoshonie-Jäger. — Hoback's-River. — Mad-River. — Lager in der Nähe der Pilot-Knobs. — Zurüstungen zu einer gefährlichen Reise.

Fünf Tage brachte Hr. Hunt mit seinen Gefährten auf den grünen Auen an den Ufern des kleinen klaren Gebirgstromes zu. Die Jäger richteten eine gewaltige Niederlage unter den Büffeln an, und die canadischen „Reisenden" waren am Feuer geschäftig, theils um für den Bedarf des Tags zu kochen und zu braten, theils Vorräthe an Fleisch für die Reise zu trocknen. Die Packpferde, ihrer Bürde entledigt, wälzten sich im Grase, oder tummelten sich auf der üppigen Weide umher, während jene der Reisenden, die eben der Dienst nicht rief, sich dem behaglichen Nichtsthun überließen. Auf einem ihrer Jagdzüge begegnete ein Theil der Mannschaft einer kleinen Indianerhorde, die beim Anblick der weißen Männer bestürzt die Flucht ergriff. Es wurde sogleich ein Bote mit der Nachricht von diesem Vorfall ins Lager abgefertigt, und Hr. Hunt nebst noch vier andern stieg zu Pferd, um zu recognosciren. Nach einem Ritt von ungefähr acht Meilen kam man in ein einsames grünes Thal, von rauhen Gebirgen umgeben, in welchem ein Trupp berittener Indianer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, mit der Jagd auf Büffel beschäftigt war, der jedoch das Erscheinen Hrn. Hunts und seiner Gefährten ein schnelles Ende machte. Auf der einen Seite nahmen die Büffel Reisaus, und auf der andern jagten die Wilden davon. Hr. Hunt setzte den Letztern nach und holte bald zwei junge Indianer ein, die sehr erschrocken waren und sich für verloren hielten. Durch freundliche Behandlung ward ihre Furcht zwar bald

besiegt, doch fuhren sie noch immer fort die Fremdlinge mit einer Mischung von Scheu und Verwunderung zu betrachten, denn es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie einen Weißen sahen.

Die beiden jungen Wilden gehörten zu einer Horde der Schlangenindianer, die über die Gebirge gekommen war, um sich mit Fleisch für den Winter zu versorgen. Nach freundlichem Zureden willigten sie ein, Hrn. Hunt und seine Gefährten in ihr Lager zu führen, das in einem engen Thal am Ufer eines Flusses aufgeschlagen war. Die Zelte bestanden aus gegerbten Häuten, und einige derselben waren auf bizarre Weise bemalt. Die Ankunft der Fremden erregte eine vorübergehende Unruhe im Lager, doch kaum hatten einige der ältern, durch frühern Verkehr mit den Weißen vertraute Indianer sich von den friedlichen Absichten des Besuchs überzeugt, als ihre Furcht sich in Freude verwandelte. Hr. Hunt wurde in ein Zelt geführt und bewirthet, so gut die Umstände es gestatteten.

Diese Indianer hatten eine sehr ergiebige Jagd gehabt und in ihrem Lager fand sich bereits ein großer Vorrath des besten und sehr fetten getrockneten Büffelfleisches aufgehäuft, von dem Hr. Hunt eine bedeutende Quantität an sich kaufte, so daß sämmtliche Reitpferde, die für die Theilhaber und das Weib Dorions bestimmten ausgenommen, damit beladen werden konnten. Einige Biberfelle, die er ebenfalls bei ihnen fand, bezahlte er ihnen reichlich, um sie dadurch zu reizen, noch mehrere von diesen Thieren zu fangen, indem er ihnen zugleich eröffnete, daß eine Abtheilung seiner Leute die Absicht habe, im Gebirge zu bleiben, um von den Jägern Pelzwerk einzuhandeln. Die Indianer begriffen die Vortheile, die ihnen hier winkten, gar bald, und versprachen für den zu hoffenden Verkehr recht viele Biberfelle zu sammeln.

Mit Lebensmitteln reichlich versehen, brach Hr. Hunt am 24 Sept. auf und setzte die Reise in westlicher Richtung fort. Nach einem Weg von 15 Meilen über einen Gebirgsrücken kam man an einen ungefähr 50 Schritt breiten Strom, Hoback genannt, den einer der Führer, der im Dienst des Hrn. Henry in dieser Gegend Fallen gestellt hatte, für einen der obern Zuflüsse des Columbia erkannte. Laut jauchzten die Reisenden bei der Nachricht, daß der erste Strom, auf den sie stießen, dem Ort ihrer Bestimmung zufließe. Zwei Tage lang wanderten sie an seinen Ufern hin, wäh-

rend welcher er durch den Beitritt mehrerer Bäche zu einem kleinen Fluß anwuchs. Da er zwischen Felsen und Abhängen sich hinschlängelte, so waren unsere Reisenden oft genöthigt, ihn zu durchwaten, und an manchen Stellen war er schon so reißend, daß mehrere der minder kräftigen von der Mannschaft in Gefahr geriethen zu ertrinken. Die Ufer traten oft so weit ins Wasser hinein, daß man gezwungen war diese rauhen Vorgebirge zu überklettern, wobei die Packpferde oft in großer Gefahr schwebten. Eines derselben stürzte von einer Höhe von fast 200 Fuß in den Fluß hinab, jedoch ohne daß ihm ein Schade geschah. Endlich kam man aus diesen beschwerlichen Engpässen heraus und verfolgte den Hobackfluß auf mehrere Meilen weit durch ein düsteres Gebirgsthal, wo er sich mit einem größern und reißenderen Strome vereinigte, der seines ungestümen Laufs halber der „tolle Fluß“ genannt wurde. Am Zusammenfluß dieser Ströme schlugen die Reisenden ihr Lager auf. Ein wichtiger Punkt war jetzt erreicht; wenige Meilen vor ihnen stiegen die Tetons, die großen Landmarken des Columbia empor, die ihnen als Wegweiser durch das Gebirge gedient hatten. An ihrem Fuß strömte der tolle Fluß, groß genug, um mit Canots befahren zu werden, und so auf ihm vielleicht in den Hauptstrom des Columbia zu kommen. Die canadischen „Reisenden“ jubelten bei dem Gedanken, bald wieder auf ihrem Lieblingselement sich bewegen, ihre Pferde gegen Canots vertauschen und statt über rauhe Gebirge, auf dem klaren Spiegel eines majestätischen Flusses hinabgleiten zu können. Viele, mit dieser Art zu reisen nicht vertraut, schmeichelten sich schon alle Beschwerden überwunden zu haben, und das Ziel ihrer Reise fröhlich und ohne viele Mühe zu erreichen. Sie ließen sich von den Gefahren nichts träumen, die in der furchtbaren Wildniß, die zwischen ihnen und dem stillen Meere sich ausbreitete, zu Land und Wasser ihrer warteten.

Einunddreißigstes Capitel.

Berathung ob die Reise zu Land oder zu Wasser fortzusetzen sey. — Der Bau eines Bootes wird vorbereitet. — Zwei Schlangenindianer finden sich ein. — Ihr Bericht über den Fluß, der durch die ausgesandte Mannschaft bestätigt wird. — Ankunft in Henry's Fort. — Drei Jäger trennen sich von der Expedition, um in der Wildniß Biber zu fangen. — Hr. Miller entschließt sich, sie zu begleiten.

An den Ufern des tollen Flusses hielt Hr. Hunt mit den übrigen Theilhabern eine Berathung, hinsichtlich der Fortsetzung der Reise. Die wilde, reißende Strömung des Flusses machte es höchst zweifelhaft, ob man nicht weiter unterhalb auf Hindernisse stoßen werde, welche die Fahrt auf demselben langwierig und beschwerlich, wo nicht gar unmöglich machen würden. Die Jäger, welche bisher als Führer gedient hatten, wußten hierüber keine Auskunft zu geben, man war daher sehr im Zweifel, ob man sich dem wilden tobenden Flusse auf gebrechlichen Barken anvertrauen, oder die zwar beschwerlichere, aber vielleicht sicherere Reise zu Lande fortsetzen solle. Die Mehrheit entschied sich, wie leicht vorauszusehen war, für das Einschiffen; denn wenn sich der Mensch in schwieriger Lage befindet, erscheint ihm jede Veränderung auch zugleich als eine Verbesserung. Es handelte sich nun vor Allem darum, Bäume zu finden, die groß genug wären, um Canots daraus zu zimmern, denn der Baumwuchs in dieser Gebirgsgegend bestand größtentheils aus nichts als Zwergfichten und kleinen Cedern, Espen, Mehlbeeren- und Speierlingsbäumen, und aus einer kleinern Art Silberpappeln, deren Laub dem der Weide glich. Zwar fand man auch eine Art großer Tannen, allein diese waren so voller Knoten und Knorren, daß man beim Fällen alle Aexte ruinirt haben würde. Nach vielem Nachsuchen fanden sich endlich, weiter flußabwärts, Bäume wie man sie brauchte, und nun wurde das Lager in deren Nähe verlegt, um die Arbeit sogleich zu beginnen.

Während dieser Vorbereitungen zur Fahrt auf dem Fluß schickte Hr. Hunt, der noch immer an ihrer Ausführbarkeit zweifelte, den Dolmetscher Peter Dorion nebst dem Commis John Reed und John Day, den Jäger, den Fluß hinab, um seinen Lauf und seine Beschaffenheit auf einige Tagereisen weit zu untersuchen. Nach ihrer Abreise zog Hr. Hunt einen nicht minder wichtigen Umstand in

Erwägung. Er war jetzt an den obern Gewässern des Columbia angekommen, die mit zu den Hauptpunkten gehörten, welche die Unternehmung Astors umfassen sollte. An den Ufern dieser damals von den Jägern noch wenig besuchten Flüsse sollte es Biber in Menge geben, und wirklich war man auch bei dem Aufsuchen von Bauholz auf zahllose Fährten dieser Thiere gestoßen. Alexander Carson, Louis St. Michel, Pierre Detayé und Pierre Delaunay wurden demnach auf den Biberfang ausgeschickt. Da diese Leute, Trapper oder Fallensteller genannt, immer zu zwei und zwei auf den Fang ausgehen, um sich bei diesem gefährlichen Geschäft in der Wüste gegenseitig zu unterstützen, so bildeten Carson und St. Michel das eine und Detayé und Delaunay das andere Paar. Sie wurden mit Fallen, Waffen, Schießbedarf, Pferden, und allem was sie bedurften, versehen, und erhielten den Auftrag, am tollen Fluß und an den benachbarten Gebirgsströmen auf den Fang auszugehen. Dort sollten sie einige Monate verweilen und, wenn sie eine gehörige Anzahl von Biberfellen zusammengebracht haben würden, dieselben auf ihre Pferde laden und sich dann auf dem kürzesten Wege nach der Mündung des Columbia oder nach einem der zwischenliegenden Posten begeben, die von der Compagnie errichtet werden würden. Die muthigen Jäger nahmen Abschied von ihren Cameraden und gingen fröhlich und guter Dinge auf eine Expedition aus, auf der sie sich in keiner bessern Lage befanden, als ein paar Männer, die man auf einem schwachen Kahn in den weiten Ocean hinaus schickt.

Die Jäger waren noch nicht lange fort, als zwei Schlangenindianer in das Lager kamen, die, als sie die Fremden mit Verfertigung von Canots beschäftigt sahen, den Kopf schüttelten, und ihnen begreiflich zu machen suchten, daß der Fluß nicht schiffbar sey, was leider auch durch den inzwischen zurückgekehrten Peter Dorion und seine Begleiter bestätigt wurde. Zwei Tage lang hatten diese die Ufer des Flusses unter großen Beschwerden verfolgt und gefunden, daß die Fahrt wegen der vielen Stromschnellen und des von überhängenden Felsen eingeengten Bettes unmöglich sey. Von dem Gipfel eines hohen Felsens aus hatten sie einen Ueberblick auf eine weite Strecke seines Laufs gehabt und gefunden, daß die Hindernisse sich weiter unterhalb immer mehr häuften. Sie waren deßhalb umgekehrt, überzeugt, daß jede weitere Untersuchung nutzlos seyn würde.

Diese übereinstimmenden Berichte brachten Hrn. Hunt zu dem Entschluß, den tollen Fluß zu verlassen, und einen schiffbareren Strom aufzusuchen, was von allen Theilhabern gebilligt wurde, Hrn. Miller ausgenommen, dem körperliches Leiden die Landreise zuwider gemacht hatte und der darauf bestand, daß man sich auf alle Gefahr einschiffen solle. Da dieser Mann indeß seit einiger Zeit schon sich sehr mürrisch und unzufrieden darüber gezeigt hatte, daß ihm ein kleinerer Antheil als den übrigen Theilhabern zugesichert worden war, so beachtete man seine Einrede nicht, und schickte sich zur Abreise an.

Robinson, Hoback und Rezner, die drei Jäger, welche bisher als Führer gedient hatten, riethen jetzt Hrn. Hunt, nach dem im Jahr zuvor von Hrn. Henry für die Missouri-Compagnie angelegten Posten aufzubrechen. Sie waren alle drei mit Hrn. Henry selbst dort gewesen, und versicherten, daß man, um dahin zu gelangen, nur noch einen eben nicht beschwerlichen Gebirgsrücken zu übersteigen habe. Henry's Posten oder Fort lag an einem der obern Arme des Columbia, der sich ohne Zweifel in Canots leicht abwärts befahren ließ.

Die beiden Schlangenindianer kannten den Posten recht gut, und erboten sich, unsre Reisenden dahin zu geleiten. Ihr Anerbieten ward zum großen Mißvergnügen Hrn. Millers angenommen, der eigensinnig darauf beharren zu wollen schien, den Gefahren des tollen Flusses zu trotzen. Die Witterung war einige Tage hindurch stürmisch gewesen, Regen und Hagel gefallen. In den Rocky Mountains herrschen heftige Westwinde, die sich zu Zeiten zu Orcanen erheben, welche einen oft mehrere Schritte breiten Pfad durch den Wald brechen und Baumstämme und Aeste bis zu ziemlicher Entfernung fortschleudern. Am 3 October, als der Sturm sich gelegt hatte, zeigten sich die umliegenden Bergspitzen mit Schnee bedeckt.

Am 4 October wurde das Lager abgebrochen und der Fluß überschritten. Nach einem Weg von vier Meilen machten unsre Reisenden am Fuß eines Gebirgs Halt, des letzten, wie sie hofften, das sie zu überschreiten haben würden. Vier Tage brauchten sie hiezu und kamen dabei über mehrere Ebenen, von schönen kleinen Flüssen durchschnitten, die sich sämmtlich in den tollen Fluß ergießen. An einer Stelle, wo sie eines Abends ihr Lager aufschlugen, entdeckten sie eine heiße Quelle, aus der gewaltige Dampfwolken emporstiegen.

Diese Hochebenen, welche den Gebirgen einen ganz eigenen Charakter verleihen, werden von großen Heerden Antilopen besucht, die flüchtig wie der Wind darüber hinsausen.

Am 8 October, nach einem kalten Wintertag, mit starkem Westwind und Schneegestöber, erreichten unsre Reisenden den Posten, wo Hr. Henry sich festgesetzt hatte, nachdem er durch die Feindseligkeiten der Schwarzfüße genöthigt worden war, seine Niederlassung am obern Theil des Missouri aufzugeben. Der Posten war indeß verödet, da Hr. Henry ihn bereits im Frühjahr zuvor verlassen hatte, und, wie sich später ergab, mit Hrn. Lisa, bald nach Hrn. Hunts Abreise, in dem Dorfe der Aricaras zusammengetroffen war.

Die müden Wanderer nahmen mit innigem Vergnügen Besitz von den verlassenen Hütten, die an dem mehr als hundert Schritt breiten Strome standen, auf dem sie sich einzuschiffen gedachten. Da es in der Nähe Ueberfluß an hochstämmigem Holze gab, so traf Hr. Hunt die nöthigen Anstalten zu Verfertigung von Canots, und beschloß zugleich, da er seine Pferde zurücklassen mußte, aus dem verlassenen Platz einen Handelsposten zu machen, wo die im Lande vertheilten Jäger sich versammeln, und wo die Handelsleute auf ihrem Wege von der Mündung des Columbia nach dem Gebirge ausruhen könnten. Er setzte die beiden Schlangenindianer von seinem Vorhaben in Kenntniß und lud sie ein, in der Nähe zu bleiben und für die Pferde zu sorgen, bis die weißen Männer zurückkehren, und sie reichlich belohnen würden. Es mag freilich seltsam erscheinen, daß Hr. Hunt der Ehrlichkeit zweier Landstreicher so großes Vertrauen schenken konnte, allein da man die Pferde auf jeden Fall zurücklassen mußte, und sie ohnedem die Beute der ersten besten herumziehenden Horde geworden wären, so war bei dem Wagniß, sie den Schlangenindianern zur Obhut zu übergeben, eben nicht viel aufs Spiel gesetzt.

Eine andere Abtheilung von Jäger wurde ausgerüstet, und von dem Posten aus ebenfalls auf den Biberfang ausgesandt. Drei von ihnen, der Veteran Robinson und seine beiden Gefährten Hoback und Rezner, waren bereits mit Hrn. Henry in dieser Gegend gewesen. Sie wurden mit Pferden, Fallen und allem Nöthigen ausgerüstet und angewiesen, das erbeutete Pelzwerk entweder nach diesem Posten oder nach der Hauptanstalt an der Mün-

dung des Columbia zu bringen. Noch ein andrer Jäger, Namens Caß, gesellte sich dem Unternehmen bei. Robinson der Kentuckier, der, wie bereits erwähnt, in seinen jüngern Jahren von den Indianern skalpirt worden war, ward zum Anführer der kleinen Streifpartei ernannt. Als diese aber zum Aufbruch sich anschickte berief Hr. Miller die Theilhaber zusammen, und erklärte ihnen, daß er entschlossen sey, seine Actie an der Unternehmung aufzugeben und den abgehenden Jägern sich anzuschließen. Da Hr. Miller ein Mann von guter Erziehung, und überhaupt nicht für die Beschwerden des Jägerlebens gemacht war, so erstaunte die ganze Expedition um so mehr über einen solchen Entschluß, als zudem der zu hoffende Gewinn weit unter dem stand, den ein Theilnehmer an dem ganzen Unternehmen hatte. Hr. Hunt fühlte sich besonders betroffen von diesem Einfalle seines Collegen, weil er es war, der Hrn. Miller zur Theilnahme an dem Unternehmen beredet hatte. Er bot daher Alles auf, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, und machte ihm endlich den Vorschlag, die Reise mit der Expedition bis zur Mündung des Columbia fortzusetzen, wo er ihn dann, wenn er auf seinem Entschluß beharre, auf den Schiffen der Compagnie in seine Heimath bringen lassen wolle. Auf alle diese wohlgemeinten Vorstellungen erwiederte Hr. Miller ganz kurz, daß jedes weitere Wort verloren sey, da er fest beschlossen habe mit den Jägern aufzubrechen, man möge ihn nun zu einem solchen Unternehmen ausrüsten oder nicht.

Ueberzeugt, daß jedes fernere Zureden zu nichts helfen werde, überließen ihn die übrigen Theilhaber, wiewohl mit schwerem Herzen, seinem Schicksal, und versorgten ihn nur noch mit Pferden und Allem, was ihm bei seinem Aufenthalt in der Wildniß von Nutzen seyn konnte. Die beiden Schlangenindianer erboten sich, ihn nebst seinen Gefährten zu einem Lager ihres Stammes, tiefer im Gebirg, zu begleiten, wo man ihm die für den Biberfang am besten geeigneten Stellen zeigen werde. Dann sollten die beiden Indianer nach Fort Henry — so hatte man den neuen Handelsposten genannt — zurückkehren, und die Besorgung der Pferde übernehmen, welche von der Expedition zurückgelassen werden mußten, und von denen, nachdem alle Jäger versehen worden waren, noch 77 übrig blieben. Als alles in Ordnung war, brach Hr. Miller am 10 October mit seinen Gefährten, zum großen Be-

dauern seiner Freunde, wirklich auf. Wie es ihm und seinen Begleitern in der Folge erging, und wie die Schlangenindianer dem hinsichtlich der Pferde in sie gesetzten Vertrauen entsprachen, werden wir im Verlaufe dieser Erzählung sehen.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Dürftige Jagdbeute. — Der arme Wurzelgräber. — Einschiffung auf dem Henrysfluß. — Ankunft am Schlangenfluß. — Das Unglück beginnt. — Lager der Schlangenindianer. — Unterredung mit einem Wilden. — Ein neuer Unglücksfall. — Verlust eines Schiffmanns. — Der Caldron-Linn.

Während die Canots gebaut wurden, streiften die Jäger in der Gegend umher, jedoch mit nur geringem Erfolg. Fährten von Büffeln waren nach allen Richtungen hin sichtbar, allein keine frischen. Elens wurden aufgejagt, waren aber so wild, daß nur zwei getödtet werden konnten. Auch Antilopen ließen sich sehen, konnten aber nicht zum Schuß gebracht werden. In den Fallen fing man jede Nacht einige Biber und im Fluß Lachsforellen von einer kleinen Art; mithin sah sich das Lager hinsichtlich seiner Nahrung größtentheils auf getrocknetes Büffelfleisch beschränkt.

Am 14 kam ein armer halbnackter Schlangenindianer, von der unglücklichen Kaste der Schuckers oder Wurzelgräber ins Lager. Er war aus seinem Versteck zwischen den Felsen herabgestiegen und bot ein treues Bild des Elends, zu dem jene armen, oft halb verhungernden, einsam lebenden Flüchtlinge herabsinken. Nachdem er etwas erhalten hatte, um seinen Hunger zu stillen, verschwand er, kam aber am dritten Tag wieder und brachte seinen Sohn mit sich, der wo möglich noch elender und ausgehungerter aussah als der Vater. Beide wurden gespeist, schlichen aber immer noch gleich hungrigen Hunden um das Lager, stets umherspähend, ob sich nicht noch etwas Eßbares finden lasse, und nachdem sie die Füße und Eingeweide einiger Biber genommen hatten, schlichen sie sich mit ihrer Beute in ihre Felsenhöhle zurück.

Am 18 October waren 15 Canots fertig und am folgenden Tag schiffte man sich mit dem Gepäck ein, die Pferde, im Vertrauen auf die Ehrlichkeit der beiden Schlangenindianer, grasend

am Ufer zurücklassend. Die reißende Strömung förderte die Fahrt, und die canadischen „Reisenden", die sich nun wieder auf ihrem Element befanden, gewannen bald die gewohnte Fröhlichkeit wieder. Munter wurden die Ruder gehandhabt, und zum erstenmal hallte das Echo dieser Gebirge die Lieblingslieder dieser Schiffergilde wieder. Im Laufe des Tages kam das kleine Geschwader an dem Zusammenfluß des Henry- und Mad-River, oder „tollen Flusses," die durch ihre Vereinigung einen schönen Strom von lichtem erbsengrünem Wasser bildeten, schiffbar für Boote jeder Größe. Die beiden Flüsse, die vom Punkt ihrer Vereinigung aus den Namen des „Schlangenflusses" annehmen, sollten für unsre Reisenden der Schauplatz mannichfacher Widerwärtigkeiten werden. Die Ufer waren hie und da mit Weidengebüsch und kleinen Silberpappeln besetzt; das Wetter war kalt, es schneite täglich, und ganze Züge von Enten und Gänsen verkündeten den nahenden Winter. Dennoch waren die Reisenden fröhlich und guter Dinge, und schmeichelten sich, als sie so den Strom hinabglitten, mit der angenehmen Hoffnung, bald den Columbia zu erreichen. Nach einer Fahrt von 30 Meilen in einer südlichen Richtung, wurde das Nachtlager in einer Gegend aufgeschlagen, wo man alle Ursache hatte auf seiner Hut zu seyn, da sich frische Fährten von grauen Bären im Dickicht fanden.

Am folgenden Tage wurde der Fluß immer breiter und schöner; parallel mit seinem linken Ufer dehnte sich eine Gebirgskette aus, die sich hie und da in dem lichtgrünen Wasser wiederspiegelte. Die drei schneebedeckten Spitzen der Pilot-Knobs oder Tetons waren noch immer in der Ferne sichtbar. Nach einer raschen, aber angenehmen Fahrt von 20 Meilen begann der Fluß zu toben und zu schäumen, und ganz den wilden Charakter der Ströme westlich vor den Rocky Mountains anzunehmen. Die Flüsse, welche nach dem stillen Ocean hinabströmen, unterscheiden sich in der That wesentlich von denen, welche die großen Prairien auf der Ostseite durchschneiden. Die letztern, wiewohl hie und da reißend, sind doch meist frei von Hemmnissen und leicht zu befahren; die Flüsse westlich von den Gebirgen aber sind weit ungestümer, und die Fahrt auf ihnen wird häufig von Wasserfällen und Stromschnellen unterbrochen. Der letztern gab es besonders viele auf dem Theil des Flusses, den unsre Reisenden jetzt hinabfuhren. In zwei der Canots drang

zwischen den Klippen das Wasser; die Mannschaft rettete sich, aber die Ladung war theils verloren, theils beschädigt, und eines der Fahrzeuge wurde vor der Strömung abwärts gerissen und zwischen den Felsen zerschellt.

Am folgenden Tag, 21 October, kam das kleine Geschwader zu einer gefährlichen Straße, wo der Fluß auf eine Strecke von ungefähr einer halben Meile zwischen senkrechte Felsen gepreßt und dadurch sein Bett bis auf eine Breite von kaum 20 Schritten verengt ward. Hier mußte man die Canots mit großer Vorsicht von dem überhängenden Ufer herab an Seilen leiten. Mit dieser Arbeit ging der größte Theil des Tages hin, und kaum hatte man sich wieder eingeschifft, als die Fahrt abermals durch Stromschnellen unterbrochen wurde, und man sich genöthigt sah, Canots und Ladung eine ziemliche Strecke weit zu Lande fortzuschaffen. An solchen Stellen, „Landfahrten" genannt, zeigten die Verdienste der canadischen „Reisenden" sich in ihrem vollsten Lichte; hier trugen sie schwere Lasten über Felsen und Abgründe, oft durch dornichtes Gebüsch sich windend, nicht nur ohne Murren, sondern unter Scherzen, Lachen und Gesang. Die übrige Mannschaft, deren Lebensgeister von dem Augenblick an, wo man die beschwerliche Landreise mit der bequemern Wasserfahrt vertauschen konnte, neu aufgefrischt worden waren, fing jetzt an etwas von ihrer Munterkeit zu verlieren. Die Zukunft war in dichten Schleier gehüllt, denn man kannte den Fluß nicht, dem man sich anvertraut hatte. Noch nie zuvor war er von weißen Männern befahren worden, und weit und breit war kein Indianer zu sehen, bei dem man sich hätte Raths erholen können. Durch eine unermeßliche, gebirgige, lautlose, und allem Anschein nach ganz unbewohnte Wildniß führte die Fahrt; kein Wigwam an den Ufern, kein Canot auf dem Fluß wollte unsern Reisenden aufstoßen. Die bereits überstandenen Gefahren ließen auf noch andere und vielleicht größere schließen, welche die weitere Fahrt gänzlich unmöglich machen konnten. Der gesunkene Muth begann sich indeß bei weiterm Verfolg der Reise wieder zu heben; die Strömung war zwar heftig aber stätig, und obschon man hie und da auf Stromschnellen stieß, so waren sie doch nicht sehr gefährlich. Gebirge tauchten nach verschiedenen Richtungen auf; zuweilen glitt der schnelle Fluß durch Prairien dahin, wo seine Ufer mit kleinen Sil-

berpappeln und Weiden besetzt waren. Diese Prairien werden zu gewissen Jahrszeiten von den weit wandernden Büffelheerden besucht, deren freilich nicht mehr frische Fährten man häufig erkannte. Hier fand sich auch die stachelige indianische Feige, eine Pflanze, die sonst ein mehr südliches Klima liebt. Am Lande flogen ganze Schaaren von Elstern und americanischen Rothkehlchen umher, und aus dem Wasser erhoben sich, von den Canots aufgescheucht, ganze Züge von Gänsen und Enten, während die zahlreichen Biberbaue am Ufer deutlich zeigten, daß die Einsamkeit dieses Flusses selbst von den allenthalben umherschweifenden Wilden nur selten gestört worden war.

Fast 280 Meilen hatten unsre Reisenden zurückgelegt, seit sie von Fort Henry aufgebrochen waren, ohne auf ein menschliches Wesen oder eine menschliche Wohnung zu stoßen. Eine wilde Einöde dehnte sich längs der beiden Ufer des Flusses aus, dem Anschein nach sogar nicht einmal von Thieren bewohnt. Am 24 October wurden sie endlich durch den Anblick einiger Zelte erfreut; eilends steuerten sie dem Lande zu, um sie zu besuchen, denn es kam natürlich darauf an, Erkundigungen über den Weg einzuziehen, der vor ihnen lag. Kaum hatten sich aber die Reisenden den Zelten genähert, als auch die Indianer bestürzt entflohen. Es zeigte sich, daß es eine wandernde Horde von Shoshonies war; in ihren Zelten fand sich ein bedeutender Vorrath von zwei Zoll langen kleinen Fischen, die sie für den Winter zu trocknen beschäftigt waren, nebst Wurzeln und Getreide. Werkzeuge fanden sich durchaus keine vor, und an Waffen nur Bogen und Pfeile, beide sehr schön gearbeitet. Die erstern waren aus Fichten- oder Cedernholz verfertigt und ihre Spannkraft noch durch darumgewundene Sehnen verstärkt; die Pfeile bestanden aus dem Holz von Rosenbüschen und waren mit einer Spitze von einem bouteillengrünen Steine versehen. Ferner fanden sich noch Körbe von Weidenruthen und Gras vor, die so dicht geflochten waren, daß sie Wasser hielten, und sehr schöne aus den Fasern des wilden Flachses und der Nesseln gestrickte Netze. Die ärmlichen Geräthschaften dieser armen Wilden blieben nicht nur unberührt, sondern Hr. Hunt ließ auch noch einige Messer zurück, die für sie ohne Zweifel eine Gabe von unschätzbarem Werthe waren.

Bald nachdem unsre Reisenden das verödete Lager verlassen

und sich wieder eingeschifft hatten, begegneten sie drei Schlangenindianern auf einem dreieckigen Floß von Binsen, die sämmtlich keine andere Bekleidung als einen kleinen Mantel von Hasenfellen, über die Schultern geworfen, trugen. Die Canots kamen ihnen nahe genug, um sie genau betrachten zu können, doch waren sie durchaus zu keiner Unterredung zu bewegen. Ein dreißig Fuß hoch hinabstürzender Wasserfall machte jeder weiteren Fahrt für den Tag ein Ende; man mußte daher oberhalb dieses Hemmnisses das Nachtquartier aufschlagen.

Am folgenden Tage kam man bei beschwerlicher Arbeit und großer Anstrengung nur wenig vorwärts, da der Fluß sich durch ein wildes felsiges Bett wand und das Fahrwasser häufig durch Stromschnellen unterbrochen war, die den Canots Gefahr drohten. Am Tag darauf stieß man abermals auf das Lager einer wandernden Horde Schlangenindianer, die jedoch ebenfalls beim Anblick der mit weißen Männern angefüllten Canots die Flucht ergriffen.

Da Hrn. Hunt alles daran lag, genaue Erkundigung hinsichtlich des Laufs des Flusses einzuziehen, so bemühte er sich durch freundschaftliche Zeichen aller Art, die Flüchtigen zur Umkehr zu bewegen. Endlich wagte dieß einer von ihnen, der sich zu Pferde befand, unter Furcht und Zittern. Er war besser gekleidet und sah besser aus als alle seines Stammes, die Hr. Hunt bis jetzt gesehen. Eine Quantität getrocknetes Fleisch und Lachsforellen, wahrscheinlich sein Wintervorrath, den er im Stich gelassen hatte, schien ihn hauptsächlich zurückzuführen, denn man sah dem armen Teufel an, wie die Furcht vor dem Hunger und vor den weißen Männern wechselsweise in seinem Innern kämpften. Mit den demüthigsten Gebärden flehte er Hrn. Hunt an, seine Lebensmittel nicht wegzunehmen. Dieser versuchte ihn auf alle nur mögliche Weise zu beruhigen, indem er ihm Messer für seine Vorräthe anbot, eine Versuchung, die so groß war, daß der arme Indianer nur einen Theil seines Fleisches und seiner Fische für sich behielt, über den er jedoch mit ängstlicher Sorgfalt wachte, damit man ihm diesen nicht auch noch nehme. Vergebens erkundigte sich Hr. Hunt nach dem Wege, der Indianer war zu erschrocken und verdutzt, als daß er hätte Auskunft geben können; er that nichts, als bald den guten Geist anrufen, bald Hrn. Hunt bitten,

ihm seine Lebensmittel nicht zu nehmen und so mußte man ihn, für seine Schätze zitternd, verlassen.

Im Laufe dieses und des nächsten Tages machte die Expedition fast 80 Meilen; der Lauf des Flusses, der hier fast eine halbe Meile breit war, richtete sich gegen Südwest, das Wasser war klar und die Ufer von zahllosen Bibern bewohnt. Der 28 October war dagegen ein Tag des Unglücks; das Fahrwasser wurde wieder tobend und ungestüm, und war von einer Menge von Stromschnellen unterbrochen, die ein immer gefährlicheres Ansehen gewannen. Hr. Crooks befand sich im zweiten Canot des Geschwaders und hatte einen alten erfahrnen Steuermann, Namens Anton Clappine, den besten unter den canadischen „Reisenden", bei sich. Das vorausfahrende Canot war eben glücklich durch die tobende Brandung geglitten, und das zweite wollte ihr folgen, als Hr. Crooks bemerkte, daß es gerade auf einen Felsen zutreibe. Er rief dem Steuermann einige warnende Worte zu, allein seine Stimme wurde entweder nicht gehört oder nicht beachtet, und so rannte im nächsten Augenblick schon das Canot auf den Felsen, wurde umgestürzt und zerschellt. Fünf Personen waren an Bord; Hr. Crooks nebst noch einem seiner Gefährten ward in die wirbelnde Fluth geschleudert, doch gelang es beiden, sich schwimmend ans Ufer zu retten. Clappine und noch zwei Andere klammerten sich an die Trümmer des Canots und wurden auf einen Felsen getrieben; hier stieß das Wrack mit dem einen Ende so heftig auf, daß der arme Clappine durch die Erschütterung in den tobenden Fluß geschleudert wurde und ertrank, während die andern beiden sich auf dem Felsen festhielten, bis man sie abholte.

Dieser traurige Vorfall hatte Alle tief erschüttert. Man sah jetzt einen fürchterlichen Weg vor sich, dessen Gefahren selbst dem gewandtesten Schiffer unbesiegbar schienen, und wo keine weitere Fahrt auf dem Fluß mehr möglich war. Die ganze Wassermasse des Stromes drängte sich jetzt in ein Bett von kaum 30 Fuß Breite, zwischen zwei mehr als 200 Fuß hohen Klippenreihen, die einen Abgrund bildeten, in dem der Fluß auf furchtbare Weise tobte und schäumte. Diese Stelle wurde der „Caldron Linn" genannt. Jenseits dieser gräulichen Schlucht, wirbelte und schäumte der Strom fort, bis er sich zwischen überhängenden Felsen verlor.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Mannschaft wird ausgesendet um zu recognosciren. — Niederschlagende Berichte. — Traurige Lage der Reisenden. — Neue Abtheilungen werden ausgeschickt. — Bereitung von Caches. — Rückkehr der einen ausgesandten Abtheilung. — Devil's Scuttle Hole.

Hr. Hunt lagerte mit seinen Gefährten an den Ufern des Caldron-Linn und hielt Rath über den Weg, den man zu nehmen habe. Der eben erlittene Schiffbruch hatte selbst die canadischen „Reisenden" entmuthigt, und das Schicksal ihres Cameraden Clappine, des Geschicktesten und Erfahrensten ihrer Gilde, erfüllte ihre Herzen mit einer Trauer, die aller Fröhlichkeit ein Ende gemacht zu haben schien.

Der ganze Weg, den unsre Abenteurer von Henry's Fort aus bis zum Caldron-Linn zurückgelegt hatten, wurde auf ungefähr 340 Meilen geschätzt, und nun stand man auf dem Punkte der unüberwindlichen Hindernisse halber, die der weitern Fahrt ein Ende machten, die Canots nochmals im Stich lassen zu müssen. Es wurde beschlossen, Leute an beiden Ufern des Flusses auszusenden, um zu untersuchen, ob wirklich keine Aussicht mehr auf Fortsetzung der Fahrt sey. Am folgenden Morgen gingen demzufolge drei Mann am südlichen Ufer hin, während Hr. Hunt mit drei andern das nördliche zu erforschen sich vorbehielt. Nach einem höchst beschwerlichen Marsch durch Sümpfe und über Felsen und Abgründe kehrten beide Parteien mit sehr entmuthigenden Nachrichten zurück. Vierzig Meilen weit hatten sie den Lauf des Flusses untersucht, der diese ganze Strecke entlang fortwährend durch ein tiefes und enges Felsenbett führte, das er sich im Laufe der Zeit ausgehöhlt hatte. Die bald senkrechten, bald überhängenden Felsen zu beiden Seiten waren zwei- bis dreihundert Fuß hoch, so daß man, zwei oder drei Stellen ausgenommen, gar nicht einmal zum Wasser hinabsteigen konnte. Dabei kamen im Fahrwasser noch so viele gefährliche Stromschnellen und zuweilen Wasserfälle von 30 bis 40 Fuß senkrechter Höhe vor, daß gar nicht daran zu denken war, eine weitere Fahrt zu versuchen. Diejenige Abtheilung, welche das südliche Ufer untersucht hatte, glaubte indeß, ungefähr sechs Meilen vom Lager eine Stelle gefunden zu haben,

wo sie für möglich hielt, die Canots am Ufer hinabzulassen und sie an Seilen und mit Hülfe gelegentlicher Landfahrten den Strom hinabzubringen. Vier der besten Canots wurden zu diesem Versuch ausgewählt, und von sechszehn Männern bis zu der bezeichneten Stelle getragen. Zu gleicher Zeit ward Hr. Reed, der Commis, nebst drei Mann ausgesandt, den Fluß noch weiter abwärts zu untersuchen, als dieß bereits geschehen war, und dabei nach Indianern umherzuspähen, von denen man Lebensmittel und vielleicht auch Pferde bekommen könnte, im Fall man genöthigt seyn sollte, die Reise zu Lande fortzusetzen.

Die Leute mit den Canots kamen am folgenden Tage ganz muthlos und erschöpft zurück. Eines der Canots war mit allen Effecten von vier canadischen Reisenden von dem wilden Strome fortgerissen worden, als man versucht hatte, es an einem Seil über eine Stromschnelle hinabzuziehen, und die andern drei hatten sich zwischen den Felsen festgeklemmt, so daß es unmöglich war sie vorwärts zu bringen. Die Mannschaft kam daher in Verzweiflung zurück und erklärte den Fluß für gänzlich unschiffbar.

Die Lage der unglücklichen Reisenden war jetzt sehr traurig. Sie befanden sich im Innern einer bis dahin noch von keinem Weißen betretenen Wildniß, wußten weder, welchen Weg sie einzuschlagen hätten, noch wie weit sie sich vom Ort ihrer Bestimmung befanden, und hatten auch noch kein menschliches Wesen getroffen, das ihnen die so sehnlich gewünschte Auskunft hätte geben können. Dabei hatten die wiederholten Unfälle mit den Canots ihre Vorräthe an Lebensmitteln so sehr vermindert, daß das noch Vorhandene auf fünf Tage höchstens ausreichte, und es war aller Anschein vorhanden, daß zu ihren ohnehin schon drückenden Leiden sich auch noch die Qualen des Hungers gesellen würden. Dieser letztere Umstand ließ ein längeres Beisammenbleiben nicht als rathsam erscheinen; man beschloß daher nach kurzer Berathung, daß mehrere kleinere Abtheilungen, jede unter Leitung eines der Theilhaber, in verschiedenen Richtungen aufbrechen sollten, und nahmen dabei die Verabredung, daß im Fall eine derselben auf freundschaftlich gesinnte Indianer stoßen würde, von denen man Lebensmittel und Pferde bekommen könnte, sie sogleich zu der Hauptabtheilung zurückzukehren habe; außerdem sollten alle ihren Weg nach den Umständen einrichten, dabei aber immer die Mündung des Co-

lumbia, als das Ziel der Reise, im Auge behalten. Dieser Verabredung zufolge brachen drei verschiedene Abtheilungen in entgegengesetzten Richtungen aus dem Lager von Caldron-Linn auf. Hr. Mac Lellan mit drei Mann ging flußabwärts, Hr. Crooks nebst fünf andern am Strom hinauf, um den beschwerlichen Weg, den man zu Wasser gemacht, zu Lande zurückzulegen, und, wenn er unterwegs keine Hülfe fände, nach Fort Henry zurückzukehren, um die dort gelassenen Pferde abzuholen und mit diesen wieder zur Hauptabtheilung zu stoßen. Die dritte aus fünf Mann bestehende Abtheilung wurde von Hrn. Mac Kenzie geführt, der seinen Weg nordwärts durch die Ebene nahm, in der Hoffnung, den Hauptstrom des Columbia zu erreichen.

Nachdem Hr. Hunt diese drei abenteuerlichen Züge mit schwerem Herzen die gefahrvolle Wanderung hatte antreten sehen, dachte er auf Mittel der unter seiner Obhut gebliebenen Hauptabtheilung, die, außer dem Weibe und den beiden Kindern Peter Dorions, aus 31 Mann bestand, den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Wildpret war in der Nähe nicht zu sehen, nur einige Biber wurden gelegentlich gefangen, deren Fleisch eine kärgliche Nahrung bot, die man in der Hoffnung verzehrte, daß eine der ausgesandten Abtheilungen bald mit Hülfe zurückkehren werde.

Hr. Hunt machte sich jetzt vor allem daran, Caches bereiten zu lassen, in denen man die Waaren und das Gepäck aufbewahren konnte, das auf der beschwerlichen Landreise nicht fortzubringen war. Cache ist ein unter den Jägern und Handelsleuten gebräuchlicher Ausdruck, um ein Versteck zu bezeichnen, wo man Waaren oder andere Gegenstände verbergen kann. Es ist von dem französischen Worte cacher, verbergen, abgeleitet und dankt seinen Ursprung den ersten Colonisten von Canada und Louisiana; allein die Sache selbst war schon lange zuvor, ehe die weißen Männer ins Land kamen, unter den Eingebornen bekannt und im Gebrauch, denn es ist dieß das einzige Auskunftsmittel, durch welches die wandernden Horden ihre werthvollere Habe, während ihrer oft langen Abwesenheit von ihren Dörfern auf Jagd- oder Kriegszügen, gegen Beraubung sichern. Es gehört natürlich die größte Geschicklichkeit und Vorsicht dazu, um solche Verstecke vor den Luchsaugen eines Indianers zu verbergen. Zuvörderst wählt man einen geeigneten Platz, gewöhnlich eine niedrig gelegene Stelle auf einem Thon-

boden am Ufer eines Flusses. Ist die Wahl getroffen, so breitet man Teppiche, Pferdedecken, Tücher und dergleichen auf dem Rasen aus, um keine Spur der Arbeit auf dem Boden zurückzulassen, und sticht nun einen Kreis von ungefähr zwei Fuß im Durchmesser im Rasen aus, den man mit der an den Wurzeln hängenden Erde sorgfältig abhebt und an einen sichern Ort legt, wo er nicht beschädigt werden kann. Dann wird in der bloßgelegten Stelle senkrecht bis zu ungefähr drei Fuß Tiefe eingegraben, und das Loch nach und nach so erweitert, daß es eine kegelförmige Höhle von sechs bis sieben Fuß Tiefe wird. Die ausgegrabene Erde sammelt man sorgfältig in Felle oder Tücher, trägt sie flußabwärts und wirft sie mitten in die Strömung. Ist die Sache zufällig zu weit von einem Fluß entfernt, so wird die Erde bis in geraume Entfernung fortgetragen, und so ausgestreut, daß auch nicht die geringste Spur von ihr übrig bleibt. Ist das Loch fertig, so füttert man es mit trockenem Gras, Rinde, Zweigen, oder auch wohl mit einem trockenen Thierfell aus; dann werden die zu verbergenden Gegenstände, nachdem man sie zuvor gut gelüftet, hineingelegt, ein Fell darüber gebreitet und auf dieses dürres Gras, Zweige, Steine und Erde geworfen, bis das Loch voll ist. Hierauf legt man den ausgestochenen Rasen auf die Oeffnung, begießt ihn mit Wasser, damit er sich gut mit der Oberfläche des Bodens wieder verbinde, und legt dann die Steine oder andere Gegenstände, die man etwa wegzuräumen genöthigt war, genau wieder auf ihren Platz. Endlich werden die ausgebreiteten Decken weggenommen, das niedergedrückte Gras wieder aufgerichtet, und überhaupt alles mit der größten Sorgfalt in denselben Stand gesetzt, in dem es früher war. Ist alles vollendet, so verläßt man den Ort während der Nacht, untersucht ihn dann am folgenden Morgen noch einmal, und kommt nicht eher wieder als bis man das Verborgene abzuholen Willens ist. Vier Männer reichen hin, um binnen zwei Tagen Waaren von zwei Tonnen an Gewicht zu verbergen. Hr. Hunt mußte neun solcher Caches zu Bergung seiner Effecten graben lassen.

Drei Tage waren seit dem Abgang der verschiedenen Abtheilungen verstrichen, als die unter Hrn. Crooks unerwartet sich wieder einfand. Große Freude herrschte auf einen Augenblick im Lager, denn man vermuthete Hülfe nahe; allein Hr. Crooks und seine Gefährten kamen, wie sich bald zeigte, nur zurück, weil sie unmöglich gefun-

den hatten, Fort Henry auf dem Landweg zu erreichen; sie waren daher wieder umgekehrt, um das Schicksal ihrer Cameraden zu theilen. Eine Hoffnung war den trostlosen Reisenden jetzt zu Wasser geworden; es blieb ihnen nun nur noch die auf die beiden andern Abtheilungen unter Reed und Mac Lellan, die den Fluß hinabgegangen waren, denn auf Hrn. Mac Kenzie, der den Weg über die Ebene eingeschlagen hatte, rechnete man nicht mehr, weil man glaubte, auch er werde in der pfadlosen Wildniß mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Man fuhr indeß fort zu fischen und Fallen zu stellen; die größeren Fische wurden Nachts bei dem Licht von Holzfackeln mit Speeren gestochen und die kleinern in Netzen gefangen. Der Ertrag dieser Fischerei war indeß sehr kärglich. Auch der Biberfang lieferte keine große Ausbeute, und von dieser mußten noch die besten Stücke Fleisch nebst den Schweifen getrocknet und für die Reise aufgehoben werden.

Endlich kehrten zwei von den Gefährten des Hrn. Reed zurück und wurden mit der größten Freude aufgenommen. Ihr Bericht diente indeß nur dazu, den allgemeinen Kleinmuth noch zu vermehren. Sie waren mit Hrn. Reed bis unterhalb des Punktes gegangen, bis zu welchem Hr. Hunt gekommen war, hatten aber nirgends eine Spur von Indianern gefunden. Der Fluß tobte noch immer zwischen mauer-ähnlichen Felsen fort, und war durchaus unfahrbar. Eine schwache Hoffnung, welche mehrere der Reisenden bis jetzt noch genährt hatten, zu Wasser ihre Reise fortsetzen zu können, mußte nun ganz aufgegeben werden, und in dem Unmuth über die traurigen Erfahrungen, die man an dieser Stelle gemacht hatte, gaben ihr die Reisenden den Namen der Devil's Scuttle Hole.

Vierunddreißigstes Capitel.

Entschluß zu Fuße weiter zu gehen. — Traurige Wüste zwischen dem Schlangenfluß und dem Columbia. — Vertheilung des Gepäcks. — Theilung der Expedition. — Zusammentreffen mit Schlangenindianern. — Pferdehandel. — Ein Pferd wird reclamirt. — Mangel an Nahrung. — Nachrichten von Hrn. Crooks. — Mühsame Reise zwischen den Bergen. — Bivouac während einer Winternacht. — Rückkehr zum Flußufer.

Der Entschluß Hrn. Hunts und seiner Gefährten, unverweilt zu Fuße aufzubrechen, stand nunmehr fest. Auf die Rückkehr der andern beiden Abtheilungen war nicht zu rechnen, denn es ließ sich vermuthen, daß sie ihren Weg durch die Wildniß so gut als möglich fortzusetzen suchen würden; und noch länger auf Befreiung durch sie warten wollen, würde unsre Reisenden der Gefahr ausgesetzt haben, Hungers zu sterben. Zudem nahte der Winter mit starken Schritten, und sie hatten eine lange Reise durch ein unbekanntes Land zu machen, wo Gefahren aller Art ihrer warteten. Noch 1000 Meilen befanden sie sich von Astoria, aber diese Entfernung war ihnen damals noch unbekannt, und alles, was vor ihnen lag oder sie umgab, war mit dem Schleier der Ungewißheit verhüllt, und bot einen Anblick, der den Muth mehr niederschlug als belebte.

Wenn die Wanderer den Fluß verließen, mußten sie über eine pfadlose Ebene, die ihnen auch nicht das geringste Nahrungsmittel bot, und wo sie nur die Aussicht hatten vor Hunger und Durst zu verschmachten. Eine öde traurige Wüste, mit Sand und Kies bedeckt, dehnt sich vom Schlangenfluß bis fast zum Columbia aus, auf der sich nur hie und da eine dürftige Grasdecke findet, unzulänglich zur Weide für Hornvieh oder Pferde. Diese baumlosen Wüsten zwischen den Rocky-Mountains und dem stillen Meer sind in der That noch öder und unfruchtbarer als die nackten obern Prairien auf der atlantischen Seite; es ist eine große sandige Fläche, die jeder Cultur Hohn spricht, und die sich als eine traurige Wüste, worauf der Wanderer oft Gefahr läuft, vor Hunger und Durst umzukommen, zwischen den von Menschen bewohnten Gegenden ausbreitet.

Diese traurige Aussicht bestimmte Hrn. Hunt und seine Ge-

fährten sich längs des Flusses zu halten, wo sie wenigstens immer Wasser zur Hand hatten und zuweilen Fische oder Biber fangen konnten, und wo sich ihnen doch eher eine Aussicht bot mit Indianern zusammenzutreffen, von denen sie Lebensmittel und Nachweisungen über den ferner einzuhaltenden Weg zu erhalten hoffen durften.

Es wurden nun die letzten Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen. Alles, was ihnen an Lebensmitteln noch geblieben war, bestand in 40 Pfund Mais, 20 Pfund Schmeer, gegen fünf Pfund Suppentafeln und so viel getrocknetem Büffelfleisch, daß auf jeden Kopf noch 5¼ Pfund kamen, das man aber für die dringendste Noth aufzusparen beschloß. Nachdem das Mitzunehmende gehörig unter die Mannschaft vertheilt worden war, wurde alles Entbehrliche in die Caches gelegt. Aller Beschränkung ungeachtet, traf doch jeden Mann, außer seinen eigenen Effecten, ein Gewicht von 20 Pfund, das er durch die Wüste schleppen mußte.

Um größere Wahrscheinlichkeit hinsichtlich des Auffindens von Lebensmitteln für sich zu haben, theilte sich die Gesellschaft in zwei Abtheilungen: Hr. Hunt mit 18 Mann nebst Peter Dorion und dessen Familie sollte an der Nordseite des Flusses hinabgehen, während Hr. Crooks ebenfalls mit 18 Mann sich die Südseite vorbehielt.

Am Morgen des 19 Octobers trennten sich beide Parteien und traten ihren Weg an. Hr. Hunt und seine Gefährten gingen am rechten Ufer des Flusses hin, der tief unter ihnen zwischen senkrechten Felsen von 200 bis 300 Fuß Höhe schäumte und tobte. Während der ganzen Strecke von 28 Meilen, die sie an diesem Tage zurücklegten, hatten sie auch nicht eine einzige Stelle gefunden, wo es möglich gewesen wäre bis zum Wasser hinabzusteigen, und nur da erst, wo sie ihr Nachtlager aufschlugen, zeigte sich die Möglichkeit, wiewohl mit der größten Gefahr, einen Kessel voll Wasser für den Bedarf der Mannschaft heraufzuholen. Da es Nachmittags zu regnen angefangen hatte, so suchte man für die Nacht Schutz unter den Felsen. Am nächsten Tage machten unsre Reisenden 32 Meilen in nordwestlicher Richtung längs des Flusses, der immer noch in seinem tiefen Bette dahin strömte. Hie und da zog sich jetzt ein Sandstreifen oder ein schmaler Strich Landes mit Zwergweiden besetzt am Fuße der Felsen hin, und zuweilen

breitete sich eine kleine ruhige Wasserfläche gleich einem glatten Spiegel zwischen den schäumenden Stromschnellen aus.

Am nächsten Tage fanden unsre Reisenden auf ihrem ganzen Wege nur eine einzige Stelle, wo sie bis zum Fluß hinabsteigen konnten, und waren daher genöthigt, ihren Durst mit dem Wasser zu stillen, das sich in den Felsenhöhlen angesammelt hatte. Am Morgen des folgenden Tages stießen sie längs dem Fluß auf einen Pfad, wo die unverkennbaren Spuren von Pferdehufen vermuthen ließen, daß sie sich in der Nähe eines indianischen Dorfes oder Lagers befanden. Man hatte diese Spur noch nicht weit verfolgt, als man auf zwei Schlangenindianer stieß, die sich mit einigem Anschein von Furcht näherten, indem sie ein Messer empor hielten und zu verstehen gaben, daß sie es von einigen weißen Männern der vorausgegangenen Abtheilung erhalten hätten. Nur mit Mühe konnte Hr. Hunt diese Wilden bewegen ihn in ihre Wohnungen zu führen. Einen Pfad einschlagend, der vom Fluß abwärts führte, bekamen unsre Reisenden, nachdem sie eine Strecke weit auf der Prairie fortgegangen waren, eine Anzahl von Strohhütten zu Gesicht. Wie bei frühern Gelegenheiten, so verbreitete ihr Erscheinen auch jetzt den größten Schrecken unter den Indianern. Die Weiber versteckten ihre kleineren Kinder unter das Stroh und flüchteten mit den größern in die Prairie hinaus. Die Männer erwarteten die Fremden zwar, jedoch mit allen Zeichen der Furcht und des Schreckens.

Hr. Hunt ging in die Hütten und bemerkte, als er sich umsah, gar wohl, wo die Kinder verborgen waren; ihre schwarzen Augen funkelten gleich denen der Schlangen durch das Stroh. Er hob die Decke auf, was die armen kleinen Geschöpfe nicht wenig erschreckte, und ihre Väter standen zitternd dabei, als ob ein Raubthier im Begriff stehe ihre Kinder zu zerreißen. Das freundliche Benehmen des Hrn. Hunt verscheuchte jedoch diese Besorgnisse bald, und so gelang es ihm eine Quantität herrlichen getrockneten Salm und einen Hund einzuhandeln, ein Thier, dessen Fleisch von diesen Indianern sehr geschätzt wird. Als Hr. Hunt wieder zu dem Flusse zurückkehrte, ward er von einem Indianer begleitet. Von nun an stießen die Reisenden längs dem Flusse öfter auf Indianerhütten, und nach einer Tagreise von 26 Meilen, gegen Nordwest, schlugen sie ihr Lager in einer sehr belebten Nachbarschaft auf. Vierzig bis fünfzig Indianer statteten bald einen Besuch ab, benahmen sich

aber außerordentlich freundschaftlich. Alle waren recht gut in Büffelfelle gekleidet, die sie sich gegen Salmen von den Jägerstämmen eintauschen. Ihre Wohnungen waren recht bequem eingerichtet; vor einer jeden befand sich ein Haufen Wermuthholz zum Feuern aufgethürmt, und im Innern waren große Vorräthe von Salm, theils frisch, theils getrocknet, aufgehäuft. Sobald die weißen Männer eine Hütte betraten, versteckten sich Weiber und Kinder aus Furcht. Unter den Lebensmitteln, die unsre Reisenden hier erhielten, befanden sich auch zwei Hunde, deren Fleisch ihnen seines Wohlgeschmacks wegen gar sehr behagte.

Während der folgenden drei Tage legten sie ungefähr 63 Meilen, meist in nordwestlicher Richtung zurück. Sie stießen abermals auf mehrere Strohhütten, von deren Bewohnern sie stets unter Furcht und Zittern aufgenommen wurden. Die Weiber, mehr aber noch die Kinder, waren sehr schlecht bekleidet; ihre Bedeckung bestand aus Büffel-, Fuchs-, Wolfs-, Hasen- und Dachsfellen, auch wohl aus zusammengenähten Häuten von Enten, mit den Federn nach außen. Die meisten dieser Felle mußten sie durch Tausch von andern Stämmen, oder auf Jagdzügen in weiter Ferne sich verschafft haben, denn auf den kahlen Prairien, die sie bewohnten, gab es kein anderes Thier als Pferde, von denen sie eine große Menge hielten. Fährten von Büffeln fanden sich zwar, doch waren sie sehr alt.

Am 15 November legten die Reisenden 28 Meilen längs dem Flusse zurück, der jetzt ganz frei von Stromschnellen war. Am Ufer lagen eine Menge todter Salme, welche die Luft mit ihrem Gestank verpesteten. Die Eingebornen, mit denen sie sprachen, gaben zu verstehen, daß Hr. Reed mit seiner Abtheilung durch diese Gegend gekommen sey. Hr. Hunt sah mehrere Pferde, doch wurden diese von den Eigenthümern sorgfältig auf die Seite gebracht. Salmen und Hunde waren die einzigen Lebensmittel, die man sich verschaffen konnte. Am folgenden Tage waren die Wanderer noch schlechter daran, denn sie mußten sich mit gedörrtem Korn und den Ueberresten ihres getrockneten Fleisches begnügen. Der Fluß drängte sich auf dieser Strecke wieder durch ein steiles Felsenbett und bildete abermals gefährliche Stromschnellen. Zwanzig Meilen wurden auf rauhen Pfaden zurückgelegt, und man näherte sich nach und nach

einem mit Schnee bedeckten Gebirge gegen Nordwest, das unsre Reisenden seit drei Tagen schon im Gesicht gehabt hatten.

Am 17 trafen die Reisenden mit mehreren Indianern zusammen, von denen einer ein Pferd hatte. Hr. Hunt wünschte sehr, es als Packpferd an sich zu bringen, denn seine durch Ermüdung und Hunger erschöpften Leute fanden die Last von zwanzig Pfund, die sie zu tragen hatten, mit jedem Tage lästiger und drückender; die Indianer längs des Flusses aber wollten sich von ihren Pferden, die sie nicht entbehren konnten, durchaus nicht trennen. Der Eigenthümer des fraglichen Rosses zumal schien jeder Versuchung trotzen zu wollen; ein Gegenstand um den andern, die sonst in den Augen eines Indianers großen Werth haben, wurde vergebens geboten, endlich aber erlag der hartherzige den Reizen eines alten verzinnten Kessels und der Kauf ward geschlossen. Ein großer Theil des folgenden Morgens wurde damit zugebracht, der Mannschaft das Gepäck abzunehmen und dem Pferde aufzulegen. An der Stelle, wo man für dießmal das Lager aufgeschlagen hatte, gab es kein Feuerungsmaterial, und sogar der Wermuth, dessen man sich bisher immer bediente, fehlte gänzlich. Während der letzten zwei Tage waren 30 Meilen gegen Nordwest zurückgelegt worden.

Am 19 war Hr. Hunt so glücklich noch ein anderes Pferd einzuhandeln, wofür er einen Tomahawk, ein Messer, einen Feuerstahl und einige Korallen und Bänder gab. In einer bösen Stunde ließ er sich indeß durch den Rath der Indianer verleiten den Fluß zu verlassen und einen in die Prairien führenden Pfad zu verfolgen. Bald hatte er Ursache seinen Entschluß zu bereuen, denn der Weg führte ihn durch eine traurige Einöde ohne alles Grün, wo kein Tropfen Wasser zu finden war. Die Wanderer begannen nun auch die Qualen des Durstes zu fühlen, der durch den täglichen Genuß getrockneter Fische noch vermehrt, den canadischen „Reisenden" besonders so unerträglich wurde, daß sie, um ihn zu löschen, zu den ekelhaftesten Mitteln ihre Zuflucht nahmen. Vierundzwanzig Meilen hatten sie unter solchen Entbehrungen in dieser schrecklichen Einöde bereits zurückgelegt, des Nachts erschöpft und trostlos sich neben ihr Wermuthfeuer niedergelegt, um am folgenden Morgen zu neuen Leiden zu erwachen. Zum Glück regnete es während der Nacht, und das in allen ihnen zu Gebote stehenden Gefäßen aufgefangene Wasser diente ihnen zu nicht geringer Erqui-

ckung. Mit dem ersten Grauen des folgenden Morgens brachen sie wieder auf, und da es den Tag über fortfuhr zu regnen, so litten sie zwar keinen Durst, aber desto mehr Hunger, denn nach einem Weg von 33 Meilen hatten sie zu Nacht nichts als ein wenig geröstetes Korn.

Die folgende Tagreise brachte sie an die Ufer eines schönen kleinen, gegen Westen strömenden, von Pappeln und Weiden begränzten Flusses. Hier fanden sie ein indianisches Lager, in dessen Nähe viele Pferde weideten. Die Bewohner desselben schienen besser gekleidet zu seyn als gewöhnlich. Dieses Lager war ein entzückender Anblick für unsre halb verhungerten Wandrer; sie eilten den Hütten zu, fanden aber hier einen Empfang, der ihre Freude gar sehr herabstimmte. Einer der Indianer legte nämlich sogleich Beschlag auf das Pferd des Hrn. Hunt, indem er behauptete, daß es ihm gestohlen worden sey. Ein Factum, das von so vielen Zeugen erhärtet wurde, ließ sich um so weniger läugnen, als die Gewohnheit der Indianer Pferde zu stehlen, nur zu bekannt war; Hr. Hunt überließ daher seine Rosinante dem frühern Eigenthümer, da dieser durchaus nicht zum Verkauf zu bewegen war.

Unsre Reisenden schlugen ihr Nachtlager in der Nähe der Indianer auf, von denen sie mit Fischen und mit zwei Hunden versehen wurden, die ihnen eine reichliche Mahlzeit gewährten. Am folgenden Tag setzten sie ihre Reise längs des Flusses fort, mußten aber nach einem Weg von zehn Meilen des Regens wegen Halt machen. An dieser Stelle wurden sie abermals von den Indianern mit Fischen und Hunden versorgt, und zwei der Wanderer waren so glücklich, jeder ein Pferd gegen ein Kleid aus Büffelfell einzuhandeln. Der eine dieser Glücklichen war Peter Dorion der Dolmetscher, dessen leidende Familie sich schon längst ein Pferd gewünscht hatte. Das arme Weib des Dolmetschers war ein Muster von der Geduld, Beharrlichkeit und Ausdauer, durch welche die indianischen Weiber sich auszeichnen. Schon sehr weit in ihrer Schwangerschaft vorgerückt, hatte sie noch zwei Kinder, das eine von 4 und das andere von 2 Jahren zu besorgen. Das letztere trug sie, nebst der dem Weibe gewöhnlich aufgelegten Bürde meist auf dem Rücken und erduldete dabei nicht nur alle Beschwerden dieser ermüdenden Reise ohne Murren, son-

dern hielt noch mit den besten Fußgängern gleichen Schritt. Bei vielen Gelegenheiten zeigte sie selbst eine Charakterstärke, die ihr den vollen Beifall der weißen Männer sicherte.

Hr. Hunt bemühte sich von den Indianern nähere Erkundigungen hinsichtlich des Landes und des Laufs der Flüsse einzuziehen; da er sich jedoch nur durch Zeichen und einige aufgefangene Worte verständlich machen konnte, so war nichts Bestimmtes zu erfahren. Alles, was er von den Indianern herauszubringen vermochte, war, daß der große Fluß — der Columbia — noch sehr fern sey; hinsichtlich des Wegs aber, den er einzuschlagen habe, um dahin zu gelangen, konnte er nichts in Erfahrung bringen. Die nächsten zwei Tage setzten unsre Wanderer ihre Reise mehr als 40 Meilen weit, immer in westlicher Richtung längs dem kleinen Fluß fort und überschritten ihn dann gerade oberhalb seiner Vereinigung mit dem Schlangenfluß, der gegen Norden strömte. Vor ihnen thürmte sich ein von allen Seiten mit Schnee bedecktes Gebirg auf.

Während der nächsten drei Tage legten sie ungefähr 70 Meilen zurück, und hatten zwei kleine Flüsse zu durchwaten, deren Wasser sehr kalt war. Lebensmittel waren selten, und man sah sich hauptsächlich auf die Suppentafeln beschränkt, freilich eine magere Kost für hungrige Fußgänger. Am 27 November führte der Weg am Flusse hin, durch einen Engpaß zwischen Felsen, wo kaum durchzukommen war. Oft sah man sich genöthigt den Pferden ihre Bürde abzunehmen, weil der Weg zu schmal war, und häufig mußte man, um vorragende Felsen und Klippen zu umgehen, durch das Wasser waten. Alles, was man an diesem Tage zu verzehren hatte, war ein Biber, den man in der Nacht zuvor gefangen. Abends stieg der Hunger so hoch und die Aussicht Lebensmittel zu erhalten schwand so sehr, daß man ein Pferd schlachten mußte. „Die Mannschaft," sagt Hr. Hunt in seinem Tagebuch, „fand das Fleisch sehr gut, und vielleicht würde ich es eben so gefunden haben, wäre meine Anhänglichkeit an das arme Thier minder groß gewesen."

Nachdem unsre Wanderer früh am nächsten Morgen wieder aufgebrochen waren, und zehn Meilen zurückgelegt hatten, stießen sie auf zwei Hütten, von Schlangenindianern bewohnt, die so sehr als sie selbst aufs äußerste getrieben zu seyn schienen, denn sie hatten eben zwei Pferde geschlachtet. Außer dem Fleisch dieser Thiere

besaßen sie keine andern Lebensmittel als die Samenkörner einer wilden Pflanze, die sie in großer Menge sammeln und sehr fein zerstoßen. Es schien eine Art Hanfsamen zu seyn. Hr. Hunt kaufte einen Sack voll davon, nebst einigen kleinen Stücken Pferdefleisch. Von diesen Indianern erfuhr er auch, daß mehrere weiße Männer am Fluß abwärts gegangen seyen, die einen auf dem diesseitigen, die andern auf dem jenseitigen Ufer. Die letztern waren höchst wahrscheinlich die Leute unter Anführung Hrn. Crooks, und es gereichte Hrn. Hunt um so mehr zur Beruhigung, diese in Sicherheit zu wissen, als die Indianer beifügten, sie hätten einen Hund bei sich gehabt, was deutlich bewies, daß sie noch nicht ganz von Lebensmitteln entblößt seyn konnten. Da Hr. Hunt fürchtete, mehrere Tage auf dem Wege durch den Gebirgspaß zubringen zu müssen und sich und seine Leute der Gefahr ausgesetzt zu sehen, Hunger zu leiden, so schlug er sein Lager in der Nähe der Indianer auf, in der Absicht, um ein Pferd mit ihnen zu handeln. Der Abend verging unter fruchtlosen Versuchen; vergebens bot er eine Flinte, ein Kleid aus Büffelfell und mehrere andere Artikel. Die armen Teufel hatten wahrscheinlich eben so gut als er selbst die Aussicht vor sich, Hungers zu sterben. Endlich wurden auch die Weiber den Zweck seiner Anerbietungen und dringenden Bitten inne, und erhoben nun ein so furchtbares Geheul und Geschelte, daß er gern von seinem Begehren abstand.

Am nächsten Morgen schienen die Indianer alles aufbieten zu wollen, um ihrer Gäste los zu werden. Auf Hrn. Hunts Frage hinsichtlich des Wegs durch die Gebirge antworteten sie, daß er noch drei Nächte in denselben schlafen, und daß er nach sechs Tagereisen zu den Fällen des Columbia kommen werde, eine Angabe, der er keinen Glauben schenkte, weil er vermuthete, man beabsichtige damit nur, ihn zum Aufbruch zu bewegen. Zugleich sagten ihm diese Wilden, daß sie die letzten Schlangenindianer seyen, die er treffen, und daß er nun bald zu einer Nation, die Sciatogas genannt, kommen werde.

Unsere Wanderer traten demnach ihre mühsame Reise wieder an, die mit jedem Schritte beschwerlicher wurde. Ihr Weg führte sie zwei Tage lang durch schmale Engpässe, wo sie oft genöthigt waren ihren Pferden das Gepäck abzunehmen. Zuweilen stürzte

der Fluß so steile Abhänge hinab und drängte sich durch so schmale Felsenspalten, daß sie genöthigt waren, sich mit größter Anstrengung einen für Pferde fast ungangbaren Weg über hohe Gebirge zu bahnen. Auf einigen derselben, deren Gipfel mit Schnee bedeckt war, fanden sie mehrere Fichten. Am zweiten Tag dieser mühseligen Reise schoß einer der Jäger einen schwarzgeschwänzten Hirsch, der den halbverhungerten Reisenden eine reichliche Mahlzeit verschaffte. Sie legten während dieser zwei Tage 28 Meilen in nordöstlicher Richtung zurück.

Der December begann mit Regen in den Thälern und mit Schnee auf den Bergen. Es galt jetzt ein Gebirg zu ersteigen, wo der Schnee so tief lag, daß er bis über die Kniee reichte, was die Beschwerden der Wanderer gar sehr erhöhte. Ein kleiner Biber lieferte eine dürftige Mahlzeit, die sie durch halb gefrorene Brombeeren, Mehlbeeren und wilde Kirschen, die sie am Wege sammelten, vermehrten. Die sehr ermüdende Reise dieses Tages betrug nur 13 Meilen, und am nächsten mußte man den ganzen Tag über liegen bleiben, weil ein heftiges Schneegestöber den Aufbruch unmöglich machte. Da nichts Eßbares mehr vorhanden war, so sahen die Reisenden sich abermals genöthigt, ein Pferd zu schlachten. Am folgenden Tage setzten sie ihren mühsamen Weg unter Schnee und Regen fort, konnten aber, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht mehr als 9 Meilen zurücklegen, weil man den Pferden das Gepäck wiederholt abnehmen und es selbst tragen mußte. Am nächsten Morgen sah man sich genöthigt den Fluß zu verlassen und die Berge hinanzuklimmen; von dem Gipfel derselben hatten die Wanderer eine weite Aussicht über das umliegende Land, die ganz geeignet war, sie zur Verzweiflung zu bringen. Allenthalben, wohin das Auge blickte, nichts als schneebedeckte Berge, hie und da mit Nadelhölzern besetzt; der Wind heulte durch die traurige Winterlandschaft und schien das Mark in den Gebeinen der trostlosen Reisenden zu Eis erkälten zu wollen. Bei jedem Schritt sanken sie bis über die Kniee in den Schnee.

Nachdem sie diese erschöpfende Tagereise zurückgelegt hatten, machten sie zu ihrem größten Verdruß auch noch die Entdeckung, daß sie sich höchstens vier Meilen von dem letzten Nachtlager befanden, — so labyrinthisch waren die Krümmungen des Flusses in diesen fürchterlichen Gebirgen. Von Hunger gequält, durch Anstrengung

erschöpft und eine Wildniß vor sich, die mit jedem Schritt unheimlicher wurde, sahen die ermüdeten Wanderer mit Furcht auf die Beschwerden, die während der Nacht mitten im Schnee ihrer warteten. Zum Glück erreichten sie noch vor Sonnenuntergang ein kleines Fichtengehölz; die Aexte wurden sogleich in Thätigkeit gesetzt, und bald loderte ein ungeheures Feuer empor, dessen wohlthätige Wärme die hungrigen und erfrornen Wanderer mit neuer Zuversicht erfüllte.

Gegen 3 Uhr Morgens begann es abermals zu schneien und mit Tagesanbruch fanden sie sich in eine Wolke gehüllt, die jede Fernsicht bis auf hundert Schritte unmöglich machte. Dem Geräusch des fließenden Wassers nachgehend, kletterten die Reisenden bis zum Fluß hinab; eines der Pferde rutschte auf diesem gefährlichen Wege aus und stürzte mehrere hundert Fuß tief hinab, ohne sich jedoch Schaden zu thun. Die Kälte war im Thale weniger streng als auf den Bergen; der Schnee reichte hier nur bis an die Knöchel, und ein sanfter Regen fiel. Nach einem mühevollen Wege von sechs Meilen wurde das Lager am Ufer des Flusses aufgeschlagen, und da es gänzlich an Lebensmitteln fehlte, sah man sich nochmals genöthigt ein Pferd zu schlachten, um den quälenden Hunger zu stillen.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Unerwartetes Zusammentreffen. — Fahrt in einem Canot von Fellen. — Leiden Hrn. Crooks und seiner Gefährten. — Nachrichten von Hrn. Mac Lellan. — Ein Floß von Weiden. — Uebermenschliches Leiden einzelner Mitglieder der Expedition. — Krankheit Hrn. Crooks. — Nothwendigkeit die Ermatteten zurückzulassen.

Die Wanderer hatten jetzt, seit sie den Caldron Linn verlassen, 472 Meilen zurückgelegt; wie weit sie noch zu gehen hatten und welche fernere Beschwerden ihrer noch warteten, wußte niemand.

Am Morgen des 6 Decembers brachen sie aus ihrem traurigen Lager auf, hatten aber ihren Weg kaum angetreten, als sie zu ihrem großen Erstaunen weiße Männer am jenseitigen Ufer herauf kommen sahen. Bald zeigte sich, daß dieß Hr. Crooks sammt seinen

Gefährten war, die, sobald sie nahe genug gekommen waren, um sich verständlich zu machen, um Lebensmittel baten, da sie am Verhungern stünden. Hr. Hunt kehrte sogleich ins Lager zurück und hatte bald aus der Haut des in der vergangenen Nacht getödteten Pferdes eine Art Canot gemacht. Er verfuhr dabei ganz auf indianische Weise, indem er die Ränder der Haut durch Riemen empor zog und dann durch eingefügte Querhölzer auseinander hielt. In diesem gebrechlichen Fahrzeug unternahm es der Canadier Sardepie einen Theil des noch vorhandenen Pferdefleisches über den Fluß zu führen und Hrn. Crooks nebst dem Canadier Le Clerc mit sich herüber zu nehmen. Die starren erloschenen Blicke und der kraftlose Zustand dieser beiden Männer erfüllten Hrn. Hunt und seine Begleiter mit tiefem Schmerz; sie selbst, unter sich, waren durch das tägliche Anschauen an die Veränderungen gewöhnt, die Hunger und Mühseligkeiten an ihren Gestalten hervorgebracht hatten, der plötzliche Anblick dieser Männer aber und die Vergleichung ihres frühern Aussehens mit ihrem jetzigen, war der sprechendste Beweis von den Schrecknissen dieser Wüste, und mit geheimem Schauder dachte jeder sich die Möglichkeit, daß bald vielleicht der Hunger sie alle aufreiben oder in die gräßliche Nothwendigkeit versetzen könnte, durch das Loos denjenigen unter ihnen zu bestimmen, den ein schreckliches Verhängniß zur Nahrung seiner Leidensgefährten bestimmt haben würde.

Als Hr. Crooks seinen Hunger gestillt hatte, erstatte er Hrn. Hunt einen kurzen Bericht über seine Reise. Auf der Seite des Flusses, die ihm zur Erforschung angewiesen worden war, hatte er nur wenige Indianer getroffen, und diese befanden sich selbst in einer zu traurigen Lage, als daß Hülfe von ihnen zu erwarten gewesen wäre. Während der ersten 18 Tage nach dem Aufbruch aus dem Lager am Caldron Linn, hatten Crooks und seine Leute sich auf eine halbe Ration täglich beschränkt; für die nächsten drei Tage mußten sie sich von einem einzigen Biber, wilden Kirschen und den Sohlen alter Mocassinen erhalten, und während der letzten sechs Tage bestand ihre Fleischnahrung in nichts als einem unterwegs gestorbenen Hunde. Sie waren drei Tagreisen weiter flußabwärts gekommen als Hr. Hunt, und hatten sich, die scharfen in den Strom hineinragenden Felsen überkletternd, stets so nahe als möglich an seinen Ufern gehalten. Endlich waren sie an eine Stelle gekommen,

wo die Gebirge sich so hoch emporthürmten und nach dem Flusse hinab so steile Wände bildeten, daß es unmöglich war den Weg am Ufer weiter fortzusetzen. Das Wasser stürzte sich mit furchtbarer Schnelligkeit, in Kataraken und Stromschnellen durch einen kaum 30 Schritt breiten Engpaß; es war mithin eben so unmöglich sich auf einem Floß oder einem andern Fahrzeug dem Strom selbst anzuvertrauen. Noch immer entschlossen vorwärts zu dringen, versuchte Hr. Crooks mit seinen Gefährten, die vor ihnen liegenden Gebirge zu erklimmen; einen halben Tag lang arbeiteten sie sich durch den Schnee bis zu einem Punkt empor, wo sie eine Aussicht über das umliegende Land zu haben hofften, da sie aber, dort angelangt, nichts als schneebedeckte Gebirgsketten übereinander gethürmt vor sich liegen sahen, kehrten sie, von Hunger und Anstrengung erschöpft, zu den Ufern des Flusses zurück, um den Rückweg an demselben aufwärts wieder anzutreten, auf dem sie mit Hrn. Hunt und seinen Begleitern zusammentrafen.

Hr. Crooks hatte auch, einige Tage vor seinem Zusammentreffen mit Hrn. Hunt, die HH. Reed und Mac Kenzie gesprochen, die sich mit ihren Leuten am jenseitigen Ufer des Flusses befanden, wo es unmöglich war hinüberzukommen. Von diesen erfuhr er, daß Hr. Mac Lellan sich von dem kleinen Fluß aus über die Gebirge gewendet habe, in der Hoffnung mit einer Horde der Flachköpfe zusammenzutreffen, welche am westlichen Fuß der Rocky Mountains wohnen. Da die Gefährten der HH. Reed und Mac Kenzie gute Jäger waren und auch auf ihrer Seite des Flusses mehr Lebensmittel gefunden hatten, so befanden sie sich in einem Zustand, der sie fähiger machte gegen die Beschwerden der Reise zu kämpfen als die Begleiter Hrn. Crooks, und als dieser sie aus dem Gesicht verlor, schritten sie rüstig immer weiter am Fluß hinab.

Hr. Hunt beschäftigte sich eine ganze Nacht mit Ueberlegungen, was er in seiner kritischen Lage wohl unternehmen könne. Keine Zeit war zu verlieren; er hatte mehr als 20 Menschen bei sich, für die er sorgen mußte, und zu diesen war nun auch noch Hr. Crooks mit seinen Leuten gestoßen. Der Gedanke, wieder umzukehren, war ihm unerträglich; ungeachtet aller entmuthigenden Berichte über die rauhen Gebirge weiter abwärts am Fluß würde er dennoch den Weg über dieselben eingeschlagen haben, allein der tiefe Schnee mit dem sie bedeckt waren, schreckte ihn ab, denn er hatte bereits die

Erfahrung gemacht, daß es unmöglich sey, sich einen Weg durch ein Hinderniß solcher Art zu bahnen. Der einzige Ausweg schien es ihm daher zu seyn, wieder umzukehren und die Indianerhorden aufzusuchen, die längs der kleinen Flüsse zerstreut lebten. Von diesen konnte er vielleicht Pferde genug erhalten, um seinen Weg bis zum Columbia fortzusetzen, denn noch immer nährte er die Hoffnung, während des Winters diesen Fluß zu erreichen, obschon mehrere von den Leuten Hrn. Crooks zu schwach waren, um ihm folgen zu können. Selbst wenn er diesen Weg einschlug, mußte er sich darauf gefaßt machen mehrere Tage Hunger zu leiden, denn so viele Zeit brauchte man, um die letzten indianischen Hütten, die man getroffen hatte, wieder zu erreichen, wobei auf keine andern Lebensmittel zu rechnen war als auf wilde Beeren und ein Pferd, an dem nicht viel mehr als Haut und Knochen war.

Nach einer schlaflos zugebrachten Nacht verkündete Hr. Hunt seinen Leuten den Entschluß, den er gefaßt hatte, und es wurden nun Anstalten getroffen, die HH. Crooks und Leclerc mit dem Ueberrest des Fleisches über den Fluß zu setzen, da die andere Abtheilung sich längs dem jenseitigen Ufer halten sollte. Das Canot von der Pferdehaut war unglücklicherweise während der Nacht verloren gegangen, man mußte daher ein Floß von Bündeln von Weidenruthen bauen, wie die Indianer zu thun pflegen, mit dem man jedoch nicht über die reißende Strömung hinüberkommen konnte. Die Leute wurden demnach angewiesen, ihren Weg längs dem Fluß fortzusetzen, während die HH. Crooks und Le Clerc in Begleitung Hrn. Hunts gingen. Nach diesen Anordnungen traten alle ihren Weg mit gesunkenem Muthe an.

Es zeigte sich bald, daß Crooks und Le Clerc so schwach waren, daß sie nur mit Mühe fortkommen konnten; Hr. Hunt war deßhalb genöthigt langsam zu gehen, damit sie ihm folgen könnten. Ueber diesen Verzug wurden seine Leute ungeduldig; laut beschwerten sie sich, daß noch ein großer, wüster Strich Landes zu durchschreiten sey, bevor man dahin komme, wo Pferde zu finden seyen; daß die HH. Crooks und Le Clerc bei ihrer Schwäche ihnen unmöglich folgen könnten, und daß bei ihnen aushalten nur in ihrer Gesellschaft verhungern heißen würde. Alle drangen daher in Hrn. Hunt die beiden unglücklichen Männer ihrem Schicksal zu überlassen und nur auf seine und die Sicherheit seiner Leute zu denken. Da

der wackere Mann sich auf keine Weise hiezu bewegen ließ, so gingen sie theils einzeln, theils in kleinern Abtheilungen ohne ihn voran. Unter diesen Abtrünnigen befand sich auch Peter Dorion der Dolmetscher, der das einzige noch übrige Pferd besaß, das jetzt zu einem bloßen Skelett geworden war. Hr. Hunt hatte ihm vorgestellt, daß es bei der allgemeinen Noth, in der man sich befinde, geschlachtet werden müsse, wozu der halbblütige Dolmetscher seine Einwilligung geradezu versagte, und sich, sein elendes Thier antreibend, mit der Miene eines Mannes entfernte, der fest entschlossen ist, sein Recht zu behaupten. So sah sich Hr. Hunt nach und nach von allen seinen Leuten verlassen, bis auf fünf, die noch treu bei ihm aushielten.

Am folgenden Morgen wurde ein anderes Floß verfertigt, auf dem die HH. Crooks und le Clerc nochmals, und zwar wieder vergebens, den Uebergang über den Fluß versuchten. Dieß verursachte einen neuen Aufenthalt, worauf die Reise im Schneckenschritt weiter fortgesetzt ward. Einige von den Hrn. Hunt treugebliebenen Leuten wurden nun auch ungeduldig und drangen in ihn, schneller vorwärts zu gehen, weil sie ja sonst alle Hungers sterben müßten. — In der Nacht stellte sich eine heftige Kälte ein; Hr. Crooks wurde noch schwächer, so daß er am folgenden Morgen sich weniger als jemals im Stande befand, mit seinen Gefährten Schritt halten zu können. Die Lage der armen Wanderer war jetzt verzweifelt, denn all' ihr Vorrath von Lebensmitteln bestand nur noch in drei Biberfellen. Hr. Hunt entschloß sich daher voranzugehen, um seine Leute einzuholen, und den Dolmetscher zu zwingen, daß er sein Pferd zum allgemeinen Besten opfere. Er ließ demnach zwei Mann bei Crooks und le Clerc zurück, um ihnen so gut als möglich vorwärts zu helfen, und gab ihnen zwei von den Biberfellen zu einstweiliger Nahrung; er selbst nahm das dritte mit sich, und machte sich mit den übrigen drei Begleitern auf den Weg.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Hr. Hunt holt die Vorausgegangenen ein. — Peter Dorion und seine Mähre. — Ein Lager der Shoshonies. — Ein verzeihlicher Raub. — Hr. Crooks trifft im Lager ein. — Ueberfahrt, um seine Leute abzuholen. — Wahnsinn Prevost's. — Schwäche John Day's. — Hr. Crooks bleibt nochmals zurück. — Zusammentreffen mit Shoshonies. — Ein Führer über die Berge wird gewonnen. — Vereinigung mit Crooks' Leuten. — Endliche Entfernung vom Fluß.

Hr. Hunt und seine drei Gefährten schritten den ganzen Tag voran, ohne auch nur einen Bissen zu genießen. Zu Nacht hielten sie ein kärgliches Mahl von ihrem Biberfell, und verschmachteten fast vor Hunger und Kälte. Am nächsten Tag, 10 December, holten sie die Vorausgegangenen ein, die sämmtlich eben so ausgehungert waren als sie selbst. Hr. Hunt schlug jetzt vor, Peter Dorions Pferd zu schlachten, wogegen dieser sich auf das bestimmteste erklärte, ungeachtet er selbst von den Qualen des Hungers gepeinigt wurde. Merkwürdig ist es, daß die Mannschaft, ihrer Leiden ungeachtet, sich zu Gunsten des Dolmetschers entschied, indem sie meinte, daß es besser sey, dieses letzte Hülfsmittel noch so lange als möglich aufzusparen; die Indianer, die man aufsuche, könnten ihr Lager vielleicht wo andershin verlegt haben, und dann sey es ja noch immer Zeit das Pferd zu schlachten. Hr. Hunt sah sich demnach genöthigt, der Rosinante Peter Dorions eine kurze Frist zu gönnen.

Unsre Reisenden waren noch nicht weit gekommen, als sie zum Glück gegen Abend eine Hütte der Shoshonies mit grasenden Pferden um dieselbe erblickten. Dieser Anblick war eben so unerwartet als erfreulich. Da man auf dem Wege flußabwärts keine Indianer gesehen hatte, so mußten diese aus den Gebirgen gekommen seyn. Hr Hunt, der sie zuerst erblickte, zügelte die Begier seiner Begleiter, da er wohl wußte, wie ungern die Indianer Pferde hergeben, und wie gut sie es verstehen sie zu verbergen, sobald man ihnen Ursache zur Besorgniß gibt. Man näherte sich daher so verstohlen und leise als möglich, und überraschte die Wilden, die entsetzt davon liefen. Fünf ihrer Pferde wurden genommen und eines derselben ward sogleich geschlachtet, das Fleisch ausgehauen und ein Theil davon, sobald es gekocht war, gierig verschlungen. Kaum hat-

ten die Ausgehungerten sich gesättigt, als sie auch einen Mann zu Pferd mit einem Gericht Fleisch an Hrn. Crooks und seine Begleiter abschickten. Er erreichte sie in der Nacht und fand sie so ausgehungert, daß das mitgebrachte Fleisch ihren Heißhunger so sehr steigerte, daß sie auch das Pferd, auf dem der Bote gekommen war, schlachten wollten. Mit Hülfe dieses Rosses erreichten sie das Lager Morgens bei guter Zeit.

Als sie dort angekommen waren, kränkte es Hrn. Crooks sehr, daß man bei dem reichen Vorrath von Fleisch, der jetzt zur Verfügung stand, gar nicht an seine verlornen und verhungernden Leute am jenseitigen Ufer gedacht habe. Er ließ deßhalb auf der Stelle ein Canot von Fellen verfertigen und sogleich Fleisch in den Kesseln über das Feuer hängen, um es zum Verzehren bereit überbringen zu können. Der obschon tiefe Fluß war doch so schmal, daß man alles hören konnte, was jenseits vorging. Als alles fertig war, wollte sich niemand finden, der den Verschmachtenden die Labung zugeführt hätte: ein fast abergläubisches Entsetzen hatte sich der Mannschaft bemächtigt, deren Einbildungskraft durch das ausgestandene Elend so krankhaft reizbar geworden war, daß sie ihre ausgehungerten, gleich Schattenbildern am jenseitigen Ufer kauernden Cameraden mit Furcht und Schrecken betrachteten, als sey etwas Böses von ihnen zu befürchten. Da Hr. Crooks vergebens versucht hatte, sie durch Ermahnungen zur Vernunft zurückzuführen, so unternahm er die Fahrt selbst, fand aber seine Kraft der heftigen Strömung nicht gewachsen. Endlich gewann das gute Herz bei Ben Jones, dem Kentuckyer, die Oberhand über seine Furcht; er unternahm die Fahrt und bald war von den Ausgehungerten alles was er brachte, mit gefräßiger Gier verschlungen. Ein armer Canadier, Namens Jean Baptiste Prevost, den der Hunger wüthend gemacht hatte, rannte, als Ben Jones wieder zurückgekehrt war, wie wahnsinnig an das Ufer und rief zu Hrn. Hunt hinüber, daß er das Canot schicken und ihn aus diesem furchtbaren Lande des Hungers erlösen möge, denn er würde außerdem keinen Schritt weiter gehen, sondern sich am Ufer niederlegen und sterben.

Bald darauf ging das Canot mit frischen Vorräthen, unter Führung des John Delaunay wieder ab. Prevost drang darauf, daß man ihn mit hinübernehmen solle, was ihm von Delaunay mit dem Bedeuten abgeschlagen wurde, daß er und seine Gefährten

jetzt hinreichend mit Fleisch versehen seyen. Prevost erwiederte, dieses Fleisch sey nicht zubereitet, und er müsse sterben, wenn er nicht auf der Stelle etwas bekomme, um seinen Hunger zu stillen. Da er endlich sah, daß das Canot ohne ihn abstoßen wollte, so erzwang er die Aufnahme mit Gewalt. Als man sich dem jenseitigen Ufer näherte, und der Unglückliche das am Feuer zum Rösten aufgehängte Fleisch erblickte, schrie er in wahnsinniger Freude laut auf, schlug in die Hände und tanzte im Canot herum, bis es umschlug. Der arme Teufel wurde von der Fluth fortgerissen und ertrank, und nur mit Mühe konnte Delaunay sich schwimmend ans Ufer retten.

Hr. Hunt schickte nunmehr alle seine Leute, bis auf zwei oder drei, voraus. Am Abend ließ er noch ein Pferde schlachten, aus der Haut desselben ein anderes Canot verfertigen und den Leuten am jenseitigen Ufer einen neuen Vorrath von Fleisch zuführen. Das Canot brachte den Kentuckyschen Jäger John Day mit zurück, der durchaus bei seinem frühern Patron, dem Hrn. Crooks, seyn wollte. Der sonst so kräftige und gewandte Schütze, war jetzt zu einem eben so ausgehungerten Schattenbild herabgesunken als seine Gefährten. Hr. Crooks hatte indeß wegen seiner früher geleisteten Dienste und seiner Treue eine solche Zuneigung zu ihm gefaßt, daß er beschloß, sich nicht mehr von ihm zu trennen; er bat daher Hrn. Hunt nur immer zu den Andern voraus zu gehen, da seine Gegenwart für das Ganze nothwendig sey, und blieb nebst einem canadischen „Reisenden", Namens Jean Baptiste Dubreuil bei John Day zurück. Hr. Hunt ließ ihnen zwei Pferde nebst dem noch vorhandenen Fleisch, was, wie er hoffte, zu ihrem Unterhalt hinreichen möchte, bis man das indianische Lager erreicht haben würde.

Eine der größten Gefahren, denen Hr. Crooks und seine Gefährten durch ihr Zurückbleiben sich aussetzten, war die, daß sie von den Indianer überfallen werden konnten, denen man die Pferde genommen hatte. Hr. Hunt hoffte indeß ihren Zorn zu besänftigen, indem er mehrere Gegenstände in der Hütte zurückließ, die den Werth der geraubten Pferde hinlänglich aufwogen.

Am Abend traf Hr. Hunt mit den vorausgegangenen Leuten wieder zusammen. Am folgenden Tag, 13 December, erblickte er

mehrere Indianer mit drei Pferden am jenseitigen Ufer des Flusses, und erreichte später die beiden Hütten, die er auf seinem Weg flußabwärts bereits gesehen hatte. Vergebens bot er hier eine Flinte für ein Pferd; nur gegen einen alten Kessel von verzinntem Blech und einige Glascorallen konnte der Kauf abgeschlossen werden. Die beiden folgenden Tage waren kalt und stürmisch; der Schnee häufte sich immer mehr, und der Fluß ging stark mit Eis. Der Weg wurde indeß besser, und nach zwanzigtägigen Beschwerden aller Art kamen unsre Reisenden wieder aus den Bergen heraus auf die offene Ebene.

Sie schlugen jetzt ihr Lager an dem kleinen mit Weiden besetzten, von Osten kommenden Fluß auf, den sie am 26 November überschritten hatten. Hier fanden sie etwa ein Dutzend Hütten von Shoshonies bewohnt, die vor kurzem erst eingetroffen waren, und von denen sie erfuhren, daß wenn sie ihren Weg flußabwärts noch weiter fortgesetzt hätten, sie endlich auf schlechterdings unüberwindliche Hindernisse gestoßen seyn würden. Diese Nachricht machte Hrn. Hunt wegen des Schicksals Hrn. Mac Kenzie's und seiner Leute, die jenen Weg noch immer fortsetzten, sehr besorgt.

Hr. Hunt verfolgte jetzt den kleinen Fluß, und lagerte in der Nähe einiger Hütten der Shoshonies, von denen er ein Paar Pferde, etwas getrocknete Fische, Wurzeln und Beeren erhielt. Zwei oder drei Tage wurden damit zugebracht, um Nachricht wegen des Wegs einzuziehen, und wie lange man brauche, um zu den Sciatogas zu kommen, einem gastfreundlichen Stamme an der Westseite der Gebirge, der, wie es hieß, im Besitz vieler Pferde seyn sollte. Die Antworten lauteten sehr verschieden, stimmten jedoch sämmtlich darin überein, daß die Entfernung groß sey, und man wohl siebzehn bis zwanzig Nächte brauchen würde. Hr. Hunt versuchte jetzt sich einen Führer zu verschaffen, allein obschon er in alle Hütten längs des Flusses sandte und Gegenstände bot, die sonst in den Augen der Indianer von hohem Werthe sind, so wollte doch keiner sich zur Begleitung verstehen. Der Schnee, sagten sie, sey sehr tief, und sie wiesen alle Anerbietungen mit Kopfschütteln und den Worten zurück: „Wir müssen frieren!“ Zugleich drangen sie in Hrn. Hunt, mit seinen Leuten den Winter über bei ihnen zu bleiben.

Hr. Hunt befand sich in einer höchst unangenehmen Alternative. Ohne Führer den Weg durch die Berge zu wagen, hätte ihm

und seinen Leuten den sichern Tod gebracht, und da zu bleiben, wo er sich befand, nachdem er bereits so lange schon auf einer so kostspieligen Reise begriffen war, schien ihm, wie er sagte, ärger als der Tod. Er nahm daher einen andern Ton gegen die Indianer an, indem er sie geradezu beschuldigte, sie hätten ihn hinsichtlich der Gebirge belogen; es fehle ihnen an Muth und sie wären Weiber und keine Männer, wenn sie vor den Gefahren einer solchen Reise zurückschreckten. Endlich erbot sich doch einer der Wilden, durch diese Spottreden oder den ansehnlichen Lohn gereizt, zum Führer — denn der gebotene Preis war für einen Indianer allerdings lockend, da er außer einer Flinte, einer Pistole, drei Messern und zwei Pferden auch noch, von Allem, was die Expedition besaß, einen Antheil bekommen sollte, was ihn zum reichsten Manne seines Stammes erhob.

Am 21 December wurde endlich die abenteuerliche Reise nochmals mit frischem Muthe unternommen. Noch zwei andere Indianer begleiteten den Führer, der den Weg zum Schlangenfluß zurück einschlug, dessen Ufer man eine Zeit lang verfolgte, um ein indianisches Floß aufzusuchen, auf dem man hinübersetzen könnte. Da sich keines finden wollte, so ließ Hr. Hunt ein Pferd schlachten und aus dessen Haut ein Canot verfertigen. Am jenseitigen Ufer kamen die dreizehn Mann von Hrn. Crooks Partei zum Vorschein, die ihren Weg flußaufwärts beharrlich verfolgt hatten, und Hrn. Hunt hinüber riefen, daß sie Hrn. Crooks mit seinen beiden Begleitern seit dem Tage nicht mehr gesehen, an dem sie sich von ihm getrennt hätten.

Da das Canot sich als zu klein erwies, so wurde noch ein Pferd getödtet, und dessen Haut der des erstern angefügt. Die Nacht brach ein, ehe noch die kleine Barke die Fahrt über den Fluß zweimal zurückgelegt hatte. Da das Fahrzeug mangelhaft gemacht war, so wurde es während der Nacht am Feuer auseinander genommen, und nochmals zusammengefügt. Die Nacht war kalt und die Mannschaft fühlte sich sehr ermüdet und muthlos. Düster und schwermüthig kroch man näher um das Feuer zusammen, und viele sprachen den Wunsch aus, den Winter über da zu bleiben, wo man sich befinde. Die Nothwendigkeit über den Fluß zu setzen, machte mehrere noch muthloser, denn die Strömung war heftig und ging stark mit Eis, und zudem erinnerten sich alle daran, daß be-

reits zwei ihrer Cameraden in diesem Fluß ihr Leben verloren hatten. Andere sahen mit Unmuth auf die Beschwerden, die ihrer nach der gefährlichen Ueberfahrt auf einer langen Reise in einem wüsten, menschenleeren Lande warteten.

Morgens früh am 23 December wurde die Fahrt über den Fluß begonnen. Massen von Eis hatten sich während der Nacht auf beiden Ufern angesetzt, die man zu durchbrechen genöthigt war. Endlich hatten alle das jenseitige Ufer erreicht, und neuer Muth belebte die gesunkenen Gemüther, als die gefährliche Ueberfahrt glücklich vorüber war. Hrn. Crooks Leute stießen jetzt wieder zu ihnen, mit einem kürzlich eingehandelten Pferd und einem Hunde. Die armen Bursche waren ganz erschöpft, und drei von ihnen so muthlos geworden, daß sie den Wunsch äußerten, bei den Schlangenindianern zu bleiben. Hr. Hunt gab ihnen daher das Canot nebst einigen Handelsartikeln, um sich das Nöthige zu verschaffen, bis sie zu Hrn. Crooks stoßen würden. Ein anderer ebenfalls ganz erschöpfter Mann, Namens Michel Carrière, entschloß sich dagegen bei Hrn. Hunt auszuharren. Am Abend wurde das Lager am Fluß aufgeschlagen, und es war dieß die letzte Nacht, welche die Reisenden an seinen Ufern zubrachten. Einen Weg von mehr als 800 Meilen und viele mühevolle Tage hatte er ihnen gekostet; kein Wunder, daß ihnen sogar die Erinnerung an diesen Strom verhaßt war, und die canadischen „Reisenden" ihn nie anders als la maudite rivière enragée nannten.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Abschied vom Schlangenfluß. — Beschwerlicher Weg. — Vermehrung der Dorion'schen Familie. — Ein Lager der Shoshonies. — Neujahrsfeier unter den Schlangenindianern. — Milderes Klima. — Ein Lager der Sciatogas. — Große Gefahren. — Sitten der Sciatogas. — Schicksal Carrière's. — Der Umatalla. — Ankunft an den Ufern des Columbia. — Nachrichten von Astoria. — Ankunft bei den Fällen.

Am 24 December, nachdem alles in Ordnung gebracht war, wendete Hr. Hunt den unheilvollen Ufern des Schlangenflusses den Rücken, und nahm seinen Weg westwärts gegen die Gebirge

zu. Seine Begleitung, durch die Leute des Hrn. Crooks vermehrt, belief sich jetzt auf 32 Weiße, 3 Indianer und das Weib nebst den zwei Kindern des Dolmetschers Peter Dorion. Fünf abgetriebene, halb verhungerte Pferde trugen das Gepäck und waren bestimmt, im äußersten Nothfall geschlachtet zu werden. Nur mit Mühe legte man 14 Meilen des Tags auf Ebenen und zwischen Hügeln zurück, ein Weg der durch den häufig fallenden Schnee und Regen noch trauriger und beschwerlicher wurde, als er ohnehin schon war. Die Nahrung der Wanderer bestand aus einem kargen Mahl von Pferdefleisch in je 24 Stunden.

Am dritten Tage gerieth der arme Canadier Carrière von Hrn. Crooks Partei in Verzweiflung, und legte sich mit der Erklärung auf den Boden, daß er nicht weiter könne. Man that alles, um ihm Muth zu machen, überzeugte sich aber bald, daß der arme Teufel ganz erschöpft sey, und nicht mehr auf den Füßen stehen könne. Er ward daher auf eines der Pferde gesetzt, das sich in einem nicht viel bessern Zustande befand als der Reiter selbst.

Am 28 kamen unsre Reisenden an einen kleinen Fluß, der sich nach Norden zu durch ein schönes ebenes Thal wand. Hier zeigten ihnen ihre indianischen Freunde eine von Norden nach Süden streichende, mit Waldung und Schnee bedeckte Gebirgskette zur Linken, die man zu übersteigen hatte. Der Weg führte am 29 December 21 Meilen weit durch das Thal, wo die armen Wanderer nicht nur viel von Regen und Schnee zu leiden hatten, sondern auch genöthigt waren, den mit Eis gehenden Fluß zweimal zu durchwaten. Am folgenden Morgen wurde das Weib Peter Dorions, das bis jetzt ohne Murren alle Beschwerden ertragen hatte, plötzlich von Geburtswehen befallen, und beschenkte ihren Mann abermals mit einem Kinde. Da die Unverdrossenheit und das gute Benehmen des armen Weibes sie bei der ganzen Gesellschaft sehr beliebt gemacht hatten, so erregte ihre Lage große Unruhe und Bestürzung. Peter dagegen nahm die Sache auf die leichte Achsel und meinte, daß deßhalb kein weiterer Aufenthalt nöthig sey. Er blieb nebst seinen übrigen Kindern und dem Pferde bei seinem Weibe zurück und versprach, sich bei der Gesellschaft, die indeß ihren Weg fortsetzte, bald wieder einzufinden. Da der kleine Fluß sich in die Gebirge wendete, so verließ man seine Ufer und hielt sich einige Meilen weit zwischen Hügeln. Hier sank ein

anderer Canadier, Namens la Bonté, vor Schwäche zusammen, und man mußte daher auch ihn auf ein Pferd setzen. Da dieses jedoch zu schwach war um den Reiter sammt dem Gepäck zu tragen, so nahm Hr. Hunt das letztere selbst auf die Schultern. Unter diesen mit jedem Schritt sich mehrenden Schwierigkeiten setzten die Reisenden halb verhungernd und niedergeschlagenen Herzens ihren Weg zwischen den Bergen fort, als plötzlich ein langes, mehrere Meilen breites Thal, durch das ein schöner Fluß sich schlängelte, vor ihren Blicken sich ausdehnte. Ein milderes Klima schien hier zu herrschen, denn obschon der Schnee ringsum auf den Bergen lag, so war doch im Thal selbst keiner zu sehen. Mit Entzücken betrachteten unsre müden Reisenden die schöne sonnige Landschaft, und ihre Freude erreichte den höchsten Gipfel, als sie sechs Hütten der Shoshonies von Pferden und Hunden umgeben am Ufer des Flusses erblickten. Alle eilten vorwärts und hatten bald das Lager erreicht. Hier war ihre erste Sorge sich Lebensmittel zu verschaffen. Für eine Flinte, eine alte Muskete, einen Tomahawk, einen blechernen Kessel und etwas Munition, erhielten sie vier Pferde, drei Hunde und mehrere Wurzeln. Ein reichliches Mahl wurde sogleich bereitet und auf der Stelle verzehrt; bald waren alle wieder munter und guter Dinge, und am nächsten Morgen fand auch Peter Dorion mit seiner Familie sich wieder ein. Peter schritt mühsam voraus, am Zügel sein skelettähnliches Roß nach sich ziehend, auf dem sein Weib mit dem neugebornen Kinde im Arme saß; ihr zur Seite hing der zweijährige Knabe in eine Decke gewickelt. Die Mutter sah aus, als ob ihr gar nichts widerfahren sey; so leicht hilft sich die Natur in der Wildniß, wo die den Körper schwächenden Verfeinerungen des Luxus und die Hülfsmittel der Kunst fremd sind.

Mit dem nächsten Morgen brach ein neues Jahr (1812) an. Hr. Hunt stand eben im Begriff aufzubrechen, als er von seinen Leuten um die Erlaubniß angegangen wurde, das Fest zu feiern. Auch jetzt waren es besonders die canadischen „Reisenden," von denen die Bitte ausging, da diese, wie bereits erwähnt, unter keinerlei Umständen die Feier eines Festes sich entgehen lassen, und der Neujahrstag zudem einer der von ihnen am heiligsten gehaltenen Tage war. Hr. Hunt konnte sich diesem Ansinnen nicht widersetzen, und so wurde denn der Tag in Ruhe zugebracht. Die armen Ca-

nadier vergaßen ihr Elend bei Gesang und Tanz und bei einem reichlichen Mahl von Hunde= und Pferdefleisch.

Nach zwei Rasttagen traten unsere Wanderer ihre mühsame Reise aufs neue an. Die Indianer deuteten auf eine ferne Schlucht und gaben zu verstehen, daß man auf dem Weg über den Gebirgsrücken durch diese kommen werde. Uebrigens versicherten sie, daß die Reisenden nur wenig mehr von Schnee belästigt werden, und daß sie binnen drei Tagen zu den Sciatogas kommen würden. Hr. Hunt war indeß durch solche Nachrichten von den Indianern schon zu oft getäuscht worden, als daß er auf diese ein besonderes Gewicht hätte legen sollen. Er setzte mit seinen Leuten die Reise in westlicher Richtung durch fünf Tage fort, ging durch das Thal und kam dann in die Gebirge. Hier wurde der Weg außerordentlich beschwerlich; große Steine und gefallene Bäume lagen am Boden umher, und oft sanken die Wanderer bis an den halben Leib in Schnee. Die Witterung war außerordentlich kalt und der Himmel so mit Wolken überzogen, daß viele Tage lang kein Sonnenstrahl durchbrach. Auf dem höchsten Punkt des Gebirgrückens bot sich den Reisenden eine traurige Aussicht über wilde schneebedeckte Gebirge.

Am 6 Januar, als sie den Gipfel der Gebirgskette überstiegen hatten, befanden sie sich augenscheinlich unter dem Einfluß eines mildern Klima's. Der Schnee begann sich zu vermindern, die Sonne brach durch den dichten Wolkenschleier, und gegen Westen dehnte sich eine Ebene aus, die von unsern Wanderern begrüßt wurde wie das gelobte Land von den Israeliten; denn sie schmeichelten sich schon, daß dieß die große Ebene des Columbia sey, und daß ihre mühsame Pilgerfahrt nun ein Ende haben werde.

Seit fünf Tagen hatten sie die Hütten der Shoshonies verlassen und in dieser Zeit nur etwa 60 Meilen zurückgelegt, und doch versicherten die Führer, daß sie am nächsten Tage schon die Sciatogas sehen würden. Am folgenden Morgen wurde daher die Reise in aller Eile fortgesetzt, und bald befand man sich an einem kleinen Fluß, der durch ein tiefes von ungeheuren Bergen eingeschlossenes Thal führte. Hier zwischen Felsen und Abgründen fanden sich Fährten von schwarzgeschweiften Hirschen, und bald sahen die Reisenden nach allen Richtungen hin große Heerden von Pferden. Der Schnee war gänzlich verschwunden, und die Hoffnung, bald zu einem india=

nischen Lager zu kommen, trieb Hrn. Hunt zur Eile. Mehrere seiner Leute waren indeß so geschwächt, daß sie mit den übrigen nicht Schritt halten konnten, sondern oft zurückblieben, und einige fanden sich sogar nicht im Nachtlager ein. An diesem Tage starb das neugeborne Kind Peter Dorions.

Die Reise wurde am nächsten Morgen bei guter Zeit wieder angetreten, ohne auf die Nachzügler zu warten. Der Fluß, den die Reisenden am Tag zuvor verfolgt hatten, war durch den Beitritt eines andern gewachsen, die Abhänge der Berge wurden grün und die Thäler waren mit Gras bedeckt. Endlich ließ sich der freudige Ruf: „ein indianisches Lager!" hören. Es lag noch fern, mitten in einem grünen Thale; man konnte indeß unterscheiden, daß es aus vielen Hütten bestehe und daß ringsum Hunderte von Pferden weideten. Die Aussicht auf Ueberfluß an Pferdefleisch verbreitete allgemeine Freude, denn die Vorräthe waren gänzlich aufgezehrt, und man hatte nichts mehr als Peter Dorions elendes Thier nebst noch einem ähnlichen, dem man während der Reise oft eine neue Lebensfrist geschenkt hatte.

Ein tüchtiger Marsch brachte die müden und hungrigen Wanderer bald in das Lager. Es zeigte sich, daß man sich bei einer starken Abtheilung von Sciatogas und Tus-che-pas befand, die in 34 aus Matten aufgeschlagenen bequemen Hütten wohnten. Diese Indianer waren besser gekleidet als alle die wandernden Horden, die man auf dieser Seite der Rocky Mountains bis jetzt noch getroffen hatte. Jeder hatte einen Mantel, Jagdhemd und Beingamaschen von Hirschfell, und mehr als zweitausend Pferde weideten um das Lager. Was Hrn. Hunt aber am meisten erfreute, war, daß er beim Eintritt in die Hütten kupferne Kessel, Aerte und andere Artikel bemerkte, welche deutlich zeigten, daß diese Indianer mit den Stämmen an der Seeküste in Verbindnng stehen mußten, die mit den Weißen Handel treiben. Bei näherer Erkundigung erfuhr er, daß der große Fluß (der Columbia) nur noch zwei Tagreisen entfernt sey, und daß mehrere Weiße denselben vor kurzem erst abwärts gefahren wären, die, wie Hr. Hunt vermuthete, die HH. Mac Lellan und Mac Kenzie mit ihren Gefährten seyn könnten.

Mit der innigsten Freude und dem herzlichsten Dank gegen die Vorsehung sah Hr. Hunt sich und seine erschöpften Leute glücklich am Ende des beschwerlichsten und gefährlichsten Theils seiner

langen Reise und die Aussicht vor sich, endlich das Ziel zu erreichen, dem er unter so vielen Leiden und Anstrengungen entgegengegangen war. Alle Zurückgebliebenen fanden sich nach und nach ein, bis auf den canadischen „Reisenden" Carrière, den man indeß auch bald eintreffen zu sehen hoffte. Das Erste, was Hr. Hunt vornahm, war, Lebensmittel für seine Leute zu besorgen. Etwas Wildpret und Wurzeln war indeß das Einzige, was er an demselben Abend noch erhalten konnte, am folgenden Tage aber gelang es ihm, eine Stute nebst einem Füllen einzuhandeln, die sogleich geschlachtet und zubereitet wurden.

Mehrere Tage blieben unsre Wanderer in der Nähe der Indianer, von ihren Beschwerden ausruhend und von dem Pferdefleisch und den Wurzeln schmausend, die ihnen die Indianer überließen, von denen Pferde zu weit billigern Preisen als von den Schlangenindianern zu bekommen waren. Eine Decke, ein Messer oder einige Schnüre blaue Glasperlen waren der Preis für ein Roß, zu dem mehrere von der Mannschaft Pferde für ihren eigenen Gebrauch einhandelten.

Die Indianer, bei denen unsre Reisenden sich befanden, werden als stolz und außerordentlich reinlich geschildert. Niemals aßen sie Pferde oder Hunde, und gestatteten auch durchaus nicht, daß das rohe Fleisch dieser Thiere in ihre Hütten gebracht wurde. In jeder Wohnung befand sich ein kleiner Vorrath von Hochwild, den sie jedoch so hoch im Preise hielten, daß unsre Reisenden bei ihrer damaligen Verarmung sich außer Stand sahen, etwas davon zu kaufen. Diese Indianer pflegten das Wild zu Pferde zu jagen, indem sie einen Kreis bildeten, in den sie es einschlossen, und sie waren treffliche Reiter, die ihre Bogen und Pfeile mit großer Geschicklichkeit zu brauchen wußten. Sie schienen, selbst wenn die Vortheile der Civilisation ihnen geboten wurden, dennoch die Gewohnheiten des wilden Lebens vorzuziehen, denn obschon sie Aexte besaßen, bedienten sie sich doch steinerner Schlägel und Keile von Elenhorn, um ihr Holz zu spalten, und ließen ihre Kessel oft unbenutzt liegen, während sie ihr Wasser in Gefäßen von Weidenruthen geflochten holten, in denen sie auch mittelst heißer Steine, ihr Fleisch kochten. Ihre Weiber trugen sehr niedlich geflochtene und hübsch gestaltete Mützen von Weidenruthen.

Da Carrière sich nach zwei oder drei Tagen noch immer nicht

eingestellt hatte, so wurden Reiter ausgesandt ihn zu suchen, die jedoch ohne Erfolg zurückkehrten. Die Hütten der Schlangenindianer, in deren Nähe man ihn zuletzt gesehen hatte, waren abgebrochen und keine Spur mehr von ihnen zu entdecken. Da noch einige Tage ohne Kunde von dem Vermißten verstrichen, so fürchtete man, daß er entweder verschmachtet, oder von den Indianern ermordet worden sey, oder daß er vielleicht auch die Fährten von Jägern für die der Expedition gehalten, und sich so verirrt haben könne.

Der Fluß, an welchem Hr. Hunt mit seinen Leuten sich befand, ergießt sich in den Columbia und wird von den Eingebornen Eu=o=tal=la oder Umatalla genannt; an seinen Ufern gab es eine Menge von Bibern. Während des Aufenthalts in dem Thal, das er bewässerte, wurde das Lager zweimal abgebrochen, und nach und nach dreißig Meilen weiter abwärts seines gerade nach Westen gehenden Laufes aufgeschlagen. Ein heftiger Regen verursachte ein Austreten des Flusses, wobei drei Pferde ertranken. Die weitern Unterredungen mit den Indianern überzeugten Hrn. Hunt immer mehr, daß er sich in der Nähe des Columbia befinde, und die von den Wilden angegebene Zahl der weißen Männer, die ihn, ihrer Angabe zufolge, kürzlich erst abwärts befahren haben sollten, stimmte genau mit der der Gefährten Mac Lellan's und Mac Kenzie's überein, was ihn herzlich freute, da es seine Hoffnung, daß sie glücklich durch die Wildniß gekommen seyn möchten, immer mehr verstärkte.

Die Sciatogas erzählten viel von weißen Männern, die zu ihnen gekommen wären, um Handel mit ihnen zu treiben, und sprachen besonders von zweien, Namens Ke=Koosh und Jacqueau, die ihnen Tabak gegeben und mit ihnen geraucht hätten. Jacqueau, sagten sie, habe ein Haus am großen Flusse besessen. Die canadischen „Reisenden" vermutheten, daß von niemand anderm die Rede seyn könne, als von einem Commis der Nordwestcompagnie, Namens Jacqueau Finlay, und daß das erwähnte Haus nichts als ein Handelsposten an irgend einem der Beiflüsse des Columbia seyn könne. Die Indianer waren sehr erfreut, als Hr. Hunt ihnen sagte, daß er wieder kommen werde, um Handel mit ihnen zu treiben, und versprachen recht viele Biberfelle zu sammeln. Am 20 Januar nahm

Hr. Hunt Abschied von seinen freundlichen Wirthen und dem Fluß, an dem er gelagert, und setzte seine Reise nach Westen fort.

Am folgenden Tag wurde den Wanderern die Freude, den lang gesuchten Columbia vor sich zu sehen; mit Jubel begrüßten sie den majestätischen Fluß, als ob alle Beschwerden nun ein Ende gehabt hätten, was sich, obschon dem nicht so war, doch leicht erklären läßt, wenn man einen Blick auf die Leiden zurückwirft, die sie bereits überstanden hatten. Seit sie den Schlangenfluß verlassen, hatten sie 240 Meilen durch eine gebirgige, mit Schnee bedeckte Wüste zurückgelegt, und während der sechs Monate, die seit ihrer Abreise aus dem Dorfe der Arricaras verflossen, waren sie durch Beschwerden und Entbehrungen aller Art zu Boden gedrückt worden. Die ganze Länge des von jenem Dorfe aus zurückgelegten Wegs zu Land und zu Wasser schätzten sie auf 1751 Meilen. Um das gefährliche Land der Schwarzfüße zu umgehen, hatten sie einen Umweg gegen Süden machen, und eine große bisher noch nie betretene Wildniß durchwandern müssen.

Die Stelle, wo sie den Columbia erreichten, befand sich in einiger Entfernung unterhalb der Vereinigung seiner beiden großen Arme, des Lewis- und Clarke-River, und nicht weit vom Eintritt des Wallah-Wallah. Es war ein schöner Strom, den die Reisenden jetzt vor sich hatten, drei Viertel einer Meile breit, ganz frei von Bäumen, an einigen Stellen von steilen Felsen und an andern von kiesigen Ufern begränzt. An den Ufern des Columbia fand man eine ärmliche Indianerhorde, Akai-chies genannt, die keine andere Kleidung trugen, als dürftige Mäntel von Fellen. Ihre Hütten waren zeltförmig gestaltet, sehr licht und warm, und mit Binsenmatten bedeckt. Neben den Zelten befanden sich noch Gruben im Boden, mit Matten ausgefüttert, in denen die noch leichter als die Männer bekleideten Frauen hausten. Diese Indianer erhielten sich hauptsächlich vom Fischfang, den sie mit Canots betrieben, die aus nichts als einem durch Feuer ausgehöhlten Fichtenstamm bestanden. Ihre Hütten waren mit großen Vorräthen von getrocknetem Lachs versehen, und auch an frischen, sehr wohlschmeckenden Lachsforellen, die sie an der Mündung des Umatalla fingen, hatten sie Ueberfluß, von dem Hr. Hunt einen Theil an sich brachte.

Da sich zeigte, daß der Weg an der Nordseite des Flusses

hinlief, so setzten die Reisenden hinüber und gingen fünf bis sechs Tage lang am Ufer abwärts, wobei sie durch das Verlaufen der Pferde und die Versuche der Indianer, sie zu stehlen, sehr aufgehalten wurden. Oft kamen sie an Hütten vorüber, in denen sie Fische und Hunde erhielten. An einer Stelle waren die Eingebornen eben von einem Jagdzug zurückgekehrt und hatten viel Elen- und Hirschfleisch mitgebracht, für das sie aber einen für die Mittel der Reisenden so hohen Preis forderten, daß diese sich entschlossen, sich mit Hundefleisch zu begnügen, das sie weit besser als das bisher fast ausschließlich genossene Pferdefleisch fanden Von diesen Jägern erhielt Hr. Hunt abermals Nachricht von den weißen Männern, die den Fluß hinabgefahren seyn sollten, und die er, wie bereits erwähnt, für die HH. Mac Kenzie und Mac Lellan, nebst ihren Leuten hielt; eines ihrer Canots war, wie die Indianer berichteten, umgeschlagen, und durch diesen Unfall ein Theil des Gepäcks verloren gegangen. Alle diese zerstreuten Nachrichten von den Gefährten wurden natürlich mit der wärmsten Theilnahme aufgenommen.

Die Witterung war fortwährend gemäßigt, ein Beweis von dem weit mildern Klima auf dieser Seite der Gebirge. Das Land in der Nähe des Flusses breitete sich größtentheils in eine weite, nach und nach aufwärts steigende Ebene aus, und war, mit Ausnahme einiger Weidenbüsche, fast ganz von Bäumen und Gesträuch entblößt. Nach einer Reise von ungefähr 60 Meilen kamen die Wanderer auf ein mehr hügeliges Land, wo der Fluß zwischen Felsenufern strömte und wo sein Lauf durch eine Menge von Stromschnellen unterbrochen war. Die Indianer dieser Gegend waren besser gekleidet und schienen wohlhabender zu seyn, als die weiter oberhalb getroffenen. Der Wohlstand erzeugt bei den Wilden so gut als im civilisirten Leben Uebermuth — eine Bemerkung, die sich auch bei diesen Indianern bestätigte.

Von ihnen erhielt Hr. Hunt die erste, wiewohl noch dunkle Kunde von dem Theil der Expedition, der zur See bis an die Mündung des Columbia gegangen war. Die Indianer erzählten von einer Anzahl weißer Männer, die an der Mündung des großen Flusses ein großes Haus gebaut, und es mit Pallisaden umumgeben hätten. Keiner von ihnen war selbst in Astoria gewesen, allein das Gerücht hatte sich von Mund zu Mund weit un-

ter den indianischen Stämmen verbreitet, und war durch wandernde Horden und Jäger bis in das Herz der Wildniß gedrungen. Die Nachricht von Errichtung eines Handelspostens an jener Stelle erregte große Sensation auch in den fernsten Gegenden, und war ganz geeignet, so zu sagen den Puls der großen Lebensader — des Columbia — zu berühren und diese Vibration auch allen seinen Nebenströmen mitzutheilen.

Auffallend war es, wie selbst diese entfernten Stämme durch bloßes Gerücht von den Absichten der Colonisten in Astoria unterrichtet waren, und es ist dieser Umstand ein Beweis, daß die Indianer keineswegs so gleichgültig und sorglos sind, als man sie gewöhnlich schildert. Sie erzählten Hrn. Hunt, daß die weißen Männer mit Verlangen auf ihre Freunde warteten, die den großen Fluß herabkommen sollten, und sehr betrübt gewesen seyen, weil sie gefürchtet, sie nicht wieder zu sehen. Jetzt aber werde ihre Ankunft die Thränen trocknen und sie würden vor Freude singen und tanzen.

Am 31 Januar kam Hr. Hunt an die Fälle des Columbia und lagerte bei dem Dorfe Wish-ram, an der Spitze des gefährlichen Passes gelegen, den wir bereits unter dem Namen der Long Narrows kennen gelernt haben.

Achtunddreißigstes Capitel.

Das Dorf Wish-ram. — Die Wohnungen der Eingebornen. — Nachrichten von Astoria und dem Schicksal des Tonquin. — Diebe umschwärmen das Lager. — Eine Bande Großsprecher. — Einschiffung. — Ankunft in Astoria. — Freudiger Empfang. — Abenteuer Reed's, Mac Lellans und Mac Kenzie's. — Festlichkeiten in Astoria.

Von dem Dorfe Wish-ram und dem Fischmarkt der Eingebornen am Columbia, war in einem frühern Capitel bereits die Rede. Hr. Hunt fand diese Indianer verschmitzter und intelligenter als alle übrigen, mit denen er bisher zu thun gehabt hatte. Der Handel hatte ihren Verstand, wiewohl auf Kosten ihrer Ehrlichkeit, geschärft. Ihre Wohnungen standen mit ihren Umständen im Verhältniß, und waren weit vorzüglicher als die, welche unsere Reisenden westlich von

den Rocky Mountains gefunden hatten. Die Wohnstätten der Wilden auf dieser Seite der großen Felsengränze waren bloße Hütten oder Zelte aus Matten, Fellen oder Stroh, da es in jener Gegend an Bauholz fehlt; in Wish-ram dagegen bestanden die Häuser aus Holz und waren mit weit herabhängenden Dächern versehen. Der Boden war bis auf sechs Fuß vertieft, und auf der Giebelseite befand sich eine außerordentliche niedere, schmale Thüre, durch die man kriechen und dann eine Leiter hinabsteigen mußte. Dieser unbequeme Eingang hatte den Zweck, die Vertheidigung zu erleichtern, und dicht unter dem Dache war eine Art Schießscharten angebracht, aus denen die Bewohner im Fall einer Belagerung mit Pfeilen herausschossen. Da jedes Haus meist drei Familien zur Wohnung diente, so waren sie von bedeutender Größe. Innerhalb befanden sich rings an den Wänden die mit Matten belegten Schlafstellen, die ungefähr die eine Hälfte des Gebäudes einnahmen; die andere diente zu Aufbewahrung der Vorräthe von getrockneten Fischen.

Die Handelsverbindungen der Bewohner von Wish-ram setzten sie in den Stand, Hrn. Hunt bestimmtere Nachricht von Astoria und den Angelegenheiten der neuen Colonie geben zu können. Einer der Einwohner war auf dem von David Stuart angelegten Posten am Oakinagan gewesen, und hatte dort einige englische Worte aufgeschnappt. Von diesem Wilden erhielt Hr. Hunt nähere Auskunft über diesen Posten und das ganze Unternehmen. Andere nannten den Namen des unglücklichen Mac Kay, der sich mit dem Tonquin in die Luft gesprengt hatte, und theilten Einiges über diese traurige Begebenheit mit. Sie sagten, Mac Kay sey ein Häuptling unter den weißen Männern gewesen und habe ein großes Haus an der Mündung des Flusses gebaut, es aber bald wieder verlassen, um mit einem großen Schiffe gegen Norden zu segeln, wo er von schlechten Indianern in Canots angegriffen worden sey, die ihn nebst allen seinen Leuten umgebracht hätten. Diese Nachrichten, obschon er sie nur zur Hälfte glaubte, erfüllten Hrn. Hunt dennoch mit banger Ahnung. Er betrieb die Anstalten zur Abreise aufs eifrigste, und suchte sich Canots zu verschaffen, konnte aber oberhalb der Narrows oder Flußengen keine bekommen, wie er sie brauchte. Er ging deßhalb zwölf Meilen weiter abwärts, und schlug sein Lager am Ufer des Flusses auf. Hier sah er sich von

Eingebornen umschwärmt, die nur auf die Gelegenheit lauerten zu stehlen; da dieß jedoch durch die Wachsamkeit der Mannschaft verhindert wurde, so suchten sie ihren Zweck durch andere Mittel zu erreichen. Gegen Abend fand sich eine Anzahl Krieger, bemalt und gerüstet wie zur Schlacht, im Lager mit der Nachricht ein, daß eine Horde von 30 oder 40 Tapferen aus einem Dorfe anrücke, um das Lager zu überfallen und die Pferde wegzunehmen, daß sie aber entschlossen seyen, dieß nicht zu dulden und daß sie vielmehr Weißen beschützen wollten. Hr. Hunt nahm sie sehr kalt auf, und als sie ihre Erzählung geendet hatten, ließ er ihnen Pfeifen reichen; dann rief er seine Leute zusammen, stellte nach allen Seiten Wachen aus und empfahl ihnen wohl auf ihrer Hut zu seyn. Die Krieger waren augenscheinlich sehr betroffen über diese Anstalten und zogen, nachdem sie ihre Pfeife geraucht und noch viel von ihrer Tapferkeit geprahlt hatten, wieder ab. Das Possenspiel war aber hiermit noch nicht zu Ende. Die Krieger kehrten bald wieder mit einem andern, noch heldenmäßiger herausgeputzten Wilden an der Spitze zurück, den sie als den Häuptling des kriegslustigen Dorfes, aber auch zugleich als Friedensvermittler ankündigten. Seine Leute hatten, wie er vorgab, durchaus die Fremden angreifen wollen; ihr tapferer Führer aber war als ein Freund der weißen Männer ins Mittel getreten, und hatte durch sein Ansehen und seine Kühnheit jede Feindseligkeit verhütet. Nachdem er seine Verdienste noch gewaltig herausgestrichen, erfolgte eine bedeutungsvolle Pause, der, wie alle zu erwarten schienen, irgend eine angemessene Belohnung folgen werde. Hr. Hunt ließ indeß abermals Pfeifen bringen, rauchte mit dem Häuptling und seinen würdigen Begleitern, bezeigte jedoch durchaus keine Lust, seine Dankbarkeit weiter zu treiben. Die Indianer blieben die ganze Nacht im Lager und kehrten mit Tagesanbruch ziemlich verdutzt und kleinlaut nach Hause zurück, ohne durch ihre sinnreiche List etwas Anderes als eine Pfeife Tabak gewonnnen zu haben.

Hrn. Hunts erste Sorge war es jetzt, sich Canots zu verschaffen, deren er mehrere sehr gut gebaute, mit hohem Stern und Vordersteven in der Nähe sah, von denen einige wohl 3000 Pfund zu tragen vermochten. Mit den schlauen Eigenthümern, die weit lieber plündern als rechtlichen Verkehr treiben zu wollen schienen, war indeß sehr schwer zu handeln. Der strengen Bewachung

ungeachtet wurden mehrere Gegenstände gestohlen und auch einige Pferde fortgetrieben, unter denen sich leider die vielgeliebte Rosinante Peter Dorions befand. Aus Eigensinn hatte der Dolmetscher sein Zelt in einiger Entfernung von den übrigen aufgeschlagen und sein Pferd daneben angebunden, von wo es zum großen Verdruß seines halbblütigen Eigenthümers in einer Nacht abhanden kam.

Nach mehrtägiger Unterhandlung gelang es Hrn. Hunt endlich, die erforderliche Anzahl von Canots zusammenzubringen, und so gern er nun augenblicklich seine diebische Nachbarschaft verlassen hätte, wurde er doch durch heftige, von Schnee und Regen begleitete Gegenwinde bis zum 5 Februar aufgehalten. Selbst als er sich schon auf der Fahrt befand, hatte er noch mit ungestümem Wetter zu kämpfen; die Strömung war ihm jedoch günstig, und nachdem unsre Abenteurer die Landschaft an den großen Stromschnellen glücklich zurückgelegt, und ein zwischenliegendes Cap umschifft hatten, lag die entstehende, so lange schon ersehnte Colonie Astoria vor ihren Augen. Nach eilfmonatlicher Wanderung in der Wildniß, auf größtentheils ungebahnten Pfaden, wo ein Wigwam der Wilden unter die Seltenheiten gehörte, kann man sich einen Begriff von der Freude machen, mit der unsre Reisenden die Embryo-Anstalt mit ihren Magazinen, Wohnungen und Bollwerken auf der hohen, eine schöne kleine Bay, in der die Sloop ruhig vor Anker lag, beherrschenden Landspitze erblickten. Von raschen Ruderschlägen getrieben, eilten die Canots dem Ufer zu, wo sich ihnen befreundete Hände zum fröhlichen Willkommen entgegenstreckten. Unter den Begrüßenden drängten sich ihnen zuerst ihre Cameraden und Leidensbrüder entgegen, die unter der Leitung der HH. Reed, Mac Lellan und Mac Kenzie am Caldron Linn von ihnen geschieden waren. Diese hatten Astoria etwa um einen Monat früher erreicht und, nach dem schließend, was sie selbst ausgestanden, Hrn. Hunt sammt seinen Leuten bereits aufgegeben. Um so herzlicher war ihre Freude, als sie die verloren Geglaubten wieder erblickten, und die canadischen „Reisenden“ besonders zeichneten sich wie gewöhnlich, so auch hier, durch ein Uebermaß von Liebkosungen aus.

Als der erste Jubel vorüber war, tauschten die verschiedenen Abtheilungen die Berichte über ihre Abenteuer aus, die ihnen, seit sie am Schlangenfluß sich getrennt hatten, begegnet waren, und

von denen wir hier nur das Hauptsächlichste bemerken wollen. Der Leser wird sich erinnern, daß eine kleine Abtheilung unter Führung des Hrn. John Reed, eines Commis der Gesellschaft, den Fluß hinabgegangen war und daß zwei andere, unter den HH. Mac Lellan und Mac Kenzie andere Richtungen eingeschlagen hatten. Nach einer mehrtägigen Wanderung, auf der ihnen eben so wenig ein Indianer aufgestoßen war, als sie auch nur die geringsten Lebensmittel sich zu verschaffen vermochten, trafen alle drei Abtheilungen unvermuthet in den Gebirgen des Schlangenflusses zusammen, und zwar in einiger Entfernung unterhalb der unglücklichen Stelle, die den Namen der Devil's Scuttle Hole erhalten hatte. Als sie sich so vereinigt sahen, bestand die ganze Gesellschaft, außer den HH. Mac Kenzie, Mac Lellan und Reed, aus acht Mann, größtentheils canadischen „Reisenden." Da alle sich in derselben Bedrängniß, ohne Pferde, Lebensmittel und Kenntniß des Wegs befanden, kamen sie darin überein, daß es verlorne Mühe seyn würde, zu Hrn. Hunt zurückzukehren und ihn, der sich selbst nicht zu helfen wußte, mit noch mehr verhungernden Menschen zu überhäufen. Alles wohl überlegt, hielten sie es für das beste, wenn sie so gut als möglich aus diesem Land des Hungers hinauszukommen und den Columbia zu erreichen suchten. Sie setzten demzufolge ihren Weg am Schlangenflusse hinab fort, überkletterten Felsen und Gebirge und trotzten allen Gefahren dieser rauhen Wege, die später durch den fallenden Schnee noch unendlich beschwerlicher wurden.

Obschon stets dem Fluß so nahe, daß sie seinen Lauf fast immer im Gesicht behielten, hatten sie dennoch durch nichts mehr als gerade durch Durst zu leiden. Der Strom rauschte zwischen hohen und steilen Felsen hin, wo die fast verschmachtenden Wanderer nur äußerst selten einen gefährlichen Pfad bis zu seinem Wasser entdeckten. — Oft litten sie meilenweit alle Qualen des Tantalus — die Labung stets vor Augen und dennoch von dem brennendsten Durst gepeinigt. Hie und da fanden sie Regenwasser in den Felsenspalten, aber nur zu oft waren sie zu dem letzten ekelhaften Mittel genöthigt, um ein kümmerliches Daseyn zu fristen. Die Qualen des Hungers waren nicht minder verzehrend. Wild war nicht zu sehen, und so mußten sie denn zuweilen einige Streifen aus den Biberfellen schneiden, die sie bei sich hatten, und diese verspeisen, nachdem sie sie vorher auf Kohlen geröstet hatten. Diese dürftige Nahrung reichte

kaum hin, die Ausgehungerten zu erhalten, und endlich war auch das letzte Fell verzehrt, ohne daß sich eine Hoffnung zur Aenderung ihrer Lage gezeigt hätte. Noch immer schleppten sie sich mühsam fort, bis endlich ein furchtbares Schneegestöber ihnen Stillstand gebot. Gegen dieses zu kämpfen, war ihnen bei ihrem erschöpften Zustand unmöglich, und so kauerten sie sich denn unter einen überhängenden Felsen am Fuß eines steilen Gebirges, mit Hingebung ihre unvermeidlich scheinende Auflösung erwartend. In dieser kritischen Lage warf Hr. Mac Lellan den erloschenen Blick empor und bemerkte ein Ahsahta oder Bighorn, das sich auf einer Anhöhe unter einem schützenden Felsen verborgen hatte. Da er noch mehr bei Kräften als die übrigen und dabei ein trefflicher Schütze war, so brach er auf, um sich bis auf Schußweite an das Wild heranzuschleichen, von den ängstlichen Blicken seiner Gefährten begleitet, deren Leben an dem Erfolg hing. Er nahm einen Umweg, klimmte so vorsichtig als möglich die Anhöhe hinan, und kam endlich in die erforderliche Nähe. Hier legte er an, und von dem tödtenden Blei getroffen stürzte das Thier zu Boden — ein höchst glücklicher Umstand, denn das bloß verwundete noch zu verfolgen, hätte sein erschöpfter Zustand ihm nicht gestattet. Der steile Abhang machte es leicht, die Beute den harrenden Gefährten entgegenzurollen, die sie eilends zerlegten, doch aber so viele Selbstverläugnung besaßen, durch Unmäßigkeit nicht ihr Verderben herbeizuführen, sondern sich vor der Hand mit etwas Suppe zu begnügen und das Fleisch für eine künftige Mahlzeit aufzubewahren. Diese Hülfe in der höchsten Noth verlieh ihnen Kräfte zu Fortsetzung ihrer Reise; aber noch oft sahen sie sich in ähnlichen Mangel versetzt, und hatten es nur ihrer geringen Anzahl, die natürlich auch weniger bedurfte, zu danken, daß sie lebend dieser Wüste entkamen.

Nach einundzwanzigtägigen Leiden kamen sie endlich aus den Bergen heraus an einen Beifluß desjenigen Arms des Columbia, der der Lewis-River genannt wird, und dessen südliche Gabel der Schlangenfluß bildet. Hier fanden sie wilde Pferde, die ersten die ihnen westlich von den Rocky Mountains zu Gesicht kamen. Von hier aus schlugen sie den Weg nach dem Lewis-River ein, wo sie einen Indianerstamm fanden, von dem sie bereitwillig mit dem Nöthigen versehen wurden. An diesem Fluß verschafften sie sich zwei Canots, auf denen sie stromabwärts in den Columbia einliefen, und dann

nach Astoria kamen, wo sie ganz erschöpft und mit Lumpen bedeckt anlangten.

So waren nun alle Leute von Hrn. Hunts Expedition wieder beisammen, Hrn. Crooks ausgenommen, den man, in Betracht des elenden Zustandes, in dem man ihn in der Wildniß verlassen hatte, kaum mehr wiederzusehen hoffen konnte. Ein ganzer Tag ging unter Festlichkeiten zur Feier der Ankunft Hrn. Hunts und seiner Gefährten hin: die Flaggen wurden aufgehißt, die Kanonen nebst dem kleinen Gewehr abgefeuert, und die Tische mit Fischen, Biberfleisch und Wildpret besetzt — Gerichte, die den Wanderern, die so lange mit Pferde- und Hundefleisch sich hatten begnügen müssen, vortrefflich schmeckten. Der Grog, der dabei reichlich gespendet wurde, erhöhte die allgemeine Freude, und der Tag ward von den canadischen „Reisenden" wie gewöhnlich mit einem Tanz beschlossen, der bis tief in die Nacht hinein sich verlängerte. *)

Neununddreißigstes Capitel.

Kärglicher Unterhalt während des Winters. — Wiederkehr der Fischzeit. — Die verschiedenen Arten von Fischen an der Mündung des Columbia. — Beschaffenheit des Landes an der Küste. — Die vierfüßigen Thiere, Vögel und Reptilien an der Küste. — Klima und Boden an der Küste und im Innern.

Der Winter war in Astoria ruhig vergangen, und die Befürchtungen von Feindseligkeiten von Seite der Eingeborenen hatten sich allmählich gelegt, denn so wie die Jahreszeit rauher wurde, verschwanden die Indianer aus der Nachbarschaft der Factorei und verließen die Seeküste, so daß die Colonisten dadurch zuweilen Mangel an Lebensmitteln litten. Die Jäger der Anstalt unternahmen zwar weite Ausflüge, aber stets mit nur geringem Erfolg. Es hausten wohl Hirsche, einige Bären und eine Menge

*) Die Entfernung von St. Louis nach Astoria, auf dem Wege, den Hr. Hunt zurückgelegt hatte, betrug mehr als 3500 Meilen, in gerader Linie aber nur 1800.

Elens in der Nähe, allein die Gegend war so wild und die Waldungen so dicht und unzugänglich, daß es fast unmöglich wurde das Wild aufzujagen. Der unaufhörliche Regen während des Winters machte es zudem dem Jäger außerordentlich schwierig, sein Gewehr immer in Ordnung zu halten; die Jagdbeute fiel daher nur sehr schmal aus, und es wurde oft nöthig, die Mannschaft auf sehr kleine Portionen herabzusetzen. Mit Eintritt des Frühjahrs, wo die Fischzeit begann, herrschte dagegen wieder Ueberfluß in Astoria. Anfang Februars fand sich ein kleiner, ungefähr sechs Zoll langer, dem Stint (salmo eperlanus) ähnlicher Fisch, von den Eingebornen **Uthlecan** genannt, in großer Menge an der Mündung des Flusses ein. Er soll von vortrefflichem Geschmack und so fett seyn, daß er wie ein Licht brennt, statt dessen sich die Indianer seiner auch oft bedienen. Er kommt in ganzen Zügen, in feste Massen zusammengedrängt, die oft fünf bis sechs Fuß Tiefe haben, in den Fluß, und wird von den Eingebornen mit kleinen Netzen an langen Stangen herausgeschöpft, so daß ein Canot bald ganz damit angefüllt ist. Diese Fische, die ein Hauptnahrungsmittel der Wilden sind, werden von den Weibern getrocknet und an Schnüre gereiht. Da der Uthlecan nur am untern Theil des Flusses zu finden ist, so führte sein Erscheinen die Indianer bald wieder an die Küste zurück, und es fehlte nun in der Factorei nicht mehr an Lebensmitteln.

Bald nach dem Uthlecan fand sich der Stör ein, der von den Indianern auf verschiedene Weise gefangen wurde. Einige stachen ihn mit dem Speer heraus, während andere sich des Netzes und der Angel bedienten. Zuweilen senkten sie auch eine Schnur ins Wasser, an deren unterem Ende ein schweres Gewicht befestigt war, während das obere durch ein daran gebundenes Stück leichten Holzes schwimmend erhalten wurde; an dieser Schnur waren mehrere Angelhaken, ungefähr einige Fuß weit auseinander, an kurzen Faden befestigt. Diesen Apparat, dessen Angelhaken mit kleinen Fischen als Köder versehen waren, ließen sie gewöhnlich über Nacht im Wasser und waren dann sicher, am nächsten Morgen mehrere Fische gefangen zu haben; denn der Stör, obschon ein großer und starker Fisch, leistet doch, wenn er einmal an der Angel hängt, nur geringen Widerstand.

Der Salm, der Hauptfisch des Columbia, der für die Fischerei

treibenden Indianer von derselben Bedeutung ist, wie der Büffel den Jägerstämmen auf den Prairien, zieht nicht eher in den Fluß ein, als gegen Ende Mai's, von wo an er bis Mitte August entweder mit dem Speer oder mit dem Schlagnetz in großer Menge und zwar meist im seichten Wasser gefangen wird. Auf ihn folgt eine geringere Art desselben Fisches, die vom August bis December sich einfindet. Diese letztere Art zeichnet sich durch eine doppelte Reihe sehr scharfer und einen halben Zoll langer Zähne aus, weßhalb sie auch unter dem Namen des hundszähnigen Salms bekannt ist. Auch dieser Fisch wird meist mit Speeren erlegt und für den Winter geräuchert. Wie die Salmen an den Fällen des Columbia gefangen und für den Handel zugerichtet werden, ist in einem frühern Capitel erwähnt worden. Von der Ausbeute dieser Fischereien bezog die Colonie Astoria den größten Theil dessen, was sie für ihren Lebensunterhalt bedurfte.

Ein Aufenthalt von einem Jahr an der Mündung des Columbia, und mehrere Expeditionen ins Innere, hatten den Colonisten einen ungefähren Begriff von dem Lande verschafft. Die ganze Küste wird als sehr wild und gebirgig geschildert, mit dichten Waldungen von Schierlingstannen, Pechtannen, weißen und rothen Cedern, Pappeln, weißen Eichen, Eschen und Weiden, nebst einigen wenigen Wallnußbäumen bedeckt. Das dichte Gesträuch, die vielen Schlingpflanzen und wilden Weinstöcke, die sich an den Bäumen emporrankten, machten diese Waldungen fast undurchdringlich. Unter dem Gesträuche befanden sich viele Stachel- und Johannisbeerbüsche von verschiedenen Arten, nebst mehrerem anderem eßbare Beeren tragendem Buschholz.

Unter den Weinstöcken zog besonders eine Art die Aufmerksamkeit der Colonisten auf sich. Jede Blüthe bestand aus sechs schönen carmoisinrothen, auf der innern Seite weiß gefleckten Kelchblättern; das schöne grüne Laub stand zu je drei Blättern beisammen. Diese Weinreben stiegen an den Bäumen empor, und hatten sie die höchsten Zweige des Wipfels erreicht, so liefen sie senkrecht wieder herab, und fuhren immer so von Baum zu Baum zu wachsen fort, bis alle Bäume von ihren Reben durchflochten waren wie das Takelwerk eines Schiffes. Diese Reben sind zäher und biegsamer als Weidenruthen, und erreichen eine Länge von 50 bis zu 100 Klaftern. Aus den Fasern flechten die Indianer Körbe, welche Wasser halten.

Von vierfüßigen Thieren hatte man bemerkt: den Edelhirsch, den Damhirsch, den schwarzen und den grauen Bär, die Antilope, das Ahsahta oder Bighorn, den Biber, die See- und Flußotter, die Bisamratte, den Fuchs, den Wolf und auch — wiewohl äußerst selten — den Panther. Die einzigen Hausthiere der Wilden waren Pferde und Hunde.

Wasser- und Landvögel, wie z. B. Schwane, wilde Gänse, Enten von allen nur möglichen Arten, Pelikane, Reiher, Möven, Schnepfen, Regenpfeifer, Adler, Geyer, Krähen, Raben, Elstern, Spechte, Tauben, Rebhühner, Pfauen, Haselhühner gab es in großer Menge und dabei auch noch viele Singvögel.

Unter den Reptilien waren die einzigen gefährlichen die Klapperschlange, und eine schwarz, gelb und weiß gestreifte Art von ungefähr vier Fuß Länge. Von den Eidechsen war eine 18 bis 20 Zoll lange und drei Zoll im Umfang haltende Art merkwürdig. Der Schweif war rund und machte gerade die Hälfte der Länge des ganzen Thieres aus. Der dreieckige Kopf und der obere Theil des Körpers waren mit kleinen grünen, gelben, schwarzen und blauen Schuppen bedeckt und die fünf Zehen an jedem Fuße mit starken Nägeln versehen. Diese Eidechsenart lebte auf den Ebenen in Löchern, die sie sich in den Boden grub.

Das Land westlich von den Rocky Mountains zeichnet sich durch sein ganz besonders mildes und gleichförmiges Klima aus. Jene große Gebirgsscheidewand scheint den Continent, selbst unter gleichen Breitegraden, in verschiedene Klima's zu theilen. Die strengen Winter, die schwülen Sommer und überhaupt die Ungleichheit und Unbeständigkeit, welche auf der atlantischen Seite der Gebirge herrschen, sind auf der westlichen kaum bemerkbar, und es erfreuen sich diese Gegenden eines Klimas, das dem europäischen unter gleichen Breitegraden nahe kommt. Auf den Ebenen und in den Thälern fällt den Winter hindurch nur wenig Schnee, der in der Regel gleich wieder schmilzt und nur selten länger als zwei Tage liegen bleibt, ausgenommen auf den höchsten Spitzen der Gebirge. Der Winter ist mehr regnerisch als kalt. Der Regen hält fünf Monate an, von Mitte October bis Mitte März, während welcher Zeit er nur selten aussetzt und oft von heftigen Gewittern begleitet ist. Die während dieser Zeit herrschenden Winde sind der Süd und Südost, die gewöhnlich Regen zu bringen pflegen. Der Nord- und Südwestwind

dagegen ist der Vorbote schöner Witterung. Die übrige Zeit des Jahres von Mitte März bis Mitte October herrscht ein heiteres und freundliches Wetter und es regnet nur äußerst selten; dennoch aber verliert das Land nichts von seinem frischen Grün, da feuchte Nebel des Morgens und starker Thau bei Nacht den Boden befruchten. Weder der Thau noch der Nebel scheinen der Gesundheit schädlich zu seyn, da Europäer und Eingeborne ohne allen Nachtheil unter freiem Himmel schlafen. Die Gipfel der hohen Gebirge sind dagegen mit ewigem Schnee bedeckt, weßhalb sie auch bis auf eine weite Entfernung sichtbar bleiben. Die in diesem Lande herrschende gemäßigte Temperatur wird von Einigen den vom stillen Meer her wehenden Winden zugeschrieben, welche die Hitze des Sommers eben so wohl als die Strenge des Winters so sehr mildern, daß die Bewohner das ganze Jahr hindurch eine und dieselbe Kleidung tragen können.

Der Boden in der Nähe der Seeküste ist von einer braunrothen Farbe, eine Mischung von Thonerde und Sand und meist unfruchtbar. Im Innern, und besonders in den Thälern der Rocky Mountains, ist er größtentheils schwärzlich, zuweilen aber auch gelb. Häufig zeigt er sich mit Mergel und verfaulten Seepflanzen gemischt. Diese Bodenart erstreckt sich, wie dieß aus den Schluchten und Flußbetten erhellt, bis zu bedeutender Tiefe in den Boden. Die Vegetation ist in diesen Thälern weit üppiger als an der Küste, und auf diesen fruchtbaren Strecken, von Felsen eingeschlossen, oder von kahlen Wüsten begränzt, müssen die Menschen sich ansiedeln, wenn diese Gegenden jenseits der Gebirge jemals der Civilisation zugänglich werden sollten.

Vierzigstes Capitel.

Die Eingebornen in der Nähe von Astoria. — Ihre Sitten und Gebräuche. — Ihre religiösen Begriffe. — Ihre Beschwörer. — Die rivalisirenden Götzenbilder. — Sie zeigen sich als vorsichtige Handelsleute. — Ihr Abscheu vor der Trunkenheit.

Der Stämme oder Horden an der Mündung des Columbia, zur Zeit der Ansiedelung, ist bereits Erwähnung geschehen; es möge nun hier noch einiges Nähere über dieselben folgen. Die vier Stämme in der Nähe von Astoria, mit denen die Colonisten am meisten in Verkehr standen, waren, wie bereits gemeldet, die Chinooks, die Clatsops, die Wahkiacums und die Cathlamets. Die Chinooks wohnten größtentheils an dem Ufer eines Flusses gleiches Namens, der durch ein niederes Land voller stehender Wasser mit der Küste parallel läuft und sich einige Meilen von Cap Disappointment in die Bakers Bay ergießt. Dieß war der Stamm, den der einäugige Häuptling Comcomly beherrschte, der 214 streitbare Männer ins Feld stellen konnte. Diese Indianer lebten größtentheils von Fischen und nur gelegentlich von dem Fleisch der Hirsche, Elens und dem wilden Geflügel, das sie an den Sümpfen erlegten.

Die Clatsops wohnten an den beiden Seiten von Point Adam und waren die Ueberreste eines Stammes, der, durch die Kinderpocken fast aufgerieben, nur noch 180 kampffähige Männer ins Feld stellen konnte.

Die Wahkiacums oder Waak-i-cums lebten auf der Nordseite des Columbia und zählten 66 Krieger. Sie waren von gleicher Abstammung mit den Chinooks, allein ein Zwist, der sich, etwa zwei Menschenalter vor der Gründung von Astoria, zwischen dem herrschenden Häuptling und seinem Bruder Wahkiacum erhoben hatte, gab Anlaß, daß der Letztere mit seinen Anhängern sich von dem Stamme trennte und eine eigene Horde bildete, die noch immer seinen Namen führt.

Die Cathlamets hausten dem untern Dorf der Wahkiacums gegenüber und zählten 94 Krieger.

Diese vier Stämme, oder vielmehr Clans, einander in Körperbildung, Kleidung, Sprache, Sitten und Gebräuchen vollkom-

men ähnlich, waren ohne Zweifel von gleicher Abkunft. Männer und Weiber waren meist kaum fünf Fuß hoch, hatten geschweifte Beine und dicke Fußknöchel, welche Verunstaltung sie sich durch das Kauern auf dem Boden ihrer Canots zuziehen; eine Stellung. die sie aus Gewohnheit auch am Lande beizubehalten pflegen. Die Weiber erhöhen diese Difformität noch durch feste Bandagen um die Knöchel, welche den Blutumlauf hemmen und eine Anschwellung der Beinmuskeln zur Folge haben.

Keines von beiden Geschlechtern kann sich persönlicher Schönheit rühmen; das Gesicht ist rund, die Augen klein aber lebhaft, die Nase breit, an der Wurzel fleischig, die Spitze platt gedrückt und die Nasenlöcher sind sehr groß. Der weite von dicken Lippen umschlossene Mund ist mit kurzen, unregelmäßigen und nichts weniger als weißen Zähnen besetzt. Ueberhaupt sind gute Zähne bei den Indianern westlich von den Rocky Mountains, die größtentheils von Fischen leben, sehr selten.

In den frühesten Zeiten ihres Verkehrs mit den weißen Männern waren diese Wilden nur dürftig bekleidet. Im Sommer gingen die Männer ganz nackt, und im Winter oder bei schlechter Witterung trugen sie nichts als einen bis auf den halben Schenkel reichenden Ueberwurf von Fellen, oder aus einem aus der Wolle der Gebirgsschafe verfertigten Zeug. Gelegentlich warfen sie auch wohl über diese Kleidung noch einen Mantel aus Matten, um sich gegen Regen zu schützen, bedeckten aber damit nur den Rücken und die Schultern und ließen den übrigen Theil des Körpers nackend. Die Weiber trugen ähnliche, noch kürzere Röcke oder Ueberwürfe, hatten aber daneben noch einen Unterrock aus dem Bast der Ceder oder aus Seidengras geflochten. Aus dieser Kleidung bestand ihre Sommertracht, der sie bei schlechter Witterung noch eine Art Weste aus Fellen beifügten. Die Männer rissen jedes Haar ihres Bartes, den sie als eine Verunstaltung betrachteten, sorgfältig aus, und die Schnurbärte oder das ganz behaarte Kinn der weißen Männer, die sie spöttisch „Langbärte" zu nennen pflegten, war ihnen ein Gräuel. Mit großer Vorliebe pflegten sie dagegen ihr schwarzes, ziemlich borstiges Haupthaar, das sie lang wachsen und theils in Zöpfen herabhängen ließen, theils in Flechten um den Kopf wanden. Man konnte sie nicht tiefer kränken, als wenn man ihnen eine Haarlocke abschnitt.

Als Kopfbedeckung trugen sie kegelförmige Hüte aus Gras oder Bast verfertigt und mit verschiedenen Figuren eingeflochten, meist nur aus einfachen Drei- oder Vierecken bestehend, oft aber auch Canots mit fischenden Figuren darin vorstellend. Diese Hüte waren wasserdicht und außerordentlich dauerhaft. Der Lieblingsschmuck der Männer bestand in Halsbändern aus Bärenklauen, den Trophäen ihrer Jagden, auf die sie sich viel zu Gute thaten, während Weiber und Kinder eine ähnliche Zierde aus Elenszähnen trugen. Der Verkehr mit den Weißen bewirkte indeß bald eine große Veränderung in der Toilette beider Geschlechter. Sie fanden großen Geschmack daran, sich mit Allem zu behängen, was sie von europäischen Kleidungsstücken nur immer auftreiben konnten, und man sah daher oft die abenteuerlichsten Figuren unter ihnen. Besonderes Wohlgefallen fanden sie an messingenen, eisernen oder kupfernen Armbändern, und an weißen, besonders aber an blauen Glascorallen, die sie an Schnüre gereiht um die Mitte des Leibes, um die Handgelenke und um den Hals gewunden trugen, und aus denen sie sich auch Ohrgehänge verfertigten. Die Männer besonders, die im wilden Zustand noch weit mehr Leidenschaft für den Putz zeigen als selbst die Weiber, glaubten nur dann vollkommen geschmückt zu seyn, wenn ihnen auch von der Nase herab ein Ring oder eine Schnur Glasperlen baumelte. So herausgeputzt, das Haar mit Fischthran gesalbt und den Körper mit rother Erde beschmiert, hielten sie sich für unwiderstehlich.

Auf Kriegszügen bemalten sie, wie die americanischen Wilden überhaupt, ihre Gesichter auf das scheußlichste. Ihre Waffen bestanden aus Bogen, Pfeilen, Lanzen und Keulen. Einige trugen auch wohl eine Art Panzerhemd aus Stücken harten Holzes, mit Gras zusammengefügt, und eine Art Helm aus Cederrinde oder Leder, stark genug, um den Kopf gegen einen Keulenschlag oder einen Pfeil zu schützen. Einen noch vollständigern Schutz gewährte ein bis auf die Füße herabreichendes Hemd aus Elenfellen, mit Löchern für den Kopf und die Arme versehen. Durch ein solches Hemd drang kein Pfeil, und es wurde von den Beschwörern oder Zauberern des Stammes gewöhnlich noch besonders geweiht und mit mystischen Zeichen versehen.

Von der sonderbaren Gewohnheit dieser Indianer, den Kindern den Kopf platt zu drücken, war bereits die Rede. Es ist dieß

eines der seltsamen Beispiele von menschlicher Laune, von dem man eben so wenig einen Grund aufzufinden vermag, als von der seltsamen Gewohnheit der chinesischen Frauen, ihre Füße zu verkrüppeln. Diese Verunstaltung der Köpfe herrscht besonders unter den Stämmen an der Seeküste und an den untern Theilen des Flusses. Mehrere Stämme auf der Nord- und Südseite des Columbia haben sie unter sich eingeführt, aber alle sprechen die Sprache der Chinooks und gehören also wahrscheinlich zu einem und demselben Stamme. Den entfernter lebenden Horden, welche eine ganz verschiedene Sprache sprechen, ist diese Gewohnheit fremd. Man findet diesen abscheulichen Gebrauch indeß auch unter Stämmen, welche von den Küsten des stillen Meeres entfernter, weiter nach dem Innern zu wohnen, und auch unter einigen Horden in den Rocky Mountains bemerkt man Spuren davon; jenseits der Gebirge aber verschwindet er gänzlich. Jenen Indianern am obern Theil des Columbia und jenen einzelnen Gebirgsstämmen, welche mit den Namen der „Flachköpfe" bezeichnet werden, ist jedoch diese Verunstaltung fremd, und es ist dieß nichts als ein Name, den die Jäger östlich von der Gebirgskette allen westlichen Stämmen, mit Ausnahme der Schlangenindianer, gegeben haben.

Der religiöse Glaube der Stämme in der Nähe von Astoria war außerordentlich beschränkt, oder, was noch wahrscheinlicher, die Erklärung, die sie davon gaben, wurde von den Europäern, die sie deßhalb befragten, nicht richtig verstanden. Sie hatten einen Begriff von einem wohlthuenden und allmächtigen Geist, dem Schöpfer aller Dinge, der, wie sie glaubten, nach Belieben allerlei Gestalten, vorzugsweise aber die eines ungeheuren Vogels annehme. Er bewohne gewöhnlich die Sonne, durchfliege aber oft die Räume des Himmels und sehe Alles, was auf der Erde vorgehe. Bemerke er hier etwas ihm Mißfälliges, so gebe er seinen Unwillen durch furchtbare Stürme und Gewitter zu erkennen. Der Blitz sey das Leuchten seiner Augen und der Donner das Rauschen seiner Schwingen. Um sich seiner Gunst zu versichern, brachten ihm die Indianer jährliche Opfer von Salm und Wildpret, den Erstlingen ihres Fischfangs und ihrer Jagd. Außer diesem Luftgeist glaubten sie auch noch an einen unterirdischen, der das Feuer bewohne und vor dem sie in beständiger Furcht waren, weil bei ihm, obschon er gleiche Macht zum Guten wie zum Bösen besitze, der Hang zu letzterem vorherrsche. Sie

bemühten sich daher ihn durch häufige Opfer in guter Laune zu erhalten. Auch maßen sie ihm großen Einfluß bei dem geflügelten Geist, ihrem Schützer und Wohlthäter, bei. Sie riefen ihn daher als Vermittler an, wenn sie um gute Jagd, reichen Fischfang, gehorsame Weiber und männliche Nachkommenschaft baten.

Diese Indianer hatten ihre Priester, Beschwörer oder Heilkundigen, die sich des besondern Vertrauens der Gottheiten rühmten. Jeder derselben hatte die Bildnisse dieser Götzen in der grotesken Gestalt eines Pferdes, Bärens, Bibers, Vogels oder Fisches in Holz geschnitten, nebst Amuletten, Votivgaben aus Biberzähnen, Bären- und Adlerklauen u. s. w. bestehend, in seiner Wohnung aufgehängt.

War ein Häuptling dem Tode nahe oder krank, so wurden die Beschwörer gerufen. Jeder brachte dann seine Götzenbilder mit, und alle setzten sich mit denselben in ein Canot, um Rath zu halten. Da Doctoren selten gleicher Meinung sind, so erhob sich gewöhnlich ein großer Streit über die Krankheit des Patienten und die Art, wie er zu behandeln sey. Um diesen Zwist zu entscheiden, schlugen sie ihre Götzenbilder heftig aneinander, und das welches zuerst einen Zahn oder eine Klaue verlor, ward als besiegt angesehen, und sein Besitzer mußte aus der Berathung sich zurückziehen.

Vielweiberei war nicht allein erlaubt, sondern galt auch für ehrenvoll, und je mehr Weiber ein Mann unterhalten konnte, in um so höherem Ansehen stand er bei seinem Stamme. Das erste Weib behauptete indeß den Rang über alle übrigen und war Frau vom Hause. Man kann leicht denken, daß es ohne Eifersuchtsscenen und Zänkereien nicht abging, und der Mann vollauf zu thun hatte, um Ruhe und Eintracht unter seinen Weibern zu erhalten. In dem Manuscript, dem diese Angaben entnommen sind, heißt es auch, daß stets der zum Häuptling eines Dorfes gewählt worden sey, der die meisten Weiber, Sklaven und Kinder männlichen Geschlechts besaß, eine Berechtigung zur Würde, die uns bis jetzt noch nirgends vorgekommen ist.

Streitigkeiten fielen unter diesen Stämmen häufig vor, waren aber selten von großen Folgen. Gelegentlich ward ein Zwist mit den Waffen in der Hand an einem bestimmten Tag und einem bezeichneten Ort — meist am Ufer eines Baches oder Flusses — ausgefochten. Die Gegenpartei versammelte sich am jenseitigen Ufer,

und da sie aus solcher Entfernung ihre Wurfgeschosse schleuderten, so verging oft geraume Zeit, ohne das Blut geflossen wäre. Die Zahl der Getödteten und Verwundeten überstieg selten ein halbes Dutzend, und war der Verlust auf beiden Seiten gleich, so ward der Krieg als ehrenvoll geschlossen betrachtet. Verlor aber der eine Theil mehr als der andere, so war er berechtigt, eine Entschädigung an Sklaven oder sonstigem Besitzthum anzusprechen, widrigenfalls die Feindseligkeiten am folgenden Tag erneuert wurden. Einfälle auf das Gebiet ihrer Feinde und selbst ihrer befreundeten Nachbaren, unternahmen diese Wilden sehr oft, und stießen sie auf eine geringere Streitmacht als die ihrige, oder auf ein schwach vertheidigtes Dorf, so schlugen sie alle Männer todt und schleppten Weiber und Kinder als Sklaven mit sich fort. Das geraubte Eigenthum ward auf Pferde geladen, die sie zu diesem Zweck mitbrachten. Als Krieger waren sie feig und schlecht, und standen an Muth den Wilden auf den Prairien an der Ostseite der Gebirge weit nach.

Ein großer Theil ihrer Zeit ward mit Tanz, Musik und Spiel hingebracht. Die Musik verdient diesen Namen kaum, denn ihre Instrumente waren von der unvollkommensten Art. Ihr Gesang war rauh und mißtönend, und der Text meist eine Stegreifdichtung, die sich entweder auf vergangene Begebenheiten, eine eben gegenwärtige Person oder einen andern Umstand bezog, der gerade die Aufmerksamkeit des Sängers erregte. Tänze hatten sie mehrere Arten, von denen einige ziemlich gefällig waren. Den Weibern ward selten mit den Männern zu tanzen gestattet, sondern sie mußten abgesonderte Gruppen bilden.

Für das Spiel hatten diese Indianer die größte Leidenschaft, und, einmal im Verlust, setzten sie Alles, selbst ihre Weiber und Kinder. Ihre Neigung zum Diebstahl ist bekannt, und sie pflegten sich der Geschicklichkeit, mit der sie dabei zu Werke gingen, zu rühmen. Wer eine besondere Fertigkeit im Entwenden erlangt hatte, ward hochgeachtet und gepriesen, der ungeschickte Dieb aber, der sich ertappen ließ, war Gegenstand des Spottes und der Verachtung, und wurde oft noch obendrein empfindlich gezüchtigt.

Dieß sind die wesentlichsten Charakterzüge der Indianer, die sich damals in der Nähe von Astoria befanden. Sie scheinen uns in vieler Hinsicht weit unter den Stämmen östlich vom Gebirg zu

stehen und viel Aehnliches mit den Eskimos zu haben. Der Handel, der an den Fällen des Columbia auftauchte, hatte längs der Küste großen Einfluß geübt. Die Chinooks und andere Indianer an der Mündung des Flusses zeigten sich bald als erfahrne Handelsleute, und erkundigten sich sorgfältig nach dem wahren Werth eines Artikels. Dabei waren sie sehr zudringlich und pflegten sich gern auf Kosten der Fremden lustig zu machen.

In Einem jedoch bewiesen sie eine unter ihren Landsleuten seltene Selbstbeherrschung, nämlich durch ihre Enthaltsamkeit von geistigen Getränken; denn ein Trunkener war ihnen Gegenstand des größten Abscheues. Ein Sohn Comcomly's hatte sich einst in der Factorei so sehr zum Trunk verleiten lassen, daß er, nachdem er allerhand Possen getrieben, in eine Betäubung verfiel, die zwei Tage lang anhielt. Der Vater kam mit zornglühendem Gesicht zu Mac Dougal und machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er seinen Sohn verführt habe sich zum Vieh zu erniedrigen, und seinen Sklaven zum Spott zu werden.

Einundvierzigstes Capitel.

Frühlingseinrichtungen in Astoria. — Mehrere Expeditionen brechen auf. — Die räuberischen Bewohner von Wish-ram. — Angriff von ihrer Seite und Vertheidigung der Expedition. — Unterhandlungen. — Die Expedition kehrt zurück. — Crooks und John Day finden sich wieder ein. — Bericht ihrer Leiden. — Ankunft in Astoria.

So wie der Frühling eintrat, stellte sich auch in Astoria neues Leben ein, und die Colonisten trafen die erforderlichen Vorbereitungen, um mehrere Expeditionen auszurüsten. Zuerst war es nöthig, den von Hrn. David Stuart im Herbst zuvor errichteten Posten am Oakinagan mit Waaren zu versorgen; dann mußten die von Hrn. Hunt am Caldron Linn angelegten Caches geöffnet und die darin verborgenen Effecten nach Astoria geschafft werden, und endlich drittens waren Abgeordnete zu Land an Hrn. Astor nach New-York zu senden, um ihn von dem Stand der Dinge und dem Erfolg der verschiedenen Expeditionen in Kenntniß zu setzen.

Der Auftrag, Waaren nach dem Oakinagan zu überbringen,

ward dem Hrn. Robert Stuart zu Theil, einem muthigen und unternehmenden jungen Mann, und Neffen dessen, der den Posten errichtet. Um die Caches aufzusuchen, wurden zwei Commis, Namens Russell Farnham und Donald Mac Gilles, von einem Führer und acht Mann begleitet, abgesendet.

Die Sendung an Astor fiel dem Commis Hrn. Reed zu, demselben, der eine Abtheilung der Mannschaft des Hrn. Hunt vom Schlangenfluß bis nach Astoria geführt hatte. Er erhielt den Auftrag, den Rückweg durch die Gebirge zu nehmen, die er vor kurzem erst durchwandert hatte, und zwar mit keiner andern Begleitung, als Ben Jones, dem Kentucky-Jäger, und zwei Canadiern. Da man hoffte, er werde Hrn. Crooks auf diesem Wege treffen, so wurde er mit dem Nöthigen versehen, um diesem Mann nebst seinen Gefährten den Weg nach Astoria zu erleichtern. Hr. Mac Lellan erklärte seinen Entschluß, Hrn. Reed auf seiner Reise zu begleiten. Schon lange war er mit dem kleinen Antheil unzufrieden gewesen, der ihm als Theilhaber zufiel, und hatte deßhalb eine Vermehrung gefordert. Als ihm diese abgeschlagen worden war, beschloß er gänzlich aus der Gesellschaft zu treten, und da man ihn als einen sehr eigenwilligen und entschlossenen Mann kannte, über den kein Zureden etwas vermochte, so hielt man dieses für nutzlos und ließ ihn ziehen.

Reed traf die Vorbereitungen zu seiner Reise mit allem Eifer eines ächten Iren. Die Papiere für Astor verwahrte er in einer blechernen Kapsel, die er sich umhing, und nicht eher abzulegen gelobte, als bis er sie an ihre Behörde übergeben könnte.

Da der Weg, den diese verschiedenen Expeditionen einzuschlagen hatten, bis auf nahe an 400 Meilen am Columbia aufwärts derselbe war, und innerhalb dieser Entfernung die räuberischen Stämme hausten, von denen die bedeutendste Gefahr zu fürchten war, so wurde beschlossen, an einem und demselben Tage aufzubrechen und beisammen zu bleiben. Am 22 März brachen alle, 17 Mann an der Zahl, in zwei Canots auf. Wir können hier nicht umhin, auf die Kühnheit dieses Unternehmens aufmerksam zu machen. Als Hunt im Jahr zuvor in Montreal und St. Louis Begleiter warb, hielt man es für gefährlich, die Rocky Mountains mit weniger als 60 Mann zu überschreiten, und jetzt unternahm es Hr. Reed, mit nur drei Begleitern diese gefährliche

Reise zu wagen. Das Gemüth wird eben so wie der Körper durch das Vertrautwerden mit der Gefahr abgehärtet.

Die kleine Expedition fuhr unter der Oberaufsicht des Hrn. Robert Stuart den Fluß hinauf, und kam Anfangs April an die Long Narrows. Hier mußten die Canots ausgeladen und diese selbst nebst den Waaren zu Lande an dieser unfahrbaren Stelle vorübergetragen werden. Da die Mannschaft zu diesem Unternehmen nicht ausreichte, so mußte sie die Cathlasco-Indianer um Beistand ansprechen, die es auch über sich nahmen, die Waaren auf ihren Pferden zu transportiren. Die erste Ladung wurde von Hrn. Reed und fünf Bewaffneten geleitet, wobei der wackere Ire, mit seiner glänzenden Capsel von verzinntem Blech auf dem Rücken, stolz voranschritt. Als der Weg durch einen felsigen, sehr schmalen Engpaß sich wand, wendeten einige der räuberischen Indianer ihre Pferde und jagten mit zwei Ballen Waaren und mehrern kleinern Artikeln davon. Sie verfolgen wäre nutzlos gewesen, denn man hatte vollauf zu thun, die übrige Ladung sicher fortzubringen, da der Wache sogar ihre Tücher und Messer auf dem Weg aus der Tasche gestohlen wurden, und selbst die glänzende Capsel mit den Depeschen in Gefahr gerieth.

Hr. Stuart hatte kaum von diesen Diebereien gehört, als er auch sogleich zur Hülfe herbeieilte, den Transport aber nicht eher als mit Einbruch der Dämmerung erreichen konnte, wo er bereits in dem uns schon bekannten Dorfe Wish-ram eingetroffen war. Hier befand sich die Expedition, an einem fremden Ort und von räuberischen Wilden umgeben, allerdings nicht in der angenehmsten Lage. Alle brachten daher die Nacht schlaflos und unter den Waffen zu; kaum graute der Tag, so beeilte man sich auch schon Anstalten zu sofortiger Abfahrt zu treffen und entfernte sich, ohne den geringsten Versuch zu Wiedererlangung des Gestohlenen zu machen, froh, aus diesem Räubernest erlöst zu werden. Die Bewohner von Wish-ram, deren Habsucht durch das bereits Gestohlene und die Straflosigkeit, mit der ihr Frevel ihnen hingegangen, noch mehr rege geworden war, wollten ihre Gäste nicht so wohlfeilen Kaufs entlassen, sondern noch einen weitern Tribut von ihnen erheben, und hatten dabei ihr besonderes Augenmerk auf die glänzende blecherne Capsel gerichtet, die, weil John Reed sie so sorgfältig verwahrte,

nothwendig eine „große Medicin" enthalten mußte, wie die Wilden zu sagen pflegen.

Hr. Stuart und seine Gefährten waren daher noch nicht weit gekommen, als eine ganze Bande Indianer am Ufer schreiend und schimpfend einherlief, und kaum waren unsre Reisenden unterhalb der Fälle des Columbia gelandet, als sie sich auch schon von wenigstens vierhundert dieser mit Bogen, Pfeilen und Keulen bewaffneten Wegelagerer umringt sahen, die sich zudringlich erboten, die Canots und Waaren auf der Landfahrt zu transportiren. Hr. Stuart lehnte dieß unter dem Vorwand, daß es bereits zu spät sey, entschieden ab, machte ihnen aber, um sie bei guter Laune zu erhalten, Hoffnung, daß man am nächsten Morgen ihre Dienste in Anspruch nehmen werde und bat sie, indeß einstweilen die Canots auf ihren Schultern fortzuschaffen, was denn auch unter Begleitung von acht Bewaffneten geschah. Als man oberhalb der Fälle angekommen war, brach der Unmuth unter den Wilden aus, und sie wollten durchaus die Canots zertrümmern, wahrscheinlich um die weißen Männer am Weiterreisen zu hindern und sie um so ungehinderter ausplündern zu können. Nur mit Mühe konnten sie durch Vermittlung eines alten Mannes hieran gehindert werden, der in Ansehen bei ihnen zu stehen schien. In Folge einer Rede, die der Alte an sie hielt, ging die Bande, mit Ausnahme von etwa fünfzig, auf das nördliche Ufer hinüber, wo sie sich, weiteres Unheil brütend, lagerte.

Hr. Stuart, der mit dem Gepäck unterhalb der Fälle zurückgeblieben war, und wohl wußte, daß der angebotene Beistand der Wilden keinen andern Zweck hatte, als eine Gelegenheit zum Plündern abzupassen, entschloß sich mittlerweile, bei Nacht heimlich aufzubrechen, um den Räubern aus dem Wege zu gehen. Gegen 1 Uhr nach Mitternacht trug er daher seinen Leuten auf, das Gepäck bei dem hellen Mondschein selbst über die Fälle hinauf zu tragen, ehe noch die schlafenden Wilden etwas von seiner Absicht merkten. Alle legten sogleich Hand ans Werk, in der Hoffnung, sämmtliches Gepäck noch vor Tagesanbruch an Ort und Stelle bringen zu können. Hr. Stuart begleitete die erste Ladung selbst und wartete am Anfang der Landfahrt, während Reed und Mac Lellan unterhalb zurückblieben, um den Transport der übrigen Güter zu beaufsichtigen. Der Tag brach an, ehe man noch mit

der Arbeit fertig geworden war. Einige von den 50 Indianern, die auf der Südseite des Flusses geblieben waren, merkten jetzt was vorging, und da sie selbst sich zu einem Angriff für zu schwach hielten, so riefen sie ihren Cameraden am jenseitigen Ufer zu, von denen etwa hundert sich sogleich in mehreren großen Canots einschifften. Noch zwei Ladungen von den Waaren waren fortzuschaffen; Hr. Stuart schickte daher einige seiner Leute ab, um den übrigen tragen zu helfen, und ließ Hrn. Reed zugleich sagen, daß er so viele Mannschaft bei sich behalten möge, als ihm zu Beschützung des Gepäcks erforderlich scheine, indem er von Seite der Indianer Feindseligkeiten besorge. Reed weigerte sich jedoch mit der Versicherung, daß er und Mac Lellan hinreichend seyen, das Wenige zu beschützen, was von dem Gepäcke noch zurück sey. Während dessen war ein Theil der Canots vom jenseitigen Ufer herübergekommen. So wie sie sich dem Ufer näherten, fiel den Wilden sogleich die unglückliche, wie der Helm des Euryalus, von weitem glänzende blecherne Capsel John Reeds in die Augen, und kaum hatten sie das Land erreicht, so eilten sie auch schon mit Kriegsgeschrei die Felsen hinan dem schimmernden Kleinod entgegen. Mac Lellan, der sich am Ufer befand, um die Waaren zu bewachen, wurde von einem Indianer beschlichen, der ihm mit der einen Hand seinen Mantel von Büffelfell über den Kopf zu werfen suchte, um ihn dann mit der Lanze in seiner andern zu erstechen. Mac Lellan sprang jedoch weit genug zurück, um dem Stoß auszuweichen, hob sein Gewehr und schoß den Wilden mitten durch das Herz.

Reed der inzwischen, mit aller Unvorsichtigkeit eines ächten Iren, das lederne Futteral von seinem Flintenschloß abzunehmen vergessen hatte, nestelte noch immer an den Riemen die es festhielten, als er mit einer Keule einen Schlag auf den Kopf erhielt, der ihn bewußtlos zu Boden streckte. In einem Augenblicke war er seines Gewehrs und seiner Pistolen beraubt, und die blecherne Capsel, die Ursache alles dieses Unheils, wurde im Triumph davongetragen.

In diesem kritischen Augenblick eilte Hr. Stuart, der das Kriegsgeschrei gehört hatte, mit Ben Jonas und noch sieben Mann dem Schlachtfeld zu, und kam gerade in dem Augenblick, als ein Indianer mit einem Tomahawck sich über den in seinem Blute liegenden

Reed beugte, um ihn vollends zu tödten. Ben Jones legte seine Büchse an und schoß den Elenden auf der Stelle nieder. Die übrige Mannschaft feuerte auf die dichteste Masse der Wilden, die sogleich aus einander stiebte und die Flucht ergriff. Reed ward jetzt aufgehoben und, noch immer bewußtlos, nach dem obern Ende der Landfahrt getragen. In aller Eile wurden Anstalten getroffen, die Canots in den Fluß hinabzulassen, und sie wieder zu beladen, allein leider zeigte sich, daß sie nicht nur zu leck waren, um sich flott zu erhalten, sondern daß man auch in der Eile die Ruder unterhalb der Fälle zurückgelassen hatte. Die Verwirrung stieg jetzt auf das höchste; die Indianer zeigten sich unter gräßlichem Geschrei wieder in der Ferne, ein panischer Schrecken bemeisterte sich der Mannschaft, besonders der Canadier, und zwei junge Leute der Expedition fielen sogar in Ohnmacht. Sobald sie wieder zu sich kamen, befahl Hr. Stuart, daß man ihnen ihre Waffen wegnehmen, die Beinkleider ausziehen, und ein Stück Zeug wie einen Weiberrock um die Hüften binden solle — eine indianische Strafe für Feigheit. So ausgerüstet wurden sie in eines der Canots geschickt, um sich hinter dem Gepäck zu verbergen. Diese Strafe belebte den Muth der Uebrigen aufs neue; da die Indianer wieder auf die Nordseite des Flusses zurückgegangen waren, so wurden einige von der Mannschaft ausgesandt, die Ruder zu holen, während die Uebrigen die Canots kalfaterten und ins Wasser hinabließen. Bald war die ganze Expedition eingeschifft und setzte die Fahrt am südlichen Ufer fort.

Kaum waren indeß die beiden Fahrzeuge vom Lande abgestoßen, als auch die Indianer wieder auf das Schlachtfeld zurückkehrten, ihre beiden niedergeschossenen Cameraden, von denen der eine noch lebte, aufnahmen und nach ihrem Dorfe zurückkehrten. Hier schlachteten sie ein Pferd und tranken das warme Blut, um ihren Muth zu beleben; bemalten sich aufs neue für die Schlacht, führten den Todtentanz um den Erschlagenen auf, und stimmten dann den Kriegs- und Rachegesang an. Vierhundertundfünfzig von ihnen bestiegen hierauf ihre Pferde und eilten am nördlichen Ufer des Flusses hinauf, um die Canots zu überholen und eine fürchterliche Rache an den weißen Männern zu nehmen.

Schon war es ihnen gelungen, unbemerkt über die beiden Fahrzeuge hinauszukommen, durch den Fluß zu schwimmen, und sich an

dem Ufer in den Hinterhalt zu legen, an welchem die Expedition aufwärts fuhr, als diese zum Glück bemerkte was vorging. Hr. Stuart und seine Gefährten waren sogleich auf den Beinen. So wie sie dem Platz näher kamen, wo die Wilden über den Fluß gegangen waren, sahen sie ihre Feinde auf den überhängenden Felsen aufgestellt, an denen sie vorüber mußten. Da die Wilden den Vortheil der Stellung voraus hatten, so machten unsre Reisenden etwa 500 Schritt von ihnen Halt und stiegen ans Land. Hier wurde ein Feuer angemacht, die Wunden Reed's verbunden und die Canots ans Ufer gezogen, um den Angriff der Feinde zu erwarten.

Noch nicht lange hatte Hr. Stuart diese Anordnungen getroffen, als er ein Canot herannudern sah, in dem sich der Kriegshäuptling des Stammes nebst dreien seiner Hauptleute befand. Er kam näher, und hielt eine lange Rede an die Weißen, in der er ihnen zu Gemüth führte, wie sie einen Mann seines Volks getödtet und einen andern verwundet hätten; die Verwandten des Erschlagenen schrieen um Rache, und er sey gekommen die weißen Männer zum Kampfe zu fordern. Da er jedoch unnützes Blutvergießen verabscheue, so schlage er vor, Hrn. Reed, der ohnehin als ein todter Mann zu betrachten sey, auszuliefern, damit er den Manen des Erschlagenen geopfert werde. Dieß werde den Zorn seiner Freunde besänftigen und beide Parteien wollten dann in Frieden scheiden. Die Antwort fiel natürlich verneinend aus, und da der Häuptling sah, daß man zum Kampf gerüstet war, so ging er zu seinen Leuten zurück, mit denen er eine lange Berathung hielt. Blut für Blut, lautet das Ehrengesetz der Indianer; da aber die Bewohner von Wish-ram nicht bloß Krieger, sondern auch Handelsleute waren, so wollten sie dießmal dem Gewinn vor der Ehre den Vorzug geben. Es wurde daher eine Unterhandlung mit den weißen Männern eröffnet, und eine Decke für den Todten und etwas Tabak für die Lebenden gefordert. Als dieß zugestanden war, gingen die Helden von Wish-ram nochmals über den Fluß und kehrten in ihr Dorf zurück, um das Fleisch des Pferdes zu verzehren, dessen Blut sie zum Kampfe begeistert hatte; unsre Reisenden aber setzten ihre Fahrt ungehindert fort.

Die blecherne Capsel mit den wichtigen Depeschen für New-York war unwiederbringlich verloren; denn gerade die Vorsicht des ehrlichen Iren hatte die glänzende Hülle seiner Papiere recht augenfällig gemacht, und die Wilden zum Raub verlockt. Da durch diesen

Verlust der Zweck seiner Landreise vereitelt war, so begab er sich mit Hrn. Robert Stuart nach dem Posten am Oakinagan, und nachdem man sich dort einige Tage aufgehalten hatte, gingen alle zusammen, in Begleitung Hrn. David Stuarts nach Astoria zurück. David Stuart hatte während seines Aufenthalts am Oakinagan eine bedeutende Menge von Biberfellen gesammelt, hielt es aber nicht für gerathen, sie jetzt, wo die Aufregung unter den räuberischen Bewohnern von Wish=ram noch zu groß war, mit sich zu nehmen. Auf ihrer Fahrt den Columbia hinab wurden die Reisenden eines Tages in englischer Sprache vom Ufer her angerufen, und erblickten am Ufer zwei elende, ausgehungerte und ganz nackte Menschen. Man ruderte dem Lande zu, und erkannte bald, daß es Hr. Crooks nebst seinem treuen Begleiter John Day sey, die beide während der Expedition des Hrn. Hunt auf dem Wege zurückgeblieben waren.

Der Leser wird sich erinnern, daß Hr. Crooks nebst John Day und den vier Canadiern durch Hunger und Erschöpfung so sehr zurückgekommen war, daß Hr. Hunt sich genöthigt sah, ihn im Monat December an den Ufern des Schlangenflusses zu verlassen. Die Lage dieser Männer war höchst kritisch, da sie sich in der Nähe jener Horde Shoshonies befanden, deren Pferde mit Gewalt weggenommen worden waren, um die hungrige Mannschaft zu speisen. Hr. Crooks blieb 20 Tage lang in jener Gegend, da er mit dem ganz erschöpften John Day nicht weiter konnte und diesen doch nicht zurücklassen wollte, weil er sich während seines frühern Dienstes bei der Missouri=Compagnie stets treu und anhänglich gezeigt hatte. Zum Glück wurden sie von den Shoshonies, die noch nie weiße Männer gesehen hatten und eine abergläubische Furcht vor ihnen zu hegen schienen, durchaus nicht belästigt; vielmehr brachen diese Indianer ihre Zelte während der Nacht ab, und waren bald aus der Gegend verschwunden. Als Day sich wieder so weit erholt hatte, daß er die Reise fortsetzen konnte, machte sich Crooks mit seiner Begleitung wieder auf den Weg, und kam im Februar an den kleinen Fluß, den Hr. Hunt passirt hatte, als er bemüht war Indianer aufzusuchen. Hier verließen ihn drei von den Canadiern. Hr. Crooks verfolgte die im Schnee sichtbaren Spuren Hunts und seiner Leute mehrere Tage lang, die Nacht stets unter freiem Himmel zubringend und Beschwerden aller Art erduldend. Endlich kam er auf eine Prairie wo jede Spur seiner Vorgänger ver=

schwand, und nun irrte er den ganzen Winter über in den Bergen umher, theils von Pferdefleisch, von Bibern und deren Fellen, theils von Wurzeln lebend. Gegen Ende März mußte er auch den vierten Canadier in einer Hütte der Shoshonies zurücklassen, er selbst aber und John Day versuchten es, da der Schnee sich bedeutend vermindert hatte, den letzten Gebirgsrüken zu übersteigen. Dieß gelang ihnen glücklich, und sie erreichten nun am Ufer eines kleinen Flusses, Wallah-Wallah genannt, eine Horde Indianer gleichen Namens, bei denen sie eine gastfreundliche Aufnahme fanden. Ein Pferd wurde geschlachtet, um die Hungrigen zu speisen und ihnen dann von den Indianern der Weg zum Columbia gezeigt, den sie Mitte Aprils erreichten, und gegen hundert Meilen an seinen Ufern abwärts gingen, bis sie endlich bis auf 20 Meilen von seinen Fällen kamen. Hier stießen sie auf eine Abtheilung der räuberischen Indianer dieser Gegend, von denen sie freundschaftlich aufgenommen und gespeist wurden. Während sie aber ihren Hunger stillten, nahmen ihnen die Wilden ihre Flinten und jagten die müden Wanderer fort, nachdem sie sie noch vorher nackend ausgezogen hatten. Aller Bitten Hrn. Crooks ungeachtet gaben sie selbst ein Feuerzeug nicht mehr heraus, das man ihm geraubt hatte, sondern bedrohten ihn und seinen Gefährten mit dem Tode, wenn er sich nicht augenblicklich auf den Weg machen werde. In dem traurigsten Zustande traten die beiden Unglücklichen ihre Wanderung aufs neue an, um den Rückweg zu den gastfreundlichen Wallah-Wallahs zu suchen, und hatten bereits gegen 80 Meilen am Fluß zurückgelegt, als sie zum Glück gerade an dem Morgen, an dem sie den Columbia verlassen wollten, die Canots des Hrn. Stuart erblickten. Die Freude der armen Wanderer, sich wieder unter ihren Landsleuten zu befinden, läßt sich nicht beschreiben und nicht minder herzlich war auch der Willkommen, mit dem sie von diesen empfangen wurden. Die ganze Expedition setzte jetzt die Fahrt flußabwärts fort, und kam am 11 Mai glücklich wieder nach Astoria.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Kurze Uebersicht der Vorgänge in New-York. — Versorgung der russischen Pelzhandelscolonie. — Der Biber wird ausgerüstet. — Instructionen für dessen Capitän. — Die Sandwichsinseln. — Ankunft des Bibers an der Mündung des Columbia.

Nachdem wie den beiden Expeditionen zur See und zu Land bis zur Mündung des Columbia gefolgt sind und einen Ueberblick über die Angelegenheiten zu Astoria gewonnen haben, wollen wir einen Augenblick zu dem leitenden Haupt der Unternehmung in New-York zurückkehren.

Man wird sich erinnern, daß es mit in dem Plane Astors lag, die russische Pelzhandelcolonie an der Nordwestküste regelmäßig mit Lebensmitteln zu versehen, damit sie in Zukunft unabhängig von Schiffen bleibe, die nicht nur den Handel hemmen, sondern auch die Eingebornen mit Waffen versehen konnten. Dieser Plan ward eben sowohl von der americanischen Regierung als auch von dem Grafen Pahlen, dem russischen Gesandten in Washington, unterstützt. Da nun Astors Plane sehr umfassend waren, und sich in einem großen Handelsrayon bewegten, so wünschte er mit der russisch-americani- Pelzhandelscompagnie ein besonderes, von der russischen Regierung bestätigtes Abkommen zu treffen. Zu diesem Zweck schickte er im März 1811 einen Agenten mit der Vollmacht nach St. Petersburg die erforderlichen Unterhandlungen einzuleiten. Die Unionsregierung ließ den Agenten auf dem John Adams, einem Kriegsschiff, nach einem europäischen Hafen bringen.

Der nächste Schritt den Astor that, war, daß er, dem Hauptplan des Unternehmens zufolge, das jedes Jahr nach Astoria bestimmte Schiff abschickte. Da ihm der Erfolg der frühern Expeditionen zu dieser Zeit noch nicht bekannt war, so mußte er natürlich voraussetzen, daß Alles so geschehen sey, wie er es in seinen Instructionen bestimmt hatte; er rüstete deßhalb ein schönes Schiff von 490 Tonnen, der Biber genannt, aus, und befrachtete es mit einer bedeutenden für die Factorei an der Mündung des Columbia, den Handel längs der Küste und für die russische Colonie bestimmten Ladung. Mit diesem Schiff schickte er zugleich noch einen Theilhaber, fünf Commis, fünfzehn americanische Arbeiter

nie mehr als höchstens zwei Indianer zu gleicher Zeit an Bord zu lassen.

Der Biber verließ den Hafen von New-York am 10 Oct. 1811 und erreichte die Sandwichsinseln ohne Unfall. Hier vernahmen unsre Seefahrer das erste Gerücht von dem Schicksal des Tonquin, und es erhob sich nun natürlich großer Zweifel, ob eine Factorei an der Mündung des Columbia errichtet worden sey oder nicht. Nach langem Berathen nahm der Capitän dennoch auf jeden Fall zwölf Sandwich-Insulaner für den Dienst von Astoria an Bord, und setzte seine Fahrt fort.

Am 6 Mai kam er auf der Höhe der Mündung des Columbia an, und feuerte, dem Lande so nahe als möglich, zwei Signalschüsse ab, auf die weder eine Antwort erfolgte, noch irgend ein Signal gegeben wurde. Da die Nacht anbrach, so ging das Schiff wieder in die See hinaus, und kehrte am folgenden Morgen so nahe als möglich nach dem Lande zurück, nochmals einen Signalschuß abfeuernd, der jedoch wieder unbeantwortet blieb. Ein Boot wurde ausgesandt, um den Canal zu sondiren, und die Einfahrt zu versuchen, mußte aber, der furchtbaren Brandung wegen, wieder umkehren. Gegen Abend wurden wiederholte Signalschüsse abgefeuert, die ebenfalls unbeantwortet blieben, und das Schiff ging Nachts nochmals in die hohe See hinaus. Der Capitän gab jetzt alle Hoffnung auf, eine Colonie am Lande zu finden, und begann zu fürchten, daß seine Vorgänger entweder gleich bei ihrer Landung von den Wilden ermordet worden seyn müßten, oder daß, im Fall sie wirklich eine Factorei errichtet, diese später von den Eingebornen überfallen und zerstört wurde.

Mitten in dieser Ungewißheit erklärte Hr. Clarke, daß er im schlimmsten Falle selbst eine Factorei an der Mündung des Flusses gründen wolle, ein Entschluß, der von der Mannschaft beifällig aufgenommen wurde. Am nächsten Morgen steuerte das Schiff demzufolge nochmals dem Lande zu, und feuerte drei Signalschüsse ab, die zur allgemeinen Freude mit drei andern vom Ufer her beantwortet wurden. Capitän Sowle, der Instructionen Astors eingedenk, beschloß jedoch mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Es war nicht unmöglich, daß jene drei Schüsse von den Wilden, die der Factorei sich bemächtigt haben konnten, abgefeuert worden waren, um ihn ans Ufer zu locken, und sich des Schiffs durch

Verrath zu bemächtigen. Endlich wurde auf Cap Disappointment eine weiße Flagge aufgehißt, und mit Einbruch der Nacht ein großes Feuer angezündet. Die Passagiere deuteten im Triumph auf diese Signale, die der zweifelsüchtige Capitän jedoch immer noch für verrätherisch hielt. Am nächsten Morgen, 9 Mai, gelang es dem Schiff, auf der Höhe vom Cap Disappointment, an der Außenseite der Barre Anker zu werfen, und gegen Mittag steuerte ein indianisches Canot auf den Biber zu. Die Mannschaft an Bord wurde zur Wachsamkeit aufgefordert, und einige Minuten später sah man dem Canot eine Barke folgen. Je näher die beiden Fahrzeuge kamen, um so gespannter wurde die Erwartung der Mannschaft an Bord des Schiffes. Der Capitän, der noch immer Verrath fürchtete, ließ einen Theil seiner Leute unter Waffen treten. Das Canot legte zuerst an; Comcomly nebst sechs Indianern befand sich in demselben, und in der Barke folgten die HH. Mac Dougal, Mac Lellan und acht Canadier. Eine kurze Unterredung mit diesen Herren machte allen weitern Besorgnissen ein Ende, und der Biber ging, von den Indianern gelootst, glücklich in der Baker's Bay vor Anker.

Dreiundvierzigstes Capitel.

Thätigkeit in Astoria. — Mehrere Expeditionen werden ausgerüstet. — Robert Stuart bricht nach New-York auf. — Mißgeschick John Day's. — Gefährliche Landfahrt. — Klapperschlangen. — Ankunft bei den Wallah-Wallahs. — Die verschiedenen Expeditionen trennen sich.

Die Ankunft des Bibers mit einer Verstärkung an Mannschaft und frischen Vorräthen gab dem Leben in Astoria einen neuen Schwung. Zwei Parteien wurden sogleich ausgerüstet, die sich unter der Leitung der HH. Mac Kenzie und Clarke zu Fuß aufmachen sollten, um Handelsposten oberhalb der Gabeln des Columbia zu errichten, wo die größte Opposition von Seite der Nordwestcompagnie zu befürchten stand. Eine dritte Abtheilung sollte sich mit Hrn. David Stuart nach dem Posten dieses Herrn am Okinagan begeben, um neue Vorräthe an Waaren und Lebens-

mitteln dahin zu bringen, und eine vierte endlich war noch abzuschicken, um statt des unglücklichen John Reed, die Berichte über alles bisher Geschehene an Hrn. Astor nach New-York zu überbringen. Die Ausführung dieses letztern Auftrags war von höchster Wichtigkeit, da Hr. Astor nur erst nach einem Bericht über den Stand der Angelegenheiten die weitern Schritte bemessen konnte, die er noch zu thun hatte. Das Unternehmen war indeß eben so gefährlich als beschwerlich, und erforderte einen Mann von Muth und Entschlossenheit. Die Ausführung wurde Hrn. Robert Stuart anvertraut, einem jungen Manne, der, obschon er den Weg über die Rocky-Mountains noch nicht gemacht, dennoch mehrere Beweise von seiner Fähigkeit für ein solches Unternehmen gegeben hatte. Vier treue und erprobte Männer von der Expedition des Hrn. Hunt wurden ihm als Führer und Jäger mitgegeben; diese waren Ben Jones und John Day, die Kentuckyer, und Andreas Vallar und Francis le Clerc, zwei Canadier. Hr. Mac Lellan erklärte nochmals, diese Gelegenheit benützen zu wollen, um nach den atlantischen Staaten zurückzukehren, und auch Hr. Crooks war entschlossen, lieber noch einmal allen Beschwerden und Gefahren zu trotzen, als in Astoria zu bleiben. Diese Handvoll Abenteurer wollen wir jetzt auf ihrer langen und beschwerlichen Pilgerschaft begleiten.

Die verschiedenen Abtheilungen, die wir oben aufgezählt haben, brachen vereint am 29 Junius unter einem Abschiedsgruß der Kanonen vom Fort auf. Sie sollten zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen die räuberischen Indianer bis über deren Gebiet hinaus beisammen bleiben, und erst an den Gabeln des Columbia sich trennen, um ihren verschiedenen Bestimmungen entgegen zu gehen. Ihre Anzahl belief sich auf im Ganzen auf nahe an sechszig Männer — Theilhaber, Commis, canadische Reisende, Sandwichinsulaner und americanische Jäger — die sich in zwei Barken und zehn Canots einschifften.

Kaum befand man sich unterwegs, als John Day, der kentuckysche Jäger, auf einmal launisch, mürrisch und sehr unruhig zu werden begann, was um so mehr auffiel, als er sich stets durch ein offnes, männliches Benehmen ausgezeichnet hatte. Man vermuthete, daß die Erinnerung an überstandene Leiden bei dem Anblick der Gegenden, wo er sie erduldet, in ihm erwache, und wirklich nahm seine Aufregung zu, je weiter die Expedition

vorwärts kam. Er begann unzusammenhängend zu sprechen, und es stellten sich alle Anzeichen von Geistesverwirrung bei ihm ein. Hr. Crooks entdeckte jetzt seinen Gefährten, daß der arme John Day schon auf seinen einsamen Wanderungen mit ihm, am Schlangenfluß, von diesem Unglück befallen worden sey. Man hoffte noch immer, daß seine Aufregung sich legen werde, allein sie stieg mit jedem Tage höher. Seine Cameraden bemühten sich, ihn aufzuheitern, erbitterten ihn aber dadurch nur noch mehr, so daß er endlich Spuren von förmlichem Wahnsinn blicken ließ, der bis zur Wuth stieg, wenn er einen Indianer erblickte. Am Abend des 2 Julius kam der Wahnsinn förmlich zum Ausbruch, und John Day versuchte sich selbst zu tödten. Nachdem er entwaffnet worden war, zeigte er tiefe Reue über das Verbrechen, das er zu begehen Willens gewesen, wurde immer ruhiger und stellte sich endlich, als ob er schliefe. Vor Tagesanbruch aber sprang er plötzlich auf, ergriff ein paar Pistolen und richtetete sie gegen seinen Kopf. In der Eile, mit der dieß geschah, feuerte er jedoch zu hoch und blieb unverletzt. Er wurde nun augenblicklich gebunden, und in einem der Boote unter Aufsicht gestellt. Es entstand jetzt die Frage, was man mit ihm anfangen solle, da es unmöglich war, ihn bei der Expedition länger zu behalten. Glücklicherweise traf Hr. Stuart einige Indianer, die nach Astoria Handel zu treiben pflegten; diese erboten sich, den armen John Day wohlbehalten nach der Factorei zurückzuführen. Mit dem tiefsten Bedauern trennten sich seine Cameraden von ihm, denn seine ausgezeichnete Geschicklichkeit als Jäger, so wie sein offenes männliches Wesen hatten ihn zu einem Liebling Aller gemacht. Die Indianer erfüllten ihr Versprechen treulich, und brachten den wackern Jäger nach Astoria, wo er jedoch nach Verlauf eines Jahres starb.

Am Abend des 6 Julius kamen unsre Reisenden an den von den räuberischen Indianern unsicher gemachten Theil des Flusses, und lagerten unterhalb der ersten Stromschnelle. Am nächsten Morgen, ehe sie noch ihre Landfahrt antraten, wurden die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um gegen lauernden Verrath gerüstet zu seyn. Jeder setzte sein Gewehr in Stand, und füllte seine Patrontasche. Alle hatten sich mit einer Art Oberrock aus Elenfellen versehen, der vom Hals bis zu den Knieen reichte, und die Stelle eines Panzerhemds vertrat, denn er war nicht nur un-

durchdringlich für Pfeile, sondern selbst eine Musketenkugel konnte ihm in einer Entfernung von 90 Schritten nichts anhaben. So bewaffnet und ausgerüstet wurde die Mannschaft ganz auf militärischen Fuß vertheilt. Fünf von den Officieren stellten sich an beiden Enden der zwischen drei und vier Meilen langen Landfahrt auf, und ein Theil der Mannschaft stand, jeder in geringer Entfernung von dem andern, auf den Anhöhen Wache, von denen aus man den Fluß überschauen konnte, während die übrigen, durch diese Anordnungen gegen jeden Ueberfall geschützt, damit beschäftigt waren, die Barken und Canots nebst dem Gepäck zu Lande bis über die Stromschnellen hinauszutragen. Bei diesen Vorkehrungen blieben unsere Reisenden ganz unbelästigt, und der einzige Unfall, der ihnen begegnete, war, daß eines der Canots zufällig umschlug, und Einiges von dem darin geladenen Gepäck untersank, das übrige aber den Strom hinabgetrieben wurde. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die räuberische Wachsamkeit der Wilden recht deutlich. Kaum war das Canot umgeschlagen, als sie auch schon in den Fluß stürzten, und einen Ballen Waaren auf eine Insel schleppten, und die eine Hälfte des Inhalts unter sich theilten, die andere aber versteckten. Hr. Robert Stuart machte sich jedoch sogleich in einem Canot nebst fünf Mann und einem Dolmetscher auf, und jagte den Räubern ihre Beute wieder ab.

Aehnliche, nur noch ausgedehntere Vorsichtsmaßregeln als die eben angeführten, wurden auch an den Long Narrows und den Fällen beobachtet, wo die Angriffe der diebischen Bewohner von Wish-ram zu befürchten waren. Kaum hatten die Reisenden hier ihre erste Nachtwache ausgestellt, als auch schon der Allarmruf: „Indianer!" erscholl. Alle griffen zu den Waffen, und jeder eilte auf seinen Posten. Es zeigte sich bald, was vorgegangen war: eine Abtheilung von Kriegern der Shoshonies hatte nämlich ein Canot der Eingebornen gerade unterhalb des Lagers überfallen, vier Männer und zwei Weiber umgebracht, und man fürchtete, sie würden nun auch einen Angriff auf das Lager selbst unternehmen. Die Boote und Canots wurden sogleich ans Land gezogen und eine Art Bollwerk daraus gebildet, hinter dem die Mannschaft die Nacht über stehen blieb.

Mit Tagesanbruch war inzwischen alles ruhig, und die Landfahrt wurde ohne Belästigung zurückgelegt. Die Wilden lauerten

zwar in der Ferne, die Waarenballen mit sehnsüchtigen Blicken betrachtend; als sie aber die „Langbärte" so furchtbar gerüstet sahen, wagten sie sich nicht näher, und wurden dann später von Hrn. Stuart zum Lohn für ihre Bescheidenheit mit Tabak beschenkt. Fünfzehn Tage waren erforderlich, um die Fälle zu passiren — ein Weg von zwar nur ungefähr 18 Meilen, aber voller Hemmnisse. Nachdem die Reisenden diese beschwerliche Landfahrt zurückgelegt hatten, kamen sie am 19 Julius in das glattere Flußwasser und setzten ihre Fahrt stromaufwärts schneller und bequemer fort.

Sie befanden sich eben an der Stelle, wo Hr. Crooks und John Day einige Monate zuvor so verrätherisch ausgeplündert worden waren, und hielten daher die Nacht über im Lager sorgfältige Wache. Am nächsten Morgen fand sich eine Bande Indianer ein, die während des Frühstücks um das Lager umherstrich, und unter der Hr. Crooks zu seinem größten Vergnügen zwei von den Strauchdieben erkannte, die ihn ausgeraubt hatten. Sie wurden auf der Stelle ergriffen, an Händen und Füßen gebunden und in ein Canot geworfen. Hier lagen sie in banger Erwartung einer summarischen Execution. Hr. Crooks war indeß nicht so rachsüchtig, sondern erklärte ihren Cameraden, daß er die Schuldigen freilassen werde, sobald die geraubten Gegenstände zur Stelle geschafft seyn würden. Mehrere der Indianer brachen sogleich in verschiedenen Richtungen auf, und fanden sich noch vor Einbruch der Nacht mit den Flinten, die Hrn. Crooks und John Day abgenommen worden waren, wieder ein; andere kleinere Gegenstände, konnten jedoch nicht mehr aufgefunden werden. Die Bande der beiden Verbrecher wurden sogleich gelöst, und diese säumten nicht, sich schleunigst aus dem Staube zu machen, kaum ihren Sinnen trauend, daß sie der erwarteten und verdienten Züchtigung wirklich entgangen waren.

Das Land zu beiden Seiten des Flusses nahm jetzt einen ganz andern Charakter an. Die Hügel, Felsen und Waldungen verschwanden, und machten großen sandigen, hie und da mit kurzem, von der Sonnenhitze ausgedorrtem Gras bedeckten, weit hin nach Norden und Süden sich ausdehnenden Ebenen Platz. Der Fluß war hie und da von Felsen und Strudeln gesperrt, aber häufig fanden die Reisenden auch einen glatten Wasserspiegel mit sanfter Strömung, die den Schiffleuten gestattete, ihre Arbeit durch

Aufspannung eines Segels sich zu erleichtern. Die Eingebornen an diesem Theil des Columbia hausten ausschließlich auf der Nordseite des Flusses; sie trieben eben sowohl Jagd als Fischfang, und hatten Pferde in Menge. Von den letztern brachte Hr. Stuart mehrere durch Tausch an sich, und ließ sie auf der Stelle schlachten, um Vorrath an Fleisch zu haben, wiewohl es oft an Brennholz fehlte, um es zu kochen. Eine der größten Gefahren, welche den Reisenden hier drohte, boten die Klapperschlangen, die in den Felsen oberhalb der Strudel und Landfahrten in Menge hausten, und die sich nicht selten bis in die Nähe des Lagers schlichen. Einmal fand man einen ganzen Knäuel dieser scheußlichen Thiere beisammen, die sich an den Strahlen der Sonne wärmten. Durch eine ganze auf einmal abgefeuerte Salve wurden 37 theils getödtet, theils verwundet. Um diesen unwillkommenen Besuch vom Lager fern zu halten, wurde häufig Tabak um dasselbe herumgestreut — ein Kraut, vor dem sie einen besondern Abscheu hegen.

Am 28 Julius gelangten unsre Reisenden an die Mündung des Wallah-Wallah, eines klaren, ungefähr sechs Fuß tiefen und gegen 55 Schritt breiten Stromes, der rasch über einen Sand- und Kiesgrund dahinfließt und sich einige Meilen unterhalb des Lewisflusses in den Columbia ergießt. Hier gedachten die verschiedenen Expeditionen, die bisher in Gesellschaft ihre Reise fortgesetzt hatten, sich zu trennen und den Weg nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten anzutreten.

An den Ufern des Wallah-Wallah wohnte der gastfreundliche Stamm gleiches Namens, der Hrn. Crooks und seinen Leidensgefährten John Day so hülfreich unterstützt hatte. Kaum war die Ankunft der Expedition diesen Indianern kund geworden, als sie auch herbeieilten, um sie zu begrüßen. Sie zündeten ein großes Freudenfeuer in der Nähe des Lagers an, um das Männer und Weiber sich fröhlich tanzend unter dem Gesang von Liedern bewegten, in denen sie die weißen Männer priesen, und sie in ihrem Lande willkommen hießen.

Am folgenden Tage wurde der Handel eröffnet, um für die zu Lande weitergehenden Expeditionen Pferde einzutauschen. Die Wallah-Wallahs sind ein pferdezüchtender Stamm, doch ist die Ausrüstung ihrer Rosse eben so unvollkommen als unbequem. Hohe, schlecht gemachte Sättel von Hirschhaut und mit Haaren ausge-

stopft, drücken den Rücken dieser edeln Thiere wund; die Steigbügel sind von Holz und mit Riemen aus rohen Häuten umwunden, und die Stelle des Zaums vertreten Schnüre von Roßhaaren die um die untere Kinnlade des Pferdes festgebunden werden. Dennoch sind diese Wilden, gleich den meisten Indianern, kühne, verwegene Reiter, die, furchtlos und ohne Schonung für sich und ihre Rosse, über die gefährlichsten Stellen dahin jagen.

Von diesen Wilden kaufte Hr. Stuart zwanzig Pferde für sich und seine Leute, theils zum Reiten, theils für sein Gepäck. Für sich selbst hatte er das Glück ein sehr schönes Thier zu bekommen, das von den Indianern als sehr schnell und fehlerfrei gepriesen und sehr hoch gehalten wurde. Niemand versteht sich besser auf den Werth eines Pferdes als diese Indianer, bei denen die Schnelligkeit ein Haupterforderniß ist, da sie die Antilopen häufig zu Rosse verfolgen. Selbst als der Kauf schon geschlossen war, schlich der Indianer, dem es gehört hatte, noch immer um das schöne Thier herum, gleichsam als ob es ihm schwer werde sich von ihm zu trennen.

Hr. Stuart verwendete noch einige Tage zu Vertheilung der Ladung, zu Einrichtung der Packsättel und zu andern Vorbereitungen auf seine lange, beschwerliche Reise. Durch den Abgang John Day's war er jetzt auf sechs Mann beschränkt — eine sehr kleine Anzahl für eine solche Expedition. Alle waren indeß junge, muthvolle Männer, die den Gefahren heitern Sinnes entgegengingen.

Am Morgen des 31 Julius waren alle Vorbereitungen getroffen; Hr. Stuart stieg mit seinen Leuten zu Pferd, und nahm nun Abschied von seinen Reisegefährten, die den Scheidenden noch drei herzliche Zurufe nachsandten. Der Weg, den Hr. Stuart einschlug, führte in südöstlicher Richtung nach dem berüchtigten Schlangenfluß. In weiter Ferne stieg ein rauhes Gebirg empor, das die Reisenden zu übersteigen hatten; es war dasselbe, in dem einige von ihnen während des vergangenen Winters so viel von Hunger und Kälte gelitten hatten, und das, der azurnen Färbung wegen, die es, von ferne betrachtet, hatte, die „Blauen Berge" genannt worden war.

Vierundvierzigstes Capitel.

Weg des Hrn. Stuart. — Traurige Wüste. — Die blauen Berge. — Eine fruchtbare Ebene in der Wildniß. — Eine Schwefelquelle. — Weg am Schlangenfluß. — Gerüchte von weißen Männern. — Der Schlangenindianer und sein Pferd. — Der verschmitzte Dieb. — Unerwartetes Zusammentreffen mit alten Cameraden. — Die Salmenfälle. — Der Salmenfang. — Ankunft am Caldron Linn. — Die Caches sind geplündert. — Unerwarteter Entschluß der drei Kentuckier.

Indem Hr. Stuart denselben Weg verfolgte, auf dem Hr. Hunt und seine Leute im Winter zuvor so großes Ungemach erlitten hatten, vertraute er auf die günstigere Jahrszeit, die er vor sich hatte, in der sich nicht nur bequemer reisen, sondern auch erwarten ließ, daß allenthalben Lebensmittel zu finden seyn würden. Jede Jahrszeit hat indeß ihre eigenen Beschwerden, und unsre Reisenden waren noch nicht weit gekommen, als sie sich schon von kahlen, rauhen Gebirgen umringt sahen, mit einem Ueberzug von Sand und Thon bedeckt, der so fest zusammengebacken war, daß es schien, als habe der Thau des Himmels sich noch niemals auf diesen unfruchtbaren Boden herabgesenkt. Keine Quelle, kein Pfuhl und noch weit weniger ein laufendes Wasser war zu sehen, wohl aber durchschnitten tiefe Schluchten den sonnenverbrannten Boden, in denen des Winters die von dem geschmolzenen Schnee erzeugten Bergströme dahinrauschten.

Einen langen Sommertag hindurch hatten unsre Wanderer ihren Weg verfolgt, eine brennende Sonne über ihren Häuptern, einen ausgedorrten Boden unter ihren Füßen, und eben noch Wind genug, um den leichten Sand vom Boden aufzujagen und sie in dichte Staubwolken zu hüllen. Die Qualen des Durstes wurden immer heftiger; ein schöner junger Hund, der einzige Gefährte dieser Art, den sie bei sich hatten, blieb sterbend am Wege liegen, und der Abend brach eben herein, ohne daß sich eine Aussicht auf Hülfe in dieser Noth geboten hätte, als die Reisenden in der Ferne einen Gegenstand erblickten, der sich gleich dem Saume eines Waldes am Horizonte hinzog. Alle fühlten sich von neuer Hoffnung belebt, und beschleunigten ihre Schritte, denn sie wußten wohl, daß sich in solchen dürren Wüsten in der Nähe der Bäume stets Wasser befindet. Auch die Pferde schienen von gleicher Hoffnung

beseelt, denn sie eilten rasch vorwärts, ohne daß es der Peitsche oder des Sporns bedurft hätte, um sie anzutreiben. Aller Anstrengungen ungeachtet war es doch bereits Nacht geworden, ehe die erschöpften Wanderer die Bäume vor sich sahen. So wie sie näher kamen, hörten sie mit Entzücken das Rauschen eines seichten Stromes, und kaum hatten die Pferde diesen erquickenden Laut vernommen, als sie auch unaufhaltsam vorwärts eilten und so anhaltend tranken, daß man glauben mußte, sie würden bersten. Die Reiter ließen es sich nicht minder wohl seyn, denn ein Weg von 45 Meilen über eine Wüste, die an Dürre mit der africanischen wetteifern kann, hatte ihren Durst auf das höchste gestei- gesteigert. Die Reisenden auf diesen americanischen Wüsten haben in der That oft mehr zu leiden, als die auf den africanischen und asiatischen, weil sie weniger an solche Beschwerden gewöhnt und darauf vorbereitet sind als diese letztern.

An den Ufern dieses gesegneten Stroms schlugen unsre Reisenden ihr Nachtlager auf, und sanken bald in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst spät am folgenden Morgen wieder erwachten. Sie erkannten jetzt, daß der kleine Fluß der Umatalla sey, derselbe, an dessen Ufer Hr. Hunt und seine Leute nach ihrem beschwerlichen Weg durch die Blauen Berge gekommen waren, und wo sie in dem Lager der Sciatogas eine so freundliche Aufnahme gefunden hatten. Jene Kette der Blauen Berge thürmte sich jetzt vor den Augen unsrer Reisenden empor, wo der arme Michel Carrière umgekommen war. Sie bilden die südöstliche Gränze der großen Ebenen längs dem Columbia und die Wasserscheide seines Hauptstromes von dem Lewis-River. Sie sind ein Theil der langen Kette, die sich weit über das Land erstreckt und die Gebirge des Schlangenflusses unter ihre Glieder begreift.

Die Sonne stand bereits hoch, als unsre Wanderer die schattigen Ufer des Umatalla verließen. Ihr Weg ging allgemach den Blauen Bergen zu, die immer wilder erschienen, je näher man ihnen kam. Hie und da waren sie mit dichten, düstern Waldungen bedeckt und von tiefen Schluchten durchschnitten, wo die Pferde oft in große Gefahr geriethen. Zuweilen verfolgten die Reisenden den Lauf eines brausenden Stromes, der in einem tiefen Felsenbett schäumte und dessen Klippen und Vorgebirge ein wiederholtes Uebersteigen nöthig machten. Einige Meilen hatten sie sich be-

reits durch diese beschwerlichen Engpässe gewunden, als sich mit Einemmale wie durch Zauberschlag die ganze Landschaft änderte. Die rauhen Schluchten und Gebirge verwandelten sich in anmuthige Hügel, mit grünen Wiesen dazwischen, durch die sich auf reinem Kiesgrund klare Bäche wanden. Ein wahres Arkadien lag vor den Augen der staunenden Wanderer, und überraschte sie um so mehr, weil es so urplötzlich im Innern der rauhesten Wildniß auftauchte.

Von den Blauen Bergen herab kamen unsre Reisenden auf eine weite wohl 60 Meilen im Umkreis haltende Ebene, nach allen Richtungen von Flüssen durchschnitten, deren mäandrischer Lauf durch die Silberpappeln und Weiden an ihren Ufern bezeichnet war, an denen Biber und Ottern in Menge hausten. Als sie diese Ebene durchzogen, kamen sie, dicht am Fuße der Gebirge, an einen großen wohl 300 Schritt im Umkreis haltenden Teich, der von einer etwa zehn Fuß im Durchmesser haltenden Schwefelquelle gespeist wurde, die in einer Ecke des Teichs hervorsprudelte. Der aufsteigende Dampf erfüllte die Gegend bis auf eine weite Entfernung mit einem lästigen Geruch, und doch war dieser Pfuhl häufig von den Elens des benachbarten Gebirgs besucht, deren Hörner, die sie im Frühjahr abzusetzen pflegen, überall umhergestreut lagen.

Am 20 August erreichten die Reisenden den Woodpile Krihk, denselben Fluß, an dem Hr. Hunt ein Jahr zuvor, bald nach seiner Trennung von Hrn. Crooks, aufwärts gegangen war. An den Ufern dieses Gewässers erblickten sie eine Heerde von neunzehn Antilopen — ein in diesem Theil des Landes so ungewöhnlicher Anblick, daß die Reisenden ihren Augen kaum glauben wollten. Sie bemühten sich, einige zum Schuß zu bekommen, aber diese flüchtigen Thiere waren so scheu, daß sie den Jägern bald aus dem Gesicht verschwanden.

Am 12 August kamen die Reisenden an die Ufer des Schlangenflusses, für Alle — mit Ausnahme Hrn. Stuarts — der Schauplatz so vielen Unglücks und so vieler Leiden. Sie kamen gerade oberhalb der Stelle an den Fluß, wo er in die Berge tritt, und wo Hr. Crooks und Le Clerc sich vergebens bemüht hatten, hinüber zu kommen. Der Fluß war hier ein gegen 400 Schritt breiter, sehr reißender Strom, mit hohen, hie und da mit Weiden besetzten sandigen Ufern. Die Reisenden gingen an seiner südlichen Seite aufwärts, um die von Hrn. Hunt am Caldron Linn angelegten Caches aufzusuchen.

Am zweiten Abend besuchte zu ziemlich später Stunde ein einzelner Schlangenindianer das Lager, und berichtete den Reisenden daß ungefähr eine Tagreise weiter am Ufer aufwärts ein weißer Mann in einem Lager seines Stammes wohne. Alle vermutheten, daß dieß der arme Bursche seyn müsse, den Hr. Hunt im vergangenen Winter sich genöthigt gesehen hatte zurückzulassen, und beschlossen sogleich vorwärts zu eilen und den verlornen Cameraden abzuholen. Am nächsten Morgen wurde dieser Entschluß ausgeführt, allein zwei Tage verstrichen, ohne daß eine Spur von Indianern zu finden gewesen wäre. Am Abend des zweiten Tages gelangten die Wanderer an eine Stelle, wo ein großer Fluß, bei allen wandernden Horden der Schlangenindianer wegen seiner Salmenfischerei berühmt, sich mit dem Schlangenfluß vereinigte. Hier pflegten sich während der Fischzeit die Indianer von nah und fern einzufinden, um sich mit einem Vorrath von diesen Fischen zu versehen, die, nebst einigen Arten eßbarer Wurzeln die Hauptnahrung der Bewohner dieser unfruchtbaren Gegenden ausmachen.

Am Ufer eines kleinen in den Schlangenfluß sich ergießenden Stromes, fand Hr. Stuart ein Lager der Shoshonies, bei denen er sich nach dem weißen Mann erkundigte, die Antwort war, daß bei ihnen kein solcher wohne, daß sich aber am jenseitigen Ufer des Flusses weiße Männer nebst einigen Indianern ihres Stammes aufhielten. Hr. Crooks war der Meinung, daß dieß keine andern als jene Leute seyn könnten, die, durch die ausgestandenen Beschwerden entmuthigt, beschlossen hatten unter den Indianern zu bleiben, während Andre glaubten, daß es Hr. Miller nebst den Jägern seyn müsse, die zu Henry's Fort zurückgeblieben waren, um an den Ufern der Gebirgsströme Biber zu fangen. Hr. Stuart machte deßhalb in der Nähe der Hütten der Shoshonies Halt und schickte einen Indianer über den Fluß, um die weißen Männer aufzusuchen und in das Lager zu bringen.

Unsre Reisenden brachten eine unruhige, schlaflose Nacht zu, denn ihr Lager wurde von Myriaden von Muskitos umschwärmt, die durch ihr Gesumm und ihre Stiche die Ruhe verscheuchten. Am Morgen befanden sich alle in einem fieberischen, aufgeregten Zustand, und ihre üble Laune wurde noch durch den ohne Nachricht von den weißen Männern zurückkehrenden Indianer vermehrt. Sie glaubten sich von den Wilden getäuscht und beschlos-

sen den Schlangenindianern nichts mehr zu glauben. Dieser Entschluß war indeß bald wieder vergessen. Am nächsten Morgen kam ein Schlangenindianer ins Lager gesprengt und war kaum abgestiegen, als er auch schon seine Arme um das Pferd des Hrn. Stuart schlang, und es mit Küssen und Liebkosungen überhäufte. Hr. Stuart, der sein Pferd sehr werth hielt, war von diesem Entzücken, dessen Ursache sich bald kundgab, nichts weniger als erbaut. Der Wilde erklärte, daß das Pferd sein Eigenthum, und zwar sein bestes gewesen, und daß es ihm von den Wallah-Wallahs gestohlen worden sey. Hr. Stuart war über diese Erkennungsscene weder erfreut, noch Willens, irgend einen Anspruch von Seite des frühern Eigenthümers gelten zu lassen, denn das Thier war ein Muster seiner Race, und er hatte die Absicht, es mit sich nach New-York zu nehmen und Hrn. Astor zum Geschenk zu machen.

Mehrere von Hrn. Stuarts Leuten, die inzwischen herbeigekommen waren, erkannten in dem Schlangenindianer einen alten Freund und Bekannten, denn er war in der That einer der beiden Führer, die Hrn. Hunt und seine Begleiter über die Gebirge des tollen Flusses nach Fort Henry gebracht und später Hrn. Miller und seinen Gefährten einen guten Jagdgrund zu zeigen versprochen hatten. Der Leser wird sich erinnern, daß diese beiden Schlangenindianer von Hrn. Hunt den Auftrag erhielten, die Pferde in ihre Obhut zu nehmen, die er zu Fort Henry zurückzulassen beabsichtigte, im Fall er sich auf dem tollen Fluß einschiffen würde. Der Indianer wurde mit Fragen bestürmt, allein seine Antworten waren sehr unbestimmt und nur zum Theil verständlich. Von den Pferden erzählte er eine lange Geschichte, aus der hervorging, daß sie von wandernden Horden gestohlen und nach verschiedenen Richtungen hin zerstreut worden waren. Die Caches waren entdeckt und die darin befindlichen Gegenstände gestohlen worden. Die Nachrichten in Betreff Hrn. Millers und seiner Gefährten lauteten eben so wenig tröstlich; sie hatten sich eine Zeit lang an den obern Flüssen mit dem Biberfang beschäftigt und waren dann räuberischen Horden der Kräheninndianer in die Hände gefallen und von diesen rein ausgeplündert worden. Auf jede neue Frage erfolgte eine Unheil verkündende Antwort. Etwa zehn Tage früher hatte der Bericht erstattende Indianer drei andere weiße Männer getroffen, die zwar jeder noch ein Pferd, aber alle zusammen nur

eine einzige Flinte hatten. Auch sie waren den Krähen in die Hände gefallen. Der Schlangenindianer bemüht sich, die Namen der drei weißen Männer auszusprechen, und so viel sich aus seinem unvollkommenen Versuch schließen ließ, waren jene Männer drei von den vier Jägern Carson, St. Michael, Detayé und Delaunay, die Hr. Hunt am 28 September des vergangenen Jahrs auf den Biberfang an den obern Gewässern des Columbia ausgeschickt hatte.

Im Lauf der Unterredung sagte der Indianer Hrn. Stuart, daß der von Hrn. Hunt eingeschlagene Weg über die Rocky Mountains nicht nur sehr schlecht sey, sondern auch weit umführe, und daß er einen weit nähern und bequemern wisse. Hr. Stuart drang in ihn, die Reise mitzumachen und versprach ihm dafür eine Pistole nebst Pulver und Kugeln, ein Messer, einen Pfriem, einige blaue Glasperlen, einen Teppich und ein Fernglas. Einer solchen Menge kostbarer Dinge konnte der arme Indianer nicht widerstehen; zudem sehnte er sich nach den Prairien, denn er sey, wie er sagte, des Salms überdrüssig, und verlange nach Büffelfleisch. Er entfernte sich daher eilig, um seine Waffen und seine Kleidung zu holen, und versprach am nächsten Tage wieder zu kommen. Er hielt Wort, und da er wegen seines geliebten Pferdes keine weitere Erwähnung gegen Hrn. Stuart machte, so wurde die Reise in bester Eintracht fortgesetzt.

Noch nicht viele Meilen waren zurückgelegt, als man an eine große Biegung des Flusses kam, wo der Schlangenindianer die Reisenden versicherte, daß sie, durch die Berge gehend, einen Umweg von vielen Meilen ersparen würden. Die Reise durch das Gebirg würde indeß einen vollen Tag in Anspruch nehmen, weßhalb es gerathen sey, da Nachtlager zu halten, wo man sich befinde, und am nächsten Morgen zeitig aufzubrechen. Man that, wie er sagte, obschon man an diesem Tage nicht weiter als 9 Meilen gekommen war.

Am folgenden Morgen riß sich alles noch vor Anbruch des Tages aus den Armen des Schlafes, um den Weg in die Gebirge anzutreten; als sich die Mannschaft versammelte, vermißte man den indianischen Führer. Da man ihn indeß in der Nähe vermuthete, so trieb man einstweilen die Pferde zusammen, konnte jedoch das schöne Roß des Hrn. Stuart nicht finden. Vergebens spähte man nach dem vermißten Pferd und dem Indianer umher, beide waren verschwunden. Die Spuren von zwei Rossen, die eine hinter der andern, wurden entdeckt und bis auf einige Meilen oberhalb des

Lagers verfolgt. Es war nun klar, daß der Schlangenindianer die Nacht benützt und sich nicht nur mit seinem, sondern auch noch mit einem andern Pferd über den Fluß aus dem Staube gemacht hatte. Das Gelübde niemals wieder irgend einem Indianer zu trauen, wurde erneuert und zugleich beschlossen, in Zukunft die Pferde während der Nacht unter strenger Aufsicht zu halten. Eben so wenig wollte man jetzt den Weg verfolgen, den der flüchtige Indianer, der sich als einen so verschmitzten Betrüger erwiesen, bezeichnet hatte, sondern lieber die Reise längs dem Flusse fortsetzen. Die Hitze war drückend, und die Pferde wurden von den Stichen der Fliegen oft bis zur Wuth getrieben. Auch die Nächte vergingen ohne Ruhe, denn die Schwärme der Muskitos und die schwüle Luft verscheuchten den Schlaf von den Augen der müden Wanderer.

Am 20 August traten sie ihre Reise auf der Prairie, dem Schlangenfluß parallel, wieder an. Der Tag war schwül und einige unserer Reisenden gingen, von Durst gepeinigt, dem Flusse zu, um zu trinken. Das Ufer war dicht mit Weiden besetzt, hinter denen sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen einen Mann fanden, der sich mit dem Fischfang beschäftigte. Kaum hatte dieser die Wanderer bemerkt, als er ein Freudengeschrei erhob, denn der Fischende war niemand Anderer als John Hoback, einer der verlorenen Cameraden. Kaum hatte man sich gegenseitig begrüßt, als noch drei andere Männer aus dem Gebüsch hervorkrochen, in denen man Joseph Miller, Jacob Rezner und Robinson, den scalpirten Kentuckier, erkannte.

Der Leser wird sich erinnern, daß Hr. Miller seine Stelle als Theilhaber freiwillig aufgab, und zu Fort Henry nebst den drei genannten Jägern und einem vierten, Namens Caß, sich von Hrn. Hunt trennte. Der entblößte Zustand, in dem diese Männer sich befanden und ihre hohlen Wangen und Augen verriethen nur zu sehr, was sie gelitten. Nachdem sie Hr. Hunt verlassen, hatten sie einen Weg von 200 Meilen gegen Süden gemacht, wo sie an einem Fluß Biber fingen, der sich, ihren Angaben zufolge, südlich vom Columbia in den Ocean ergießen sollte, der aber vermuthlich kein anderer als der Bärenfluß war; ein Strom, der seine Gewässer in den See Bonneville entleert — eine ungeheure Masse von Salzwasser, westlich von den Rocky Mountains. Nachdem sie eine bedeutende Menge von Biberfellen zusammengebracht hatten, vertheilten sie dieselben in

Ballen, mit denen sie ihre Pferde beluden, und zweihundert Meilen gegen Osten vordrangen. Hier kamen sie zu einem Lager der Arapahays, von 60 Hütten, eine verbannte Horde der Arapahoes, die als verwegene Räuber berüchtigt waren. Diese fielen über die armen Jäger her, nahmen ihnen ihr Pelzwerk, den größten Theil ihrer Kleidung und die meisten ihrer Pferde ab. Sie mußten noch froh seyn mit dem Leben davon zu kommen, und nachdem sie noch 50 Meilen weiter gezogen waren, machten sie Halt, um zu überwintern.

Mit dem Beginn des Frühjahrs traten sie ihre Wanderung wieder an, wurden aber unglücklicherweise von derselben räuberischen Bande wieder eingeholt, die sie abermals beraubte, und ihnen die noch übrigen Pferde bis auf zwei abnahm. Mit diesen setzten sie unter Beschwerden und Entbehrungen aller Art ihre Reise fort. Flinten und Schießbedarf waren ihnen zwar geblieben, allein sie befanden sich in einer Wüste, wo es weder vierfüßige Thiere noch Vögel gab. Das einzige Mittel sich das Leben zu fristen bestand darin, sich immer am Fluß aufzuhalten und Fische zu fangen. Zu Zeiten wollte ihnen auch dieß nicht gelingen, und dann erreichten ihre Leiden eine furchtbare Höhe. Eins ihrer Pferde wurde ihnen im Gebirge von den Schlangenindianern gestohlen, und das andere von Caß entführt, der sie in der höchsten Noth treulos verließ. Zu Fuß mußten die armen Wanderer ihren Weg mehrere hundert Meilen weit fortsetzen, von Hunger, Durst und all dem Ungemach gepeinigt, das die Reise in einer Wüste mit sich bringt. Als Hrn. Stuarts Leute auf sie stießen, waren sie eben beschäftigt Fische zu fangen, um den quälenden Hunger zu stillen. Hätten die Leute, von denen sie aufgefunden wurden, nicht jenen Abstecher gemacht, um ihren Durst zu löschen, so wären sie wahrscheinlich unentdeckt geblieben, und hätten in der Wildniß umkommen müssen. Ihre Freude, sich wieder unter ihren alten Cameraden zu sehen, war gränzenlos, und nicht minder herzlich wurden auch sie von diesen begrüßt; alle Hände waren beschäftigt die geringen Vorräthe abzupacken und den ausgehungerten Wanderern eine stärkende Mahlzeit zu bereiten.

Am folgenden Morgen brachen alle zusammen auf, denn Hr. Miller und seine Gefährten hatten beschlossen das Jägerleben aufzugeben und Hrn. Stuart nach St. Louis zu begleiten. Mehrere Tage lang verfolgte man den Lauf des Schlangenflusses, und machte nur gelegentlich kleine Abstecher über Hügel und Vorgebirge, da

wo die Biegungen des Stroms dieß nothwendig machten. Die Reisenden kamen auf ihrem Wege durch mehrere Lager der Shoshonies, von denen sie nur zuweilen Salme erhielten, da die Wilden sich meist selbst in sehr dürftigen Umständen befanden. Hr. Stuart wünschte Pferde für Hrn. Miller und seine Gefährten einzuhandeln, allein die Indianer wollten durchaus keine ablassen, weil sie, wie sie sagten, deren nur gerade genug für ihren eigenen Bedarf hätten.

Am 25 August erreichten unsere Wanderer einen großen Fischplatz, dem sie den Namen der „Salmen-Fälle" gaben. Hier befand sich auf der Nordseite des Flusses ein senkrechter Wasserfall von 20 Fuß Höhe, während die Südseite eine fortlaufende Reihe von Stromschnellen bot. Hier werden die Salmen, indem sie versuchen über den Wasserfall zu springen, in ungeheurer Menge gefangen, und da eben die Zeit des Fischfangs war, so hatten die Shoshonies gegen hundert Hütten am Ufer aufgeschlagen und waren eifrig beschäftigt, die gefangenen Fische zu trocknen und aufzubewahren. Der Salm beginnt den Sprung über den Wasserfall bald nach Sonnenaufgang; zu dieser Zeit nun schwammen die Indianer bis zum Mittelpunkt des Falles, wo sie sich theils auf die Felsen stellten, theils bis zum halben Leib im Wasser stehen blieben, und die Fische, so wie sie den Sprung versuchten oder erschöpft zurück fielen, mit Speeren heraus stachen. Der Zudrang der Salme auf diesem Punkt war so groß, daß die Indianer auch nicht einen Augenblick unbeschäftigt blieben.

Die Speere zu diesem Fischfang sind von ganz eigner Form. Die Spitze besteht aus einem etwa sieben Zoll langen Stück Elenhorn und ist am äußersten Ende mit einem, mit stark gummirten Fäden befestigten Widerhaken versehen. Diese Spitze steht durch eine starke Schnur mit einem langen Stab von Weidenholz in Verbindung. Wenn nun der Fischer einen sichern Stoß führt, so dringt die Spitze des Speers durch den Leib des Salms, und dieser wird nun mit leichter Mühe aus dem Wasser gezogen, da er, weil die Schnur mit durch den Leib geht, nicht los kommt, was außerdem durch die Schwere und das Zappeln des gespießten Thieres leicht der Fall seyn würde. Hr. Miller war auf seinen Wanderungen bereits an diesen Fällen gewesen und hatte in einem einzigen Nachmittag mehrere tausend Salme auf diese Weise fangen sehen.

Er versicherte, daß er Salme oft dreißig Fuß hoch, vom äußersten Ende des Wasserfalls bis zu dessen Spitze hinan, habe springen sehen.

Nachdem Hr. Stuart einen bedeutenden Vorrath von den Fischern gekauft hatte, trat er seine Reise wieder an und kam am 29sten an den Caldron Linn. Hier sah er noch eines der Canots zwischen zwei Felsen stecken; man bemühte sich hinabzusteigen, allein die Ufer waren zu hoch und zu steil.

Man begann jetzt die Caches aufzusuchen, in der Absicht die Hrn. Crooks, Hrn. Mac Lellan und den Canadiern gehörigen Gegenstände herauszunehmen. Als man jedoch die Stelle erreichte, fand sich zum größten Erstaunen Aller, daß sechs der Caches offen und, bis auf einige Bücher, die zerstreut umherlagen, ausgeleert waren. Allem Anschein nach waren sie bereits im vergangenen Sommer geplündert worden. Da man nach allen Richtungen hin Fährten von Wölfen entdeckte, so vermuthete Hr. Stuart, daß diese Thiere durch den Geruch der Felle angelockt worden seyn und dadurch den Indianern das Geheimniß verrathen haben könnten.

Die drei noch übrigen Caches waren unberührt; sie enthielten Munition, nebst andern Gegenständen, und Biberfelle. Hievon nahm Hr. Stuart, was er bedurfte, legte dann sein überflüssiges Gepäck und die zerstreuten Bücher und Papiere in die Caches und ließ sie sorgfältig verschließen. Die unbezähmbare Jagdlust der westlichen Jäger gab sich bei dieser Gelegenheit auf schlagende Weise kund, denn kaum hatte das Kleeblatt der Kentuckier gesehen, daß die Caches vieles von dem enthielten, was sie bedurften, um nochmals auf den Biberfang auszugehen, als sie auch schon alle ihre Leiden vergessen hatten, und lieber ihr Glück nochmals in der Wildniß versuchen, als kahl und abgerissen nach Hause zurückkehren wollten. Hr. Miller dagegen erklärte, seine Reiselust sey vollkommen befriedigt und er entschlossen nach St. Louis und von da in den Schooß der Civilisation zurückzukehren.

Die drei Jäger wurden, ihrem Verlangen gemäß, mit dem Erforderlichen für eine zweijährige Jagd ausgerüstet; da sich indeß nicht alles vorfand, was sie bedurften, so beschlossen sie in dieser Gegend die Ankunft des Hrn. Reed abzuwarten, der zwanzig Tage nachdem Hr. Stuart sich am Wallah-Wallah von ihm getrennt hatte, nach den Caches aufbrechen sollte. Hr. Stuart stellte dem Jäger Robinson ein Schreiben für Hrn. Reed zu, in welchem er ihm Nach-

richt von seiner Reise und dem Zustande gab, in welchem er die Caches gefunden, und eine Abschrift dieses Briefes wurde in der Nähe der verborgenen Waaren an eine Stange befestigt. Als alles geordnet war, nahm Hr. Stuart mit seiner kleinen, jetzt sieben Mann starken Begleitung Abschied von den drei kühnen Jägern und wünschte ihnen von Herzen Glück. Auch wir wollen sie für jetzt ihrem Schicksal überlassen, um später den Bericht über ihr gefahrvolles Unternehmen zu beschließen.

Fünfundvierzigstes Capitel.

Die Wüsten am Schlangenfluß. — Räuberische Indianer. — Der riesige Krähenhäuptling. — Der zurechtgewiesene Poltron. — Indianische Signale. — Der tolle Fluß. — Die Reisenden kommen um ihre Pferde. — Indianischer Scherz. — Der gekränkte Scharfschütze.

Am 1 September setzten Hr. Stuart und seine Gefährten ihre Reise in östlicher Richtung längs dem Schlangenfluß fort. Je weiter sie vorwärts drangen, um so offener wurde das Land. Die Berge, welche den Fluß bisher eingeengt hatten, traten zu beiden Seiten zurück und ließen große, sandige Ebenen zwischen sich und den Ufern des Stromes. Zuweilen fanden sich kleine Oasen guten Weidelandes auf diesen dürren Steppen, und die Ufer des Flusses waren mit Weiden und Pappeln besetzt, so daß er sich, mitten durch eine weite von der Sonne versengte Landschaft gleichsam unter einem schattigen Dache dahin wand; allein der Boden war im Ganzen genommen äußerst schlecht und nur an einigen Stellen mit kleinen Wermuthbüschen und einigen dem Poley ähnelnden Salzpflanzen bedeckt. Zudem hatte die Sonnenhitze auch die wenigen Weideplätze fast ganz ausgedörrt. Das Wildpret war ganz verschwunden, und vergebens schaute der Jäger in die leblose Landschaft hinaus, über deren grauen Boden zu Zeiten nur einige Antilopen flüchtig wie Schatten dahin eilten, die zu erlegen auch dem geübtesten Schützen unmöglich war. Eine ganze Woche lang wanderten unsre Reisenden über diese ausgedörrte Wüste, auf der ein quälender Hunger ihr treuer Begleiter war, denn ihre Nahrung bestand in nichts als den wenigen Fischen, die sie aus dem Fluß fingen, und

dann und wann aus einer geringen Ration getrocknetem Salm oder einem Hund, den sie von den Shoshonies, denen sie hie und da begegneten, erhielten.

Dieser traurigen Einöde endlich müde, verließen sie am 7 September die Ufer des Schlangenflusses unter Leitung des Hrn. Miller, der während seiner Jagdzüge sich einige Kenntniß des Landes erworben und es über sich genommen hatte, Hrn. Stuart und seine Leute auf einem bessern und noch weiter aus dem Bereich der Schwarzfüße gelegenen Wege als der über Fort Henry, über die Gebirge zu führen. Er zeigte sich jedoch bald als einen unzuverlässigen Führer, denn unsre Reisenden verirrten sich zwischen rauhen Bergen, unbekannten Strömen und ausgedorrten Prairien. Endlich erreichten sie einen Fluß, wo Hr. Miller Biber gefangen, und dem er seinen Namen gegeben hatte, der aber, wie bereits bemerkt, wahrscheinlich kein anderer als der Bärenfluß war, der sich in den See Bonneville ergießt. An diesem Fluß und seinen Armen wanderten sie drei Tage lang aufwärts, von den wenigen Fischen ihr Leben fristend, die sie fingen. Bald bemerkten sie jedoch, daß sie sich in einer sehr gefährlichen Nachbarschaft befänden. Am 12 September, als sie eben ihr Lager früher als gewöhnlich aufgeschlagen hatten, gingen sie mit ihren Angeln aus, um zu fischen. Bei ihrer Rückkehr fanden sie das Lager von Indianern umschwärmt, die sie, zu ihrem größten Schrecken bald für Upsarokas oder Kräheníndianer erkannten. Ihr Häuptling, ein herculischer, über sechs Fuß hoher Mann, mit einem wahren Diebsgesicht, trat mit zuversichtlicher Miene näher, benahm sich aber anständig und schickte einige seiner Leute nach ihrem nicht weit entfernten Lager, von wo sie bald mit einem unsern Reisenden sehr angenehmen Vorrath von Büffelfleisch zurückkehrten. Der Häuptling erzählte Hrn. Stuart, daß er sich auf dem Wege zu den Schlangenindianern am westlichen Fuß der Gebirge unterhalb Fort Henry befinde, mit denen er Handel zu treiben pflege, da dort ein sehr guter, von den Gebirgsstämmen sehr gesuchter Tabak gebaut werde. Trotz aller dieser friedlichen Aeußerungen lag indeß so viel Unheimliches in der Miene dieses Indianers, daß unsere Reisenden sich eines lebhaften Mißtrauens nicht erwehren konnten. Nach und nach wurden der Indianer immer mehrere, bis endlich gegen Mitternacht 21 sich im Lager versammelt hatten, die sich sehr unruhig und unverschämt benahmen. Hr. Stuart war der

Pferde und des Gepäcks wegen in nicht geringer Unruhe und empfahl deßhalb seinen Leuten während der Nacht die strengste Wachsamkeit. Der Morgen brach indeß an, ohne daß auch nur das Geringste vorgefallen wäre, und nachdem Hr. Stuart den Wilden noch alles Büffelfleisch abgekauft hatte, das sie entbehren konnten, schickte er sich zur Weiterreise an. Die Indianer hätten indeß den begonnenen Handel gern noch weiter fortgesetzt und zeigten vor Allem großes Verlangen nach Schießpulver, wofür sie Pferde abzulassen sich erboten. Hr. Stuart lehnte es natürlich ab, sie mit einer so gefährlichen Waare zu versehen, und nun wurden die Wilden so zudringlich, daß er ihnen ihr Begehren rund abschlagen mußte. Der riesige Häuptling trat auf diese Weigerung einige Schritte näher, nahm eine hohe Miene an und gab, indem er sich auf die Brust schlug, zu verstehen, daß er ein angesehener, bedeutender Mann sey. Er erklärte ferner, wie es Sitte sey, daß wenn große Häuptlinge einander begegnen, sie sich gegenseitig Geschenke machen müßten, und Hr. Stuart möge daher nur von dem Pferde, auf dem er sitze, herab steigen und es ihm überlassen. Da Hr. Stuart sein Roß sehr werth hielt, schüttelte er zu dem Verlangen des indianischen Würdenträgers den Kopf, worauf dieser auf ihn zuschritt und, ihn bei den Schultern fassend, im Sattel hin und her bewegte, gleichsam als ob er Hrn. Stuart hätte begreiflich machen wollen, daß er für seine riesigen Fäuste nicht viel mehr als ein Kind sey. Hr. Stuart behauptete seine ruhige Haltung und fuhr noch immer fort, den Kopf zu schütteln. Der Häuptling fiel hierauf dem Pferd in den Zügel und gab ihm einen Hieb, daß es sich bäumte und seinen Reiter beinahe abgesetzt hätte. Jetzt riß Hr. Stuart eine Pistole aus der Halfter und setzte sie dem Raufbold an den Kopf. In einem Augenblick hatte die Poltronerie des ungeschlachten Wilden ein Ende und er verkroch sich hinter sein Pferd, um dem Schuß, den er befürchtete, auszuweichen, während Hr. Stuart seinen Leuten befahl ihre Gewehre auf die in einiger Entfernung dem Auftritt zuschauenden Indianer anzuschlagen, aber nicht zu feuern, worauf das Gesindel wie Spreu auseinander stob und sich hinter den nächsten Gebüschen auf den Boden warf.

Der jetzt ganz verlassene Häuptling stand einen Augenblick in Verwirrung, faßte sich aber mit ächt indianischer Schlauheit bald wieder und brach in ein lautes Gelächter aus, indem er sich bemühte

den ganzen Auftritt als einen Scherz von seiner Seite darzustellen. Hr. Stuart fand an einer so zweideutigen Kurzweil durchaus kein Behagen, allein da er Streit um jeden Preis vermeiden wollte, so stimmte er, so gut es ihm möglich war, in das Gelächter des spaßhaften Riesen ein, und machte ihm, um ihn für das verweigerte Pferd zu entschädigen, ein Geschenk mit zwanzig Patronen. Die Wilden schieden hierauf unter Freundschaftsversicherungen, obschon es keinem Zweifel unterlag, daß nur die geringe Anzahl seiner Begleiter und die entschlossene Haltung der Weißen den Krähenhäuptling von offner Gewalt abgehalten hatten. Die diebischen Wilden hatten indeß während ihrer kurzen Anwesenheit doch Mittel gefunden, einen Sack zu entwenden, der fast das ganze Küchengeräth der Expedition enthielt.

Die Reisenden setzten nach diesem Intermezzo ihren Weg in östlicher Richtung über eine Hügelkette fort. Der eben noch glücklich zurückgewiesene Angriff hatte sie überzeugt, daß sie sich in einer gefährlichen Gegend befänden, und sie waren in der That noch nicht weit gekommen, als sich ihnen abermals eine beunruhigende Aussicht eröffnete. Von den Gipfeln einiger der höchsten Gebirge sahen sie nämlich Rauchsäulen in verschiedenen Richtungen emporsteigen, die, wie sie vermutheten, von den Signalfeuern herrühren konnten, welche der Krähenhäuptling hatte anzünden lassen, um seine ganze Bande zu nachdrücklicher Verfolgung der Weißen aufzubieten. Um diesen Freibeutern so viel möglich aus dem Wege zu gehen, änderte Hr. Stuart seine Richtung, indem er sich gegen Norden wendete und, den Millers-Fluß verlassend, sich einem großen, aus dem Gebirg kommenden Arm desselben zuwandte, wo er nach einem ermüdenden Marsch von 25 Meilen das Lager aufschlagen ließ. Da die Nacht eben hereinbrach, so wurden die Pferde dicht am Lager angebunden und bis zum Anbruch des Tages Wachen ausgestellt. Mit Sonnenaufgang brachen die Wanderer wieder auf und kamen, noch immer eine nördliche Richtung verfolgend, über Berge, auf deren Gipfel sie eine weite Aussicht über das umliegende Land hatten. Zwar war keine Spur von den Kräheniudianern zu entdecken, allein dieß verbürgte noch keineswegs Sicherheit, da ihnen bekannt war, wie schlau diese Wilden sich zu verbergen wissen, wenn sie auf Raub ausgehen. Nach einem Weg von 21 Meilen über die Gebirge, wurde das

Lager am Ufer eines nach Norden strömenden Flusses aufgeschlagen. Am Abend forderte der Ruf: „Indianer!“ die Mannschaft unter die Waffen; dießmal waren es indeß nur drei armselige Schlangenindianer, die kaum erfuhren, daß eine Bande Krähen in der Nähe seyen, als sie auch schon in größter Bestürzung entflohen.

Noch einige beschwerliche Tage und unruhige Nächte brachten unsre Reisenden an einen bedeutenden und reißenden, gerade nach Norden fließenden Strom, den sie für einen der obern Arme des Schlangenflusses hielten — wahrscheinlich war es der Salzfluß. Sie beschlossen den Lauf dieses Stromes zu verfolgen, um noch weiter aus der Nachbarschaft der Krähen zu kommen, und dann den von Hrn. Hunt im Herbst zuvor über die Gebirge eingeschlagenen Weg einzuhalten. Der Versuch unter Hrn. Millers Leitung eine andere Straße zu finden, hatte einen großen Umweg gegen Süden zur Folge gehabt; lenkten sie nun auf den von Hrn. Hunt eingeschlagenen Weg ein, so waren sie mindestens sicher nicht irre zu gehen. Sie verfolgten demnach den Lauf des Flusses, und kamen nach drei Tagen an eine Stelle, wo er sich mit einem noch größern vereinigte, zugleich aber auch, zwischen Felsen und Abgründen dahin brausend, einen ungestümern Charakter annahm. Es zeigte sich später, daß unsere Reisenden sich jetzt an dem aus dem Tagebuch Hrn. Hunts bereits bekannten „tollen Fluß“ befanden, wo sie am 18 September bei guter Tageszeit ihr Lager aufschlugen.

Sechs Tage waren seit dem Auftritt mit den Krähen verstrichen, und die Reisenden hatten während dieser Zeit einen Weg von nahe an 150 Meilen gegen Norden und Westen zurückgelegt, ohne auch nur eine Spur von jenen Freibeutern entdeckt zu haben. Sie hielten sich daher für gesichert und wurden lauer in ihrer Wachsamkeit, indem sie den Pferden größere Freiheit auf ihren Weideplätzen gestatteten. Diese armen Thiere bedurften der Ruhe und Erholung, denn sie hatten Eilmärsche über rauhe Anhöhen, zwischen Felsenstücken und gefallenen Bäumen oder über sumpfige durch den Bau der Biber überschwemmte Niederungen machen müssen. Dieses fleißige Thier hält sich an allen Gebirgsströmen, wo es Weidenbäume zu seinem Unterhalt findet, in Menge auf, und hier führt

es zuweilen so hohe Dämme auf, daß sich Teiche oder Lachen bilden, durch welche die Reisenden oft auf ihrem Wege gehemmt wurden.

Am 19 September stand die Mannschaft sehr früh auf, und begann Anstalten zum Abmarsch zu machen. Die Pferde waren zwar zusammengebunden worden, doch hatte man ihnen gestattet auf der naheliegenden Weide zu grasen. Hr. Stuart befand sich am Ufer des Flusses, in geringer Entfernung vom Lager, als plötzlich der Ruf erscholl: „Indianer! Zu den Waffen!" Ein berittener Wilder, mit einer rothen Fahne, jagte hinter dem Lager einen Hügel hinan, machte auf dessen Gipfel Halt und schwenkte sein leuchtendes Banner. Jenseits des Lagers, in der Gegend, wo die Pferde grasten, ertönte in demselben Augenblicke ein fürchterliches Geschrei, und eine kleine Abtheilung Wilder jagte unter einem betäubenden Lärm heran. Die dadurch scheu gemachten Pferde eilten gerade durch das Lager dem rothen Bannerträger zu, dessen wehende Flagge ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und nun gab dieser seinem Pferde die Spornen, und sprengte von den durch das Geschrei der Wilden hinter ihnen immer scheuer werdenden Pferden gefolgt davon.

Hr. Stuart und seine Leute, die schon beim ersten Alarmruf zu ihren Gewehren gegriffen hatten, suchten die ihre Pferde verfolgenden Indianer abzuschneiden, allein in demselben Augenblicke ließ sich Geschrei von einer andern Seite her hören, wo eine Reserve der Wilden im Begriff stand über das Gepäck herzufallen. Unsere Reisenden eilten nun natürlich zu dessen Schutz herbei, waren aber kaum an dem bedrohten Punkt angelangt, als die Wilden unter Siegesgeschrei und Gelächter davon jagten. Der spaßhafte riesige Häuptling, der sich unter dieser Reservepartei befand, hatte die Frechheit sein Pferd anzuhalten, als er an Hrn. Stuart vorüberkam, sich im Sattel zu erheben, mit der Hand auf den unanständigsten Theil seines Körpers zu schlagen, und dabei einige höhnische Worte zu sagen, welche jedoch nicht verstanden wurden. Ben Jones hatte im Augenblick seine Büchse angeschlagen, um dem erbärmlichen Spaßmacher eine Kugel in seine so höhnend zur Schau gestellte Kehrseite zu senden, als er durch den Ruf Hrn. Stuarts: „Bei Eurem Leben, haltet ein! Ihr verderbt uns Alle!" zurückgehalten wurde.

Es kostete dem ehrlichen Ben viele Ueberwindung, die Büchse

abzusetzen, denn das Ziel war so schön und der Hohn gar zu plump. „Ach, Hr. Stuart!“ rief er aus, „laßt mich den Schuft aufs Fell brennen, und ich scheuk' euch meinen ganzen Lohn!“

Der Häuptling hatte inzwischen seine Bande wieder erreicht, und die ganze Teufelshorde verschwand nun mit den geraubten Pferden in den Schluchten, die rothe Fahne hoch emporstreckend und unter einem Geschrei und Gelächter, daß die Felsen wiederhallten. Die unberittenen Reisenden starrten ihnen in düsterer Verzweiflung nach, während Hr. Stuart dennoch nicht umhin konnte, den Scharfsinn zu bewundern, mit dem die Indianer ihren Angriff ausgeführt hatten, den er eine der kühnsten Thaten nannte, von denen er je unter den Indianern gehört. Die ganze Anzahl der Krähen belief sich auf höchstens zwanzig, und auf solche Art entführt eine kleine Abtheilung dieser Strauchdiebe oft einer ganzen Kriegerhorde ihre Pferde, die, wenn sie durch den Lärm einmal scheu gemacht worden sind, wie toll davon rennen.

Niemand war verdrießlicher über den Unfall als Ben Jones, der sich nochmals hoch und theuer vermaß, lieber einen ganzen Jahreslohn, als die Gelegenheit zu einem solchen Capitalschuß verlieren zu wollen. Hr. Stuart stellte ihm indeß die Folgen einer so raschen Handlung vor. Leben um Leben ist des Indianers Grundsatz, und der ganze Stamm würde gemeinsame Sache gemacht haben, um den Tod des Kriegers zu rächen. Die Expedition bestand aus nur sieben Mann ohne Pferde, die eine weite Gebirgsgegend zu durchwandern hatten, wo alle Indianer durch Signalfeuer binnen kurzer Zeit aufgeboten werden konnten, und der eben erlittene Verlust bewies zur Genüge, wie beharrlich diese Wilden sind, wenn sie sich einmal irgend etwas vorgenommen haben. Augenscheinlich waren sie den Reisenden eine ganze Woche lang nachgeschlichen, und hatten sich auf einem Weg von 150 Meilen den Tag über zu verbergen und bei Nacht um das Lager zu schleichen gewußt, um den günstigen Augenblick zur Ausführung des Raubes zu erlauern. Die Drohung Hrn. Stuarts, den Häupling zu erschießen und die schußfertigen Gewehre der Mannschaft hatten ohne Zweifel den diesen Wilden eigenen Hang zum Pferdediebstahl noch erhöht, ja die Ausführung des Unternehmens so zu sagen zu einem Ehrenpunkt gemacht, und sie würden den Reisenden eher auf ihrem ganzen Weg über die Rocky Mountains gefolgt seyn, als ihren Plan aufgegeben haben.

Sechsundvierzigstes Capitel.

Zurüstungen zur Fußreise. — Lauernde Spione. — Die raubsüchtigen Wilden werden in ihren Hoffnungen getäuscht. — Fahrt auf dem Wasser. — Spuren von Wilden. — Hartnäckigkeit Mac Lellan's. — Aussicht vom Gebirg herab. — Ferne Vulcane. — Krankheit Hrn. Crooks.

Tief fühlten es unsre Wanderer, daß es in dieser wechselvollen Welt nicht leicht einen unglücklicheren und gebeugteren Menschen geben könne, als einen Reisenden, der mitten in der Wüste seines Pferdes beraubt wird. Ein weiter Weg über rauhe Gebirge und unermeßliche Prairien lag vor ihnen, den sie nicht nur zu Fuße zurücklegen, sondern auch noch Alles, was sie an Gepäck, Lebensmitteln und Waffen bei sich hatten, selbst tragen mußten. Ihre Muthlosigkeit war jedoch nur vorübergehend, und bald fanden sie sich mit jener Bereitwilligkeit, welche das Leben in der Wüste lehrt, in ihre veränderte Lage.

Ihre Aufmerksamkeit war zuvörderst darauf gerichtet, von ihrem Gepäcke nur das auszuwählen, was zur Reise unumgänglich nothwendig war und das Uebrige in Caches unterzubringen. Der ganze Tag ging unter dieser Beschäftigung hin, und nach einem spärlichen Mahl legten sich unsre Reisenden mit schwerem Herzen zur Ruhe. Am nächsten Morgen standen sie bei guter Zeit auf, um die Last, die jedem zufiel, in tragbaren Stand zu setzen, während Ben Jones eine Biberfalle heimsuchte, die er Tags zuvor in geringer Entfernung vom Lager aufgestellt hatte. Zu seiner herzlichsten Freude fand er einen mittelgroßen Biber darin, der für ihn und seine hungrigen Cameraden gerade zum Frühstück hinreichte. Als er den Rückweg mit seiner Beute antrat, bemerkte er ein paar Köpfe über den Rand eines überhängenden, mehrere hundert Fuß hohen Felsens hervorragen, die er für ein paar Wölfe hielt. Während seines Marsches blickte er zuweilen nach ihnen empor, und sah sie stets unverrückt an derselben Stelle Wache halten. Jetzt begann ein Verdacht bei ihm aufzusteigen, daß es vielleicht ein paar indianische Spione seyn könnten, und wären sie nicht außer Schußweite gewesen, so würde er sie ohne Zweifel mit einer Kugel begrüßt haben. Im Lager angekommen, lenkte er sogleich die Aufmerksamkeit seiner Cameraden auf die Späher in der Höhe; auch sie hielten sie Anfangs

für Wölfe, allein ihre unbewegliche Wachsamkeit überzeugte sie bald, daß es Indianer waren, die ohne Zweifel lauerten, wohin die Reisenden das Gepäck, das sie nicht fortbringen konnten, verbergen würden. Daß die Caches ihren Luchsaugen entgehen würden, war nicht wahrscheinlich, und der Gedanke, daß diesen Strauchdieben noch mehr Beute in die Hände fallen solle, war Allen unerträglich. Um ihre Hoffnung zu zerstören, legten die Reisenden daher Alles, was sie nicht fortbringen konnten, auf einen Haufen, den sie auf der Stelle anzündeten, und dann das, was nicht verbrannt war, in den Fluß warfen. Kaum war dieß geschehen als sie auch schon ihr Gepäck auf die Schultern warfen, und gegen 10 Uhr Morgens ihre Fußwanderung antraten.

Sie schlugen den Weg längs der Ufer des tollen Flusses ein, der sich durch die Schluchten der Gebirge drängt, und auf der Ebene unterhalb Fort Henry in den Schlangenfluß ergießt. Hr. Stuart hoffte dort Lager von Schlangenindianern zu treffen, von denen er ein paar Pferde zum Transport des Gepäcks einhandeln könnte. In diesem Fall wollte er dann den Weg gegen Osten über die Gebirge wieder einschlagen, und noch vor Eintritt des Winters den Cheyenne-Fluß zu erreichen suchen. Sollte es ihm jedoch nicht gelingen, Pferde zu bekommen, so blieb ihm wahrscheinlich nichts übrig als diesseits der Gebirge, etwa am obern Theil des Colorado, zu überwintern.

Ungeachtet aller Vorsicht, nur das Nöthigste mitzunehmen, waren die armen Fußgänger doch sehr schwer beladen, und ihre Bürde machte den rauhen Weg noch beschwerlicher. Dabei hatten sie viel vom Hunger zu leiden, denn die wenigen Fische, die sie fingen, reichten nicht hin, ihn zu stillen; ihre bedeutendste Hülfsquelle blieb daher eine alte Biberfalle, die sie, zum Glück mitgenommen hatten, und so oft sie so glücklich waren, einen Fang zu machen, wurde die Beute sogleich vertheilt.

Nach einem mühsamen Marsch von 18 Meilen, zu dem sie volle zwei Tage brauchten, machten unsere Reisenden am 21 Halt, um zwei Flosse zu bauen, mit denen sie auf die Nordseite des Flusses hinüberzusetzen gedachten. Am nächsten Morgen schon schifften sie sich auf denselben ein, und stießen vom Lande ab. Da sie die Flosse fest genug für die heftige Srömung fanden, so änderten sie ihren Plan und wagten es, den Fluß hinab zu fahren. Der Strom

war in der That sehr reißend, von einhundert bis zu zweihundert Schritten breit, und wand sich in allen Richtungen durch schwarze, sehr harte und mit Fichten und Cedern besetzte Felsen. Die Gebirge östlich vom Fluß waren Ausläufer der Felsenkette und sehr hoch; die gegen Westen aber waren nicht viel mehr als kahle, nur hier und da dürftig mit Gras bekleidete Hügel.

Der tolle Fluß, obschon seiner heftigen Strömung wegen diesen Namen verdienend, war doch frei von Strudeln und Fällen und strömte in einem einzigen Canal zwischen kiesigen Ufern, zuweilen dicht mit Zwergweiden und Pappeln besetzt, die einer Menge von Bibern Nahrung gaben, so daß es den Reisenden nun nicht mehr an Lebensmitteln fehlte. Ben Jones erlegte zudem noch einen Damhirsch und einen Vielfraß, und da man das Fleisch auf dem Floß leicht unterbringen konnte, so war die Speisekammer wohl versehen. Unsre Reisenden fuhren so drei Tage lang mit der Strömung den Fluß hinab, und brachten die Nächte stets am Lande zu. Gegen Abend des dritten Tags landeten sie an einer kleinen Insel, wo sie die Fährte von Elens entdeckten. Ben Jones war so glücklich eines dieser Thiere zu verwunden, das sich augenblicklich ins Wasser flüchtete, aber, zu schwach der Strömung zu widerstehen, ungefähr eine Meile weit fortgerissen und ans Ufer geworfen wurde. Hier holten es unsre Reisenden wieder ein, und da eben ein Gewitter im Anzuge war, so schlugen sie ihr Lager am Ufer auf, wo sie den ganzen folgenden Tag blieben, und sich so gut als möglich gegen den mit Schnee und Hagel vermischten Regen schützten, der ihnen einen Vorschmack von den Beschwerden des Winters gab. Als die Mannschaft das erlegte Elen ausweidete, fand sich, daß es etwa eine Woche früher schon von Jägern verwundet worden seyn mußte, denn man fand zwei ältere Wunden, in deren einer eine Pfeilspitze und in der andern eine Kugel stack. In der Wildniß erweckt auch der geringfügigste Umstand Aufmerksamkeit; die Schlangenindianer hatten keine Feuerwaffen, die Kugel konnte daher von keinem solchen Wilden herkommen. Man befand sich aber an den Gränzen der Gegend, wo die Schwarzfüße umherschwärmten, welche Flinten führten, und schloß daher, daß das Elen von einigen dieser räuberischen Wilden gejagt worden seyn müsse, diese mithin in der Nähe seyn konnten. Dieser Gedanke machte dem Trost, den unsere Reisenden in der bequemen Wasserfahrt gefunden hatten, plötzlich ein Ende.

Noch drei Tage setzten sie die Fahrt auf dem Flosse fort. Das Wetter war seit dem letzten Ungewitter sehr kalt geworden. Ungefähr 90 Meilen auf dem Fluß abwärts gekommen, bemerkten sie, daß die Gebirge rechter Hand jetzt bis zu mäßigen Hügeln herabgesunken waren; sie stiegen daher ans Land, und schickten sich an, die Reise zu Fuß fortzusetzen. Nachdem sie einen Tag damit zugebracht hatten, sich Mocassinen zu verfertigen, und ihr getrocknetes Fleisch in Portionen zu 20 Pfund für den Kopf zu vertheilen, wendeten unsere Reisenden dem Fluß am 29 Sept. den Rücken, und schlugen eine nordöstliche Richtung ein, indem sie am südlichen Saume des Gebirgs hinzogen, an dem Fort Henry liegt.

Ihr Marsch war eben so langsam als beschwerlich; zum Theil führte er über einen Alluvialboden, dicht mit Gebüsch von Weiden, Pappeln und Hagedorn bedeckt, zum Theil über rauhe Anhöhen. Drei Antilopen kamen bis auf Schußweite heran, allein man wagte nicht auf sie Jagd zu machen, aus Furcht durch das Schießen die Schwarzfüße herbeizulocken. Im Laufe des Tags kamen die Reisenden auf die dem Anschein nach etwa drei Wochen alten Spuren von mehrern Pferden, und am Abend schlugen sie ihr Lager am Ufer eines kleinen Flusses, und zwar an derselben Stelle auf, wo die Eigenthümer jener Pferde gelagert hatten.

Am nächsten Morgen verfolgten sie diese Spur noch eine Strecke weit, kamen aber dann an eine Stelle, wo sie sich nach allen Richtungen hin zerstreute und verlor; ein Beweis, daß jene Horde sich hier in mehrere kleine Jagdpartien aufgelöst hatte, und sich wahrscheinlich noch in der Nähe befand; es war daher die äußerste Vorsicht erforderlich. Jede Anhöhe am Wege wurde scharf ins Auge gefaßt, ob nicht etwa ein Spion dort laure oder eine Rauchsäule emporsteige; allein es war durchaus nichts zu sehen: regungslos und ausgestorben lag die Landschaft vor den Blicken der Wanderer.

Gegen Abend kamen sie an mehrere heiße Eisen- und Schwefelquellen, welche die Atmosphäre mit dichtem Dampf erfüllten. Hier, in einer tiefen Höhle, schlugen sie ihr Lager auf. Hr. Crooks, der sich schon seit zwei Tagen unwohl gefühlt hatte, wurde in dieser Nacht, zum großen Bedauern Aller, von einem heftigen Fieber befallen. Bald nach Tagesanbruch traten die Reisenden in-

deß dennoch ihren Marsch wieder an. Als sie aus der Schlucht empor stiegen wurde Rath gehalten über den einzuschlagenden Weg. Setzten sie ihre Reise rings um den Saum des Gebirges fort, so geriethen sie in Gefahr, den Jagdzügen der Schwarzfüße in der Ebene zu begegnen. Es schien daher besser, gerade über die Gebirge zu gehen und die Beschwerden eines solchen Wegs, der größern Sicherheit wegen, die er bot, nicht zu achten. Dieser Rath wurde indeß von Mac Lellan als feig verworfen. Aufbrausend und ungeduldig, wie wir ihn ohnehin schon kennen, war er durch die Beschwerden der Reise und seine wunden Füße nur noch reizbarer geworden. Er konnte den Gedanken an eine weitere Gebirgsreise und ihre Mühen nicht ertragen und schwur, lieber ganz allein allen Schwarzfüßen des Landes die Spitze bieten zu wollen. Er wurde indeß überstimmt, und die Reisenden eilten die Gebirge hinan, indem sie sich mit dem frohen Muthe der Jugend einer den andern an Schnelligkeit zu überbieten suchten. Mac Lellan, doppelt so alt als mancher seiner Gefährten, verlor bald den Athem und blieb zurück. Bei Vertheilung des Gepäcks war ihm die Biberfalle zu seinem Antheil zugefallen; ärgerlich und gereizt, schwur er, sie nicht mehr tragen zu wollen, und warf sie den halben Berg hinab. Man bot ihm statt derselben einen Pack mit getrocknetem Fleisch, allein auch dieses warf er zornig auf den Boden, indem er sagte, jene möchten es tragen, die es bedürften, ihm schaffe seine Flinte, was er täglich brauche. Mit diesen Worten trennte er sich von seinen Gefährten, und schlug den Weg am Fuß der Gebirge ein, indem er noch beifügte, daß er das Gebirgsteigen denen überlasse, die das Herz nicht hätten, einem Indianer ins Gesicht zu sehen. Vergebens führte ihm Hr. Stuart sein übereiltes Benehmen und die Gefahren, denen er sich aussetze, zu Gemüthe; er schlug jede Warnung in den Wind, und selbst die Vorstellung, daß er auch seine Gefährten in Gefahr bringe, wenn er auf der nackten Ebene von Indianern entdeckt werde und sie dadurch auf die Vermuthung bringe, daß noch mehr weiße Männer in der Nähe seyn müßten, machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Mac Lellan war ein Mann von eisernem Willen, der keine Furcht kannte, und so mußte man ihn denn gern oder ungern ziehen lassen.

Hr. Stuart und seine Begleiter fanden den Uebergang über die Gebirge, des Schnees wegen, der an einigen Stellen schon von bedeutender Tiefe war, wiewohl der October eben erst begonnen hatte,

etwas schwierig. Die Reisenden überschritten den Gipfel bald nach Mittag und erblickten eine Ebene unter sich, die sich ungefähr 20 Meilen weit ausdehnte und an die Pilot Knobs stieß, die Hrn. Hunt auf einem großen Theil seines Wegs als Landmarken gedient hatten. Durch die zwischenliegende Ebene schlängelte sich ein gegen 50 Schritt breiter Fluß, dessen Wasser dem Auge sehr oft durch das dichte Weidengebüsch an seinen Ufern verborgen war. Diejenigen unter den Wanderern, welche diese Reise bereits gemacht hatten, zeigten Hrn. Stuart, wo das verödete Henry's Fort liegen müsse, wo sie ihre Pferde verlassen und sich eingeschifft hatten, und unterrichteten ihn zugleich, daß der durch die Ebene sich windende Strom halbwegs zwischen dem Fort und der Mündung des Schlangenflusses in den Henry-River falle. Der Charakter dieser ganzen Gebirgsregion war entschieden vulcanisch, und gegen Nordwesten, zwischen Henry's Fort und den Quellen des Missouri, bemerkte Hr. Stuart mehrere sehr hohe mit Schnee bedeckte Gebirgsspitzen, von welchen aus zweien starke Rauchsäulen emporstiegen.

Als unsre Wanderer das Gebirge hinabstiegen, sahen sie Mac Lellan in der Ferne über die Ebene hinschreiten. Ob er sie gewahr wurde oder nicht, ließ sich nicht bestimmen; allein so viel war gewiß, daß er keine Lust zu haben schien wieder zu ihnen zu stoßen, denn er setzte seinen einsamen Weg rasch fort. Noch sechs Meilen mußten die Wanderer, nachdem sie in die Ebene herabgekommen waren, zurücklegen, ehe sie den Fluß erreichten, der etwa knietief war; hier schlugen sie das Nachtquartier auf. Hrn. Crooks Fieber wurde in der Nacht so heftig, daß er nicht weiter konnte. Einige von der Mannschaft drangen in Hrn. Stuart, die Reise ohne den Kranken fortzusetzen, indem sie ihn an die Gefahren erinnerten, denen längeres Verweilen in dieser Gegend sie aussetzen würde. Nicht nur die Schwarzfüße waren zu fürchten, auch der Winter rückte immer näher, die Gebirge waren des Schnee's wegen fast nicht mehr zu passiren, und ungeachtet ihrer erschöpften Mundvorräthe durften sie doch nicht wagen, ihre Flinten zu brauchen, aus Furcht die Schwarzfüße herbeizuziehen.

Diese Gründe waren zu wichtig, als daß sich ihnen hätte widersprechen lassen, allein der Gedanke einen Mitmenschen, einen Cameraden im hülflosesten Zustande in einer Wüste zu verlassen, war zu empörend für sein Gefühl, als daß Hr. Stuart auch nur einen

Augenblick in seinem Entschluß hätte schwanken können. Er stellte seinen Leuten vor, daß die Krankheit des Hrn. Crooks von keiner langen Dauer seyn könne, und er wahrscheinlich binnen einigen Tagen schon im Stande seyn werde, die Reise fortzusetzen. Nur mit Mühe gelang es ihm jedoch seine Leute zum Ausharren zu bewegen, und es bedurfte des dringendsten Zuredens, um der Menschlichkeit über die Furcht den Sieg zu verschaffen.

Siebenundvierzigstes Capitel.

Ben Jones und ein grauer Bär. — Spuren von Mac Lellan. — Besonderer Töpferthon. — Erdfarben. — Traurige Lage Mac Lellans. — Hungersnoth. — Gräßlicher Vorschlag. — Hülfe in der Noth. — Ein indianisches Grab. — Gastfreundliche Schlangenindianer. — Ein Bündniß zu Schutz und Trutz.

Da unsre Reisenden sich in einer Gegend befanden, wo der Knall einer Flinte ihnen die Wilden auf den Hals ziehen konnte, so waren sie hinsichtlich ihres Unterhalts auf ihre Biberfalle beschränkt. An dem kleinen Fluß, wo sie lagerten, fanden sich viele Biberfährten, und Ben Jones machte sich mit Tagesanbruch auf den Weg, um einen geeigneten Platz zum Fang aufzusuchen. Als er so mit der Flinte in der Hand und der Falle auf der Schulter, längs dem Weidendickicht hinschritt, hörte er plötzlich ein krachendes Geräusch und sah, als er sich umwandte, einen ungeheuern grauen Bär mit schrecklichem Gebrumm auf sich zueilen. Den kühnen Kentuckier setzte das Ungeheuer durchaus nicht in Schrecken; er legte an und drückte ab. Der Bär war verwundet, aber nicht tödtlich; statt jedoch, wie diese Thiere gewöhnlich zu thun pflegen, auf seinen Feind loszustürzen, zog er sich ins Gebüsch zurück; Jones verfolgte das Ungeheuer mit gehöriger Vorsicht, allein der Graue entkam.

Da wegen der Krankheit Hrn. Crooks ein mehrtägiger Aufenthalt nöthig wurde, und die Biber nicht so häufig in die Falle gingen, daß man sich hinsichtlich des Unterhalts allein auf sie hätte beschränken können, so wurde es durchaus nöthig, selbst auf die

Gefahr der Entdeckung hin, einen Jagdzug zu unternehmen. Ben Jones erhielt daher Erlaubniß, mit seiner Flinte die Gegend um das Lager abzusuchen, und machte sich, allen Bären und Schwarzfüßen zum Trotz, am Fluß hinauf auf den Weg. Mit großer Freude kehrte er nach wenigen Stunden schon mit der Nachricht zurück, daß er einige Meilen vom Lager Fährten von Elens entdeckt und auch bereits fünf erlegt habe. Der glückliche Jäger wurde mit Jubel begrüßt, und die gesammte Mannschaft brach sogleich nach der Stelle auf, wo das Wild lag. Hr. Crooks mußte die ganze Strecke getragen werden, denn er war unfähig zu gehen. Unsre Reisenden ruhten nun drei Tage aus, ließen sich das Elenfleisch trefflich schmecken, und trockneten so viel, als nur immer fortzubringen möglich war.

Am 5 October befand sich Hr. Crooks durch einige einfache Mittel und einen „indianischen Schweiß" so weit hergestellt, daß er wieder aufbrechen konnte; man machte sich daher langsam wieder auf den Weg und vertheilte sein Gepäck unter die Uebrigen. Die erste Tagereise betrug nur acht Meilen in südlicher Richtung, größtentheils durch Sümpfe, welche durch die sinnreiche Arbeit des Bibers erzeugt worden waren; denn diese Thiere hatten eine Menge kleiner Bäche, die von dem Pilot Knobsgebirg herabkamen, aufgedämmt und fast das ganze niedre Land unter Wasser gesetzt. Auf dem Wege wurde ein grauer Bär erlegt, der in den Weichen einen mehr als drei Zoll dicken Schmeer hatte — eine recht angenehme Zugabe zu dem Vorrath von Elenfleisch. Am folgenden Tag fühlte Hr. Crooks sich wieder stark genug, seine Flinte und seine Pistolen tragen und einen Marsch von 17 Meilen längs des Saumes der Ebene machen zu können.

Der Weg wurde mit jedem Tage beschwerlicher. Das Bett eines Flusses aufwärts verfolgend überstiegen die Reisenden den rauhen Gipfel des Pilot Knob, der bereits mit neun Zoll tiefem Schnee bedeckt war. Mehrere Tage nach einander hielten sie sich so viel möglich gegen Osten, über felsige Anhöhen, reißende Ströme und durch tiefe Thäler wandernd. Oft führte der schwindelnde Pfad am Rande mehr als hundert Fuß tiefer Abgründe hin, wo ein einziger Fehltritt den unvermeidlichen Sturz in einen unten brausenden Bergstrom zur Folge haben mußte. Eine der größten Beschwerden für unsre Wan-

dere, war das häufige Durchwaten der eiskalten, in zahllosen Krümmungen ihren Weg durchschneidenden Berggewässer.

Zu allen diesen Mühsalen gesellten sich nun auch noch die Qualen des Hungers. Der kleine Vorrath von Bären- und Elenfleisch reichte nur auf eine kurze Zeit aus, und zudem daß die Reisenden, der Eile wegen, zu welcher die Jahrszeit sie drängte, sich die Zeit zum Jagen nicht nehmen konnten, ließ sich auch fast gar kein Wild sehen. Drei Tage lang mußten sie sich mit einer kleinen Ente und einigen Forellen begnügen. Zuweilen sahen sie wohl Heerden von Gazellen, und versuchten alles nur Mögliche, um sie zum Schuß zu bringen; allein diese Thiere waren noch scheuer als gewöhnlich, und spotteten durch ihre Schnelligkeit allen Anstrengungen der Jäger. Endlich gelang es ihnen dennoch ein solch flüchtiges Thier zu erlegen, von dem unsre Reisenden mehrere Tage lang zehrten, obschon es sehr mager war.

Am 11 lagerten sie an einem kleinen Fluß unweit der Gebirge des spanischen Flusses. Hier trafen sie auf Spuren von dem einsamen Wanderer Mac Lellan, der noch immer ihnen voraus durch die öden Gebirge zog. Er hatte die Nacht zuvor an diesem Flusse zugebracht, denn es fand sich noch die Asche von dem Feuer, an dem er geschlafen, und die Ueberbleibsel von seinem elenden Nachtmahl. Auch Mac Lellan hatte wahrscheinlich Hunger gelitten, allein er war doch noch immer besser daran als unsere Wanderer, die an diesem Abend auch nicht einen Mundvoll zu essen hatten. Am folgenden Morgen standen sie mit leerem Magen wieder auf, und begannen mit Tagesanbruch das steile Gebirg zu erklimmen, auf dem sich nach verschiedenen Richtungen hin Spuren vulcanischer Thätigkeit zeigten. Es fand sich hier auch jene Art von Thon, aus dem die Indianer ihr irdenes Geschirr verfertigen. Er ist sehr leicht, fein, von angenehmem Geruch, und von brauner gelb gefleckter Farbe. Er löst sich sehr leicht auf, und die aus ihm verfertigten Gefäße sollen den in ihnen aufbewahrten Flüssigkeiten einen sehr angenehmen Geruch mittheilen. In diesen Gebirgen gibt es auch eine Menge von Erdfarben, deren sich die Indianer bedienen, um den Körper damit zu malen; besonders häufig sind eine blaßrothe und eine zinnoberrothe, welch' letztere von den Wilden besonders geschätzt wird.

Gegen Mittag erreichten die Reisenden die obern aus mehrern

kleinen Bächen bestehenden Gewässer des Flusses, und kamen gegen Abend an den Hauptstrom — ein etwa 160 Schritte breiter, aber seichter Fluß, der sich durch ein Gebirgsthal dahin schlängelte. Hier hatten die hungrigen Wanderer Büffel zu finden gehofft, und sich in Gedanken schon an dem delicaten gerösteten Rippenfleisch erlabt; allein zu ihrem größten Mißvergnügen fanden sie die Ufer des Flusses ganz verödet, und einige ältere Fährten zeigten, daß vor einiger Zeit wohl Heerden von Büffeln hier vorübergezogen sein mochten; jetzt aber war weder ein Horn noch ein Huf von diesen Thieren in der verödeten Landschaft zu erblicken. Einige Antilopen schauten zwar von dem Rücken eines Hügels neugierig herab, eilten aber, flüchtig wie der Wind, davon, sobald ein Jäger sich nahte.

Vom wüthendsten Hunger gepeinigt, gingen unsere Reisenden mehrere Meilen weit am Flusse hinab, um nach Fährten von Bibern zu spähen. Als sie deren fanden schlugen sie ihr Lager in der Nähe auf, und Ben Jones stellte sogleich seine Falle auf. Kaum war dieß geschehen, als man gegen Südwest eine starke Rauchsäule aufsteigen sah, die mit Freudengeschrei begrüßt wurde, weil Alle der Meinung waren, sie verkünde die Nähe eines indianischen Lagers, wo man Lebensmittel zu finden hoffte, denn der quälende Hunger hatte selbst die Furcht vor den Schwarzfüßen überwunden. Le Clerc, einer der Canadier, wurde sogleich auf Kundschaft ausgesandt, und alle Uebrigen blieben bis spät in die Nacht hinein auf, seine Rückkehr erwartend; allein die Mitternacht kam heran und Le Clerc wollte sich noch immer nicht einfinden. Nochmals mußte man sich mit leerem Magen niederlegen, und sich mit der Hoffnung trösten, am nächsten Morgen einen Biber zum Frühstück in der Falle zu finden.

Mit Tagesanbruch eilten alle von Hunger gespornt der Falle zu, fanden aber nichts als die Vorderpfoten eines Bibers, ein Anblick, der sie fast zur Verzweiflung brachte. Niedergeschlagenen Muthes traten unsre Reisenden ihre Wanderung wieder an, und waren noch nicht weit gekommen, als sie den Canadier Le Clerc in der Ferne bemerkten. In der freudigen Hoffnung guter Nachrichten eilten ihm Alle entgegen, allein der arme Le Clerk hatte keine solchen zu geben. Nicht weit von dem Feuer, dessen Rauch bei unsern Reisenden so frohe Hoffnungen erregte, fand er den einsamen Wanderer Mac Lellan mit Fischen beschäftigt, und in einem nicht minder trostlosen Zustand als seine ehemaligen Cameraden. Es wollte

kein Fisch anbeißen, und überhaupt hatte er während der zwölf Tage, die er ganz allein in den Gebirgen umherzog, kaum so viel gefunden, um sein Leben nothdürftig zu fristen. Ungeachtet eines bedeutenden Uebelbefindens war er dennoch vorwärts gegangen, jetzt aber hatten seine Kräfte sich erschöpft, und er war deßhalb sehr erfreut, Hrn. Stuart mit seinen Leuten so nahe zu wissen. Er erklärte, ihn da erwarten zu wollen, wo er sich befände, denn ohne vorher etwas gegessen zu haben, könne er keinen Schritt weiter gehen.

Als unsere Reisenden zu jener Stelle kamen, fanden sie den armen Mac Lellan, mehr einem Skelett als einem lebenden Menschen ähnlich, am Boden liegen, und so schwach, daß er kaum das Haupt erheben oder sprechen konnte. Die Gegenwart seiner Cameraden schien den schwachen Lebensfunken etwas anzufachen; leider aber konnten die selbst ganz Ausgehungerten ihm keine Labung reichen. Sie drangen in ihn, aufzustehen und sie zu begleiten; er schüttelte aber den Kopf, indem er sagte, es sey vergebens, ohne eine Erquickung könne er nicht weiter, und da keine Aussicht auf eine solche sey, und er also doch auf dem Wege sterben würde, so zöge er vor, da liegen zu bleiben, wo er sich befinde. Durch vieles Zureden brachte man ihn endlich so weit, daß er sich aufraffte; seine Flinte und sein übriges Gepäck trugen seine Cameraden, die den ganz Ermatteten führten und unterstützten, und auf diese mühsame Weise gegen 17 Meilen mit ihm zurücklegten. Der Weg führte über eine sandige Ebene, und da man in der Nähe eines kleinen Flusses einige Antilopen bemerkte, beschloß man hier das Lager aufzuschlagen, und alle, die noch einer Anstrengung fähig waren, auf die Jagd auszusenden. Ihre Mühe war jedoch abermals vergebens, und mit Einbruch der Nacht kehrten die Jäger, der Verzweiflung nahe, zu ihren bis zum Tode ermatteten Cameraden ins Lager zurück.

Als man Vorbereitungen traf, um sich zum drittenmale mit leerem Magen schlafen zu legen, trat Le Clerc, der Canadier, mit der Flinte in der Hand, zu Hrn. Stuart heran und sagte: „Es ist vergebens, wenn wir versuchen, ohne Nahrung auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Wir haben eine drei bis vier Tagereisen lange sandige Ebene vor uns, auf der auch nicht das geringste Eßbare zu finden ist, und müssen alle umkommen, ehe wir noch das Ende

dieser Sandfläche erreichen. Es ist daher besser, daß Einer sterbe, um die Uebrigen zu retten." Sein Vorschlag ging dahin, Loose zu ziehen, und um Hrn. Stuart zu Annahme des Vorschlags geneigt zu machen, sollte dieser, als ihr Anführer, von dem Loosen ausgenommen werden.

Hr. Stuart schauderte vor einem so entsetzlichen Ansinnen zurück, und bemühte sich, den Canadier zur Vernunft zu bringen; da aber alles Zureden nichts fruchten wollte, legte er sein Gewehr an und drohte den Wahnsinnigen niederzuschießen, wenn er ferner noch auf einem so gräßlichen Vorschlag beharre. Der arme Teufel fiel bei dieser Drohung auf die Kniee, und schwur unter den demüthigsten Betheuerungen, nie wieder an einen solchen Gräuel zu denken. Da die Ruhe im Lager nun wieder hergestellt war, legte sich Alles schlafen; Hr. Stuart aber war durch den empörenden Auftritt so erschüttert, daß er kaum sein elendes Lager zu erreichen vermochte. Seiner Erschöpfung ungeachtet, brachte er eine schlaflose Nacht mit Betrachtungen über seine traurige Lage zu. Vor Tagesanbruch brachen unsre Reisenden wieder auf, denn nichts hielt sie auf, da sie kein Frühstück zu bereiten hatten, um den nagenden Hunger zu stillen. Hier und da lagen Büffelknochen am Weg, ein deutlicher Beweis, daß solche Thiere hier erlegt worden waren, und zugleich ein Anblick, der dazu diente, den Verschmachtenden ihr Elend noch fühlbarer zu machen. Nach einem Marsch von neun Meilen über die sandige Ebene stiegen sie eine Hügelkette hinan, und hatten kaum noch zwei weitere Meilen zurückgelegt, als sie zu ihrer größten Freude einen alten versprengten Büffelstier entdeckten, auf den wahrscheinlich Jagd gemacht worden war, und der sich von seiner Heerde verloren hatte. Alle brachen auf um das Thier zu umringen, und die Beute sich nicht entgehen zu lassen, an der ihr Leben hing. Mit vieler Mühe gelang es den ermatteten Wanderern das Thier zu erlegen, und kaum war es gefällt, so stürzten alle darüber her, um es aufzubrechen, wobei manches Stück Fleisch roh verschlungen wurde. Die köstliche Beute ward nun in die Nähe eines Baches geschleppt, ein Feuer angezündet und Zurüstungen zu einem so lange schon entbehrten Mahl gemacht. Hr. Stuart befürchtete mit Recht, daß seine ausgehungerten Leute sich durch Unmäßigkeit schaden möchten; er ließ daher zuerst eine Suppe kochen und vertheilen, was die gute

Wirkung hatte, daß niemand unwohl wurde, obschon man bis tief in die Nacht hinein tafelte.

Am nächsten Morgen wurde von neuem geschmaust, und gegen Mittag brachen unsre nun wieder etwas zu Kräften gekommenen Reisenden wieder auf, und nahmen ihren Weg auf ein Gebirge zu, das gegen Osten sich vor ihnen aufthürmte und in dessen Nähe sie den Missouri zu finden hofften. Die nach allen Richtungen hin zerstreuten Gerippe von Büffeln bewiesen deutlich, daß die Indianer hier unlängst eine große Jagd gehalten hatten. Weiter hin trafen sie auf eine etwa 14 Tage alte gegen Norden gehende Spur eines Indianerzugs, die, wie unsre Reisenden vermutheten, von einer zahlreichen Bande Krähen herrühren mochte, die sich den Sommer über hier mit Fleisch versorgt hatten.

Am nächsten Morgen gingen sie über einen bedeutenden Strom, dessen Ufer dicht mit Fichten besetzt waren, und wo sich die Spuren eines großen Indianerlagers, höchst wahrscheinlich das Hauptquartier der Jäger, fanden. Dieses Lager war, dem Anschein nach, vor etwa einem Monat verlassen worden. Im Mittelpunkte desselben befand sich eine Hütte von 150 Fuß im Umkreis, von 20 gegen 12 Zoll im Durchmesser haltenden und 44 Fuß hohen Baumstämmen getragen. Der Raum zwischen diesen Stämmen war mit Weiden- und Fichtenreisern durchflochten. Am westlichen Ende, der Thür gerade gegenüber, lagen drei Leichname, mit den Füßen gegen Osten gekehrt, in der Erde; zu Häupten eines jeden war ein Zweig von einer rothen Ceder in den Boden gepflanzt, und zu seinen Füßen lag ein schwarz bemalter Büffelschädel. Zierrathen der Wilden und mehrere Mocassinen hingen an den Wänden umher. Der Größe des Gebäudes und dem Fleiß nach zu schließen, den man auf dessen Errichtung gewendet, lagen hier wahrscheinlich die Leichname berühmter Krieger oder Jäger begraben.

Am folgenden Tag, 17 October, kamen unsre Reisenden über zwei große Beiflüsse des Colorado, die aus den gegen Osten sich ausdehnenden sehr hohen, steilen, fast ganz kahlen, schwarzen und und zum Theil schon mit Schnee bedeckten Bergen des Windflusses herabströmen. An diesem Tage sahen sie einige Büffel und Antilopen, waren aber nicht so glücklich eines dieser Thiere zu erlegen. Am 18 über einen Gebirgsrücken kommend, stießen unsre Reisenden, nachdem sie eine Ebene durchschritten und über einen der Arme des

Colorado gegangen waren, auf 130 Schlangenindianer, von denen sie freundlich aufgenommen und in ihr Lager geführt wurden. Es war ungefähr drei Meilen entfernt und bestand aus etwa 40 größtentheils aus Fichtenzweigen errichteten Wigwams. Die Indianer waren, gleich den meisten ihres Stamms, sehr arm, da vor kurzem erst eine Horde der Krähen sie ganz ausgeplündert und ihnen sogar mehrere ihrer Weiber entführt hatten. Ihrer Armuth ungeachtet zeigten sie sich doch sehr gastfrei, und gaben unsern Reisenden gegen einige Kleinigkeiten Fleisch und besonders Büffelfelle, deren sie sehr bedurften, um sich Mocassinen zu verfertigen. Für eine Axt, ein Messer und einige Spielereien überließen ihnen die Indianer auch noch ihr einziges Pferd — zwar ein schon altes, werthloses Thier, aber den ermüdeten Wanderern doch als Packpferd hoch willkommen.

Bitter beklagten sich diese armen Wilden über die Krähenindianer, die, wie sie sagten, unweit von ihnen gegen Osten an einem Flusse lagerten, und so zahlreich seyen, daß sie nicht wagen dürften Rache an ihnen zu nehmen. Sie bemühten sich ihre Gäste durch Erzählungen von Räubereien und Mordthaten aufzubringen, welche die Krähen und Schwarzfüße an den Weißen begangen haben sollten, und von denen augenscheinlich die meisten bloße Erdichtungen waren. Hr. Stuart versicherte sie, daß der Tag nicht mehr fern sey, wo die Weißen ihre Macht durch das ganze Land fühlbar machen und Rache für diese Schandthaten nehmen würden. Die Indianer bezeugten große Freude über diese Nachricht, und boten ihre Dienste zu Unterstützung der guten Sache an, indem sie sich vermuthlich an dem geheimen Gedanken ergötzten, daß nun unter dem Schutz so mächtiger Verbündeter die Reihe, Pferde zu stehlen und Weiber zu entführen, an sie kommen werde. Ihre Anerbietungen wurden natürlich angenommen, die Friedenspfeife ward herbeigeholt, die beiden befreundeten Mächte rauchten auf ewige Freundschaft, und schwuren den räuberischen Krähen Rache.

Achtundvierzigstes Capitel.

Der spanische Fluß und seine Scenerie. — Spur von Kräheninbianern. — Nachtlager unter Schneegestöber. — Die Salzebene. — Vulcanische Reste. — Lager auf der Prairie. — Glückliche Jagd. — Romantische Gegend. — Die Fiery Narrows.

Am nächsten Morgen (19 October) beluden unsere Reisenden ihr altes Pferd mit Büffelfleisch auf fünf Tage, und machten sich, von den armen aber gastfreundlichen Schlangenindianern Abschied nehmend, in einer ziemlich heitern Stimmung auf den Weg, obschon die steigende Kälte und der Anblick der schneebedeckten Gebirge, die sie zu übersteigen hatten, hinreichten, ihren Muth zu erschüttern. Das Land längs diesem Arm des spanischen Flusses war, so weit das Auge reichte, vollkommen eben, und gegen Osten und Westen von hohen Gebirgen begränzt. Ungefähr drei Meilen hatten sie gegen Süden zurückgelegt, als sie auf die Spur einer großen Horde von Kräheninbianern kamen, die vor etwa vier Tagen diesen Weg gegangen seyn mußte. Es war ohne Zweifel dieselbe räuberische Bande, welche die Schlangenindianer geplündert hatte, und die jetzt den Berichten der letztern zufolge an einem Fluß gegen Osten lagern sollte. Da die Spur immer gegen Südost fortlief und so ausgetreten war, daß sie eine förmliche Straße bildete, so wurde sie von unsern Wanderern eingehalten, mit dem Entschluß, sie so weit zu verfolgen, als die Sicherheit es gestatten würde; denn das jetzige Lager der Krähen war sehr wahrscheinlich schon weit entfernt, und daß diese Wilden auf demselben Weg wieder zurückkommen würden, ließ sich nicht vermuthen. Die Wanderer setzten deßhalb ihre Reise den ganzen Tag auf der Spur ihrer gefährlichen Vorgänger fort, die sie über Gebirgsströme, auf Bergrücken hin und durch enge Thäler immer gegen Südost führte. Der Wind blies kalt aus Nordost und brachte Schneegestöber, das unsre Reisenden veranlaßte ihr Lager bei guter Zeit an den geschützten Ufern eines Baches aufzuschlagen. Die beiden Canadier, Vallée und Le Clerc, erlegten am Abend einen jungen Büffel, der den hungrigen Wanderern ein tüchtiges Abendessen verschaffte. Die vollen Kessel wallten und die Spieße drehten sich lustig an dem Feuer, um das unsre Reisenden kauerten,

und mit Verlangen dem Augenblick entgegengesahen, wo die wärmende Speise zum Genuß fertig seyn würde, während der pfeifende Wind mit den Schneeflocken spielte. Kein Genuß hat größern Reiz als der, den man mitten unter Mühsalen und Gefahren erhascht, und auch unsern ermüdeten Wanderern hatte es vielleicht lange nicht so gut geschmeckt, als in dieser von Schneegestöber umschleierten Wildniß und in der unheimlichen Nähe der Krähen.

Etwas später als gewöhnlich beluden die Reisenden ihr einziges Packpferd, und traten in dem Schnee, der während der Nacht gefallen war, ihre Wanderung wieder an. Sie waren noch nicht weit gekommen, als die Spur der Kräheninbianer, der sie bisher gefolgt waren, plötzlich ihre Richtung änderte und sich gegen Nordost wendete. Auf ihrer Wanderung bis zu dieser Stelle hatten die Reisenden schon wiederholt gefürchtet, von den Spionen entdeckt zu werden, welche diese räuberischen Wilden beständig ausstellen; sie verließen daher den bisherigen Pfad, und setzten ihren Weg 18 Meilen weit in südöstlicher Richtung durch ein schönes hügeliges Land fort; die Hauptkette des Gebirgs zur Linken und ziemlich hohe Berge zur Rechten. Hier nimmt der Gebirgsrücken, welcher den Windfluß von den obern Gewässern des Columbia und des Colorado scheidet, ein plötzliches Ende, und wird, sich gegen Nordosten wendend, die Wasserscheide zwischen einem Arm des Bighorn- und des Cheyenne-River, so wie der obern Gewässer, welche sich unterhalb des Landes der Sioux mit dem Missouri vereinen.

Da der Gebirgsrücken rechter Hand jetzt sehr niedrig geworden war, so gingen unsre Reisenden hinüber, und kamen in eine Ebene von ungefähr zehn Meilen im Umkreis und bis zu mehr als einem halben Fuß Dicke mit Salz, so weiß als Schnee, bedeckt; dieses Salz wird von Quellen abgelagert, welche beständig aufsprudeln, aus ihren Ufern treten und die schönsten Krystalle bilden. Die Indianerstämme im Innern sind sehr begierig nach diesem Salze, und kommen in dieses Thal, um sich damit zu versorgen. Die Bewohner an der Seeküste dagegen verschmähen es so sehr, daß sie durchaus nichts genießen wollen, was damit eingesalzen oder zubereitet worden ist.

An diesem Abend lagerten die Reisenden an dem Ufer eines kleinen Flusses in der offenen Prairie. Der Nordostwind wehte kalt und schneidend, und da kein anderes Brennmaterial zu haben

war als etwas Wermuthholz, so blieben sie auf ihre Decken beschränkt, in die gehüllt sie sich bald zur Ruhe legten. Während des Abends erlegte Mac Lellan, der wieder ganz zu Kräften gekommen war, einen Büffel. Da das Wild indeß in ziemlicher Entfernung vom Lager gefällt wurde, so beschloß man, es erst am nächsten Morgen aufzusuchen und sich mit Fleisch zu versorgen.

Am folgenden Tag (21 October) hielten Kälte und Schneegestöber an. Die Reisenden setzten ihren mühsamen Weg gegen Ostnordost fort, auf ein hohes Gebirg zu, das sie übersteigen mußten. Ehe sie noch den Fuß desselben erreichten, kamen sie über eine andere Spur von Kräheníndianern, die wahrscheinlich auf einem Jagdzug, weiter nach dem spanischen Fluß hinab, hier vorübergekommen waren.

Die strenge Witterung nöthigte unsre Wanderer schon nach einem Weg von nur 15 Meilen ihr Lager am Fuß des Gebirgs aufzuschlagen, wo sie zwar dürres Espenholz genug zum Feuern, aber kein Wasser fanden. Mit Tagesanbruch machten sie sich wieder auf den Weg, und legten, am Gebirgsabhang hinkletternd, einen mühsamen Weg von acht Meilen zurück. Aus den in Hrn. Stuarts Tagebuch sich vorfindenden Andeutungen läßt sich vermuthen, daß dieses Gebirg den Geologen ein reiches Feld zu Forschungen bieten dürfte. Man kam hier über eine etwa drei Meilen im Durchmesser haltende Ebene, mit Bimssteinen und andern vulcanischen Producten bedeckt, in deren Mitte sich ein See befand, wahrscheinlich vormals der Krater des Vulcans. Hier fanden sich auch an einigen Stellen Seemuscheln, was zu beweisen scheint, daß diese Gebirge einst von den Wogen des Meeres bedeckt waren.

Nach einigen Augenblicken einer mit Betrachtung der großartigen, aber wilden Scenerie zugebrachten Ruhe, begannen unsre Reisenden an der Ostseite des Gebirgs abwärts zu steigen. Der Weg war wildromantisch und führte durch tiefe Schluchten, über welche schauerliche Klippen hereinhingen, zwischen denen das Bighorn furchtlos umhersprang. Zwei dieser Thiere wurden von den Schützen erlegt.

Am Fuß des Gebirgs angekommen, stießen die Reisenden auf einen Bach, der aus der Erde hervorbrach, und dessen Wasser in Aussehen und Geschmack dem des Missouri glich. Hier blieben sie über

Nacht, von dem Fleisch der erlegten Bighorns schmausend, das sie sehr wohlschmeckend fanden.

Der Morgen war schön, aber sehr kalt; noch bei guter Zeit erreichte man einen zwischen niedern Hügeln von bläulicher stark nach Vitriol schmeckender Erde sich fortschlängelnden Fluß. Hr. Stuart hielt diesen für einen der obern Arme des Missouri, und beschloß, seinem Laufe zu folgen. Nach einem Marsch von 26 Meilen kam er indeß auf den Gipfel eines Hügels, von dem er eine Aussicht hatte, die ihn bewog, seinen Plan zu ändern. Er überschaute gegen Südost eine weite, nur vom Horizont begränzte Ebene, durch die der Fluß in südlicher und südöstlicher Richtung strömte. Es konnte mithin kein Arm des Missouri seyn; er gab daher den Gedanken, seinem Lauf zu folgen, auf, und richtete seinen Weg einer ungefähr 60 Meilen entfernten, gegen Osten sich aufthürmenden Gebirgskette zu, in deren Nähe er einen andern Fluß zu finden hoffte.

Die Kälte wurde jetzt so streng und die Beschwerden der Reise so groß, daß man einmüthig beschloß, am ersten passenden Ort zu überwintern. Nachts mußte das Lager auf der offenen Prairie, an einem dürftigen Wasserpfuhl und ohne Holz zur Feuerung aufgeschlagen werden. Der Nordostwind pfiff schneidend über die kahle Ebene, und gern brachen unsre Reisenden noch vor Tagesanbruch aus dieser ungastlichen Nachtherberge auf. Zwei Tage lang verfolgten sie ihren Weg in östlicher Richtung, gegen schneidende Winde und Schneegestöber kämpfend. Mangel an Wasser verursachte ihnen große Pein, und da es ganz an Weide fehlte, wurde ihr Packpferd immer kraftloser. Viele Fährten von Büffeln stießen ihnen auf, doch bekamen sie nur wenige dieser Thiere zu Gesicht, die sich rasch entfernten, so wie sie die Jäger erblickten.

Am 26 October kamen die Reisenden in ostnordöstlicher Richtung durch eine bewaldete Schlucht in einem Gebirge, an dessen Fuß sie zu ihrer herzlichen Freude einen von Weiden beschatteten Fluß entdeckten. Hier wurde das Nachtlager aufgeschlagen, und da Ben Jones so glücklich war, nicht nur einen Biber zu fangen, sondern auch zwei Büffelstiere zu erlegen, so blieb die Expedition auch den nächsten Tag noch liegen, um sich und dem abgetriebenen Rosse Ruhe zu gönnen.

Der Strom, an dem die Reisenden lagerten, war einer der obern Arme des Platte-River, der sich in den Missouri ergießt, und

zwar die nördliche Gabel dieses Flusses, was sie jedoch erst lange nachher erfuhren. Den Lauf dieses Stromes ungefähr 20 Meilen weit verfolgend, kamen sie an eine Stelle, wo er sich zwischen einer niedern Hügelkette mit Cedern bedeckt hindurch in ein niederes Land drängte, das zahllosen Büffelheerden üppige Weide bot. Hier wurden drei Kühe erlegt, deren Fleisch den Reisenden trefflich behagte, da das der Stiere, mit dem sie bisher sich hatten begnügen müssen, zu dieser Jahreszeit sehr mager ist.

Spät am Nachmittag des 30sten kamen sie an Schluchten von 200 Fuß Tiefe, in denen der jetzt zu bedeutender Größe angewachsene Fluß zwischen Felsen von rothem Gestein dahin brauste, und sich endlich durch eine Felsenspalte drängte, die den Reisenden in der grauen Dämmerung schauerlich entgegengähnte. Während eines Theils des nächsten Tages führte der Fluß auf seinem bizarren mäandrischen Laufe den Reisenden sehr oft Scenerien der überraschendsten Art vor die Augen. Bald befanden sie sich auf Hochebenen, von Heerden von Büffeln durchzogen, bald zwischen felsigen Engpässen von Abgründen umgeben, wo der schwarzgeschwänzte Hirsch von Klippe zu Klippe sprang und das Bighorn sich in schwindelnder Höhe an den Strahlen der Sonne wärmte.

Gegen Ende des Tages sahen sie sich von einer Landschaft umgeben, die alles bisher Geschilderte an wilder Größe übertraf. Sie hatten auf eine ziemliche Strecke einen Gebirgspaß durchwandert, der mit dem Fluß parallel lief, der schäumend und tosend in einer tiefen Schlucht unter ihnen brauste. Zuweilen führte ihr Pfad am Rande von Klippen hin, an deren Fuß die Wellen des Flusses sich brachen, oder, zwischen Felsenmassen mitten im Bett, im schäumenden Wirbel dahinflogen. Als sie, vorsichtig ihr Pferd am Zügel leitend, auf der schwindelnden Höhe dahin krochen, kamen die Wanderer plötzlich an eine Stelle, wo der Fluß sich in eine Reihe von Abgründen stürzte und unter donnerähnlichem Getöse Wolken von Schaum emporspritzte. Staunend betrachteten sie den furchtbar schönen Katarakt, den Hr. Stuart, der Farbe der überhängenden Felsen wegen, den Namen der Fiery Narrows gab.

Neunundvierzigstes Capitel.

Wintérstürme. — Winterquartier. — Schöner Jagdgrund. — Hr. Crooks und der graue Bär. — Der Wigwam. — Ueberfluß an Lebensmitteln. — Süße Träume. — Unwillkommene Gäste. — Die hungrigen Wilden. — Abschied von dem Winterquartier.

Die Reisenden schlugen ihr Nachtlager am Ufer des Flusses unterhalb des Kataraktes auf. Die Nacht war kalt, Regen- und Hagelschauer fielen. Ein düsterer Morgen brach an, der Himmel war dicht umzogen und dröhte mit neuen Schauern, aber die kleine Reisegesellschaft brach dennoch auf. Nach einem Wege von ungefähr 30 Meilen längs der Ufer des Flusses wurden sie indeß durch die Kälte, die sich in diesen Gebirgen und auf diesen kahlen Hochebenen schon sehr zeitig einzustellen pflegt, bald zum Anhalten und zu einer reiflichen Berathung genöthigt. Alle waren überzeugt, daß jeder Versuch, die Reise in so rauher Jahrszeit zu Fuße fortzusetzen, vergebens seyn werde. Noch viele hundert Meilen waren zurückzulegen, bevor sie hoffen konnten, den Hauptstrom des Missouri zu erreichen, und der Weg dahin führte über unermeßliche kahle Prairien, wo nicht der geringste Brennstoff zu finden war. Es erhob sich nun die Frage, wo man überwintern, und ob man noch weiter flußabwärts gehen könne oder nicht. Unsre Reisenden waren zuerst der Meinung gewesen, daß sie sich an einem der obern Gewässer oder Beiflüsse des Missouri befänden; dann hatten sie geglaubt, es sey der Rapid- oder Quicourt-River, wobei sie der Wahrheit um nichts näher gekommen waren, und nun meinten sie, eben so irrig, daß der Fluß, an dem sie sich befanden, seiner nordöstlichen Richtung wegen, der Cheyenne seyn müsse. War dem so, so mußten sie, wenn sie ihn weiter abwärts verfolgten, zu den Indianern kommen, deren Namen der Fluß führte, und unter denen sie sicher waren Sioux-Indianer zu finden. Diese konnten ihre Stammverwandten, die piratischen Sioux am Missouri, von der Ankunft der] weißen Handelsleute in Kenntniß setzen, und dann waren unsre Reisenden der Gefahr ausgesetzt, im Frühjahr auf ihrer Fahrt den Missouri abwärts beraubt zu werden.

Selbst wenn der fragliche Fluß der Quicourt war, schien es nicht rathsam, weiter abwärts an demselben zu überwintern, weil

sie dann in die Nachbarschaft der Poncas, eines eben so gefährlichen Stammes als die Sioux, geriethen. Es wurde daher der Beschluß gefaßt, nicht weiter abwärts zu gehen, sondern in dieser einsamen Gegend zu überwintern, wo sie mindestens sicher waren, unbelästigt zu bleiben. Der Umstand, daß sie bald darauf an einen Platz kamen, der ihnen alle nur wünschenswerthe Bequemlichkeit bot, bestärkte sie noch mehr in ihrem Vorhaben. Es war dieß eine sanfte Biegung des Flusses gegen Nordost, gerade unterhalb einer Stelle, wo die Wanderer aus dem Gebirg heraustraten. Hier fanden sie eine schöne niedere Landspitze mit Pappeln und Weiden besetzt, die ihnen nicht nur Schutz und Brennstoff, sondern auch Holz zum Bauen boten. Der stark strömende Fluß war hier gegen 150 Schritte breit. Gegen Südosten erhoben sich mäßig hohe Gebirge, von denen die nähesten etwa zwei Meilen entfernt lagen, die ganze Kette aber dehnte sich nach Osten, Süden und Südwesten aus so weit das Auge reichte. Ihre Gipfel waren mit Pechtannen und hie und da mit Espen bedeckt, deren Laub im Winde zitterte. Weiter unterhalb breiteten sich dichte Waldungen von Tannen und rothen Cedern aus, die an mehreren Stellen selbst aus den Spalten der Felsen hervorragten. Die Gebirge waren zackig und steil, und zwischen den Bäumen erhoben sich ungeheure Felsenmassen, in deren Schluchten das Bighorn heerdenweise hauste, während es in den Wäldern Bären und schwarzgeschwänzte Hirsche in Menge gab. Dieß, nebst den Büffeln, die in den Niederungen umherzogen, versprach den Reisenden Fleisch in Menge für den Winter.

Am 2 November schlugen sie daher ihre Winterquartiere auf der erwähnten Landspitze auf, und dachten dann zuvörderst daran, sich Vorrath an Lebensmitteln für den Winter einzulegen. Ben Jones und die beiden Canadier machten sich demnach von noch zwei Jägern begleitet auf den Weg; ihre Jagd war ungewöhnlich glücklich, denn sie erlegten binnen zwei Tagen 32 Büffel. Zum Glück fror bald darauf der Fluß zu, so daß man die Beute mit geringer Mühe ins Lager schaffen konnte. An einem der folgenden Tage kam eine ganze Büffelheerde in das Gehölz am Fluß, von der ebenfalls 15 Stück erlegt wurden.

Bald wurden indeß unsre Reisenden gewahr, daß sich ein Wild von gefährlicherer Art in ihrer Nähe befinde. Hr. Crooks hatte sich eines Tages ungefähr eine Meile weit vom Lager entfernt und

einen Hügel bestiegen, der die Aussicht auf den Fluß beherrschte. Er war ohne Flinte — ein seltener Fall, da man sonst in diesen wilden Gegenden niemals unbewaffnet sich vom Lager entfernt. Der Hügel bot die Aussicht auf den Platz, wo die Büffel erlegt worden waren, und als er so rund um sich blickte, fiel ihm unterhalb ein grauer Bär mit zwei jungen in die Augen, die gerade auf ihn loskamen. Ein Baum, auf den er hätte klettern können, befand sich nicht in der Nähe, und Davonlaufen hätte den Bär nur zum Verfolgen gereizt, wobei Crooks bald überholt worden wäre; er warf sich also flach auf den Boden und bewachte die Bewegungen des Thiers in der größten Spannung. Der Bär schritt bis zum Fuß des Hügels fort, wo er zum Glück umkehrte und dem Walde zueilte. Hr. Crooks lief nun rasch dem Lager zu, herzlich froh, dießmal dem sichern Tod entgangen zu seyn, und fest entschlossen, nie wieder unbewaffnet auszugehen. Bald nach diesem Vorfall erlegte Hr. Miller einen grauen Bär in der Nähe des Lagers.

Da die ergiebige Büffeljagd unsre Reisenden hinlänglich mit Lebensmitteln versorgt hatte, so legten sie nun Hand aus Werk, um sich einen bequemen Wigwam zu bauen. Bald hallte das Echo die Schläge der Aexte zurück; mehrere hohe Bäume wurden gefällt, und am zweiten Abend schon war die Hütte vollendet. Sie war 8 Fuß breit und 18 lang, die Wände 6 Fuß hoch und das Ganze mit Büffelfellen bedeckt. Der Herd befand sich in der Mitte und der Rauch entwich durch das Dach.

Jetzt wurden die Jäger ausgesandt, um Hirschfelle zu Kleidern, Mocassinen und andern Zwecken zu schaffen. Die Berge hallten von ihren Schüssen wieder, und nach zweitägiger Jagd waren 28 Bighorns und schwarzgeschwänzte Hirsche erlegt.

Unsre Einsiedler schwammen jetzt im Ueberfluß. Nach allem Ungemach, das sie durch Hunger, Kälte und beschwerliche Fußreisen erlitten, nach allen Gefahren, denen sie durch verrätherische Wilde ausgesetzt gewesen, erfreuten sie sich der Ruhe in der warmen, selbst — wie sie glaubten — den Späherblicken des indianischen Spions verborgenen Hütte, und sahen, mit Leibesnahrung und Nothdurft versehen, einem angenehmen Winter entgegen, den sie am traulichen Feuer schwatzend und unter Verfertigung von Canots von Büffelfellen hinzubringen gedachten, mit denen sie,

wenn erst der Frühling die Natur aus ihrem Winterschlafe geweckt haben würde, den Fluß hinabfahren könnten.

Aus solchen angenehmen Träumen wurden sie eines Morgens mit Tagesanbruch durch einen indianischen Ruf geweckt. Alle sprangen auf und ergriffen ihre Flinten, während der Ruf von zwei oder drei Stimmen wiederholt wurde. Vorsichtig aus der Hütte blickend, sahen sie zu ihrem Schrecken mehrere indianische Krieger zwischen den Bäumen, alle bewaffnet und kriegerisch bemalt, und allem Anschein nach nichts Gutes im Schilde führend. Miller erblaßte ob diesem Anblick. „Da sind wir schön in der Patsche," flüsterte er seinen Gefährten zu, das sind einige von den schurkischen Arapahays, die mich im vergangenen Jahr ausplünderten." Die Uebrigen erwiderten kein Wort, sondern rüsteten sich zum Kampf. Mac Lellan, der sein Gewehr am vergangenen Tage auseinandergenommen hatte, setzte es eilig wieder zusammen. Er schlug vor, Löcher in die Thonerde zu schlagen, mit der die Wände überzogen waren, und sich ihrer als Schießscharten zu bedienen.

„Noch nicht," erwiederte Hr. Stuart, „ehe wir Furcht oder Mißtrauen zeigen, müssen wir mit dem Feind sprechen. Einige von uns müssen hinaus und ihnen als Freunde entgegen gehen." Wer sollte aber das gefährliche Wagstück unternehmen? „Der Anführer," sagte Miller, „hat stets den Vortritt." — „Gut!" erwiederte Hr. Stuart, „ich bin bereit." Rasch trat er hinaus, von einem der Canadier gefolgt, während die übrigen in der Hütte blieben, um die Wilden im Schach zu halten.

Stuart schritt vorwärts, in der einen Hand die Flinte haltend, und die andere dem Wilden entgegen streckend, den er für den Häuptling hielt. Der letztere ging ihm entgegen, die dargebotene Rechte ergreifend, während seine Leute ihm folgten und alle nach der Reihe Hrn. Stuarts Hand schüttelten. Die Wilden erklärten sich jetzt näher; sie waren Krieger der Arapahays, aus einem mehrere Tagreisen gegen Osten an einem Fluß gelegenen Dorfe, das während ihrer Abwesenheit von einer Bande Kräheindianer überfallen und zerstört worden war. Nicht damit zufrieden, hatten die Räuber auch noch mehrere Weiber und sämmtliche Pferde mit sich fortgeschleppt. Die Arapahays waren ausgezogen, um Rache zu nehmen; sechzehn Tag lang hatten sie die Spur der Räuber in den Gebirgen fruchtlos verfolgt, und waren, da sie nur wenig Wild auf

ihrem Wege gefunden, halb verhungert. Zwei Tage zuvor war der Knall der Schüsse aus dem Lager unsrer Einsiedler zu ihren Ohren gedrungen, und diese Richtung verfolgend, hatten sie eine Stelle erreicht wo ein Hirsch getödtet worden war, von wo aus sie mit leichter Mühe den Weg zur Hütte fanden.

Hr. Stuart lud jetzt den Häuptling nebst einem Indianer, der sein Lieutenant zu seyn schien, in die Hütte ein, während er den übrigen, 23 an der Zahl, vor der Thür zu bleiben befahl. Alle waren mit Bogen und Pfeilen, Tomahawks und Skalpiermessern und nur einige wenige mit Flinten bewaffnet. Hr. Miller erkannte unter ihnen mehrere von denen, die ihn im Jahr zuvor beraubt hatten, und bezeichnete sie seinen Cameraden. Unsere Reisenden hielten sich bereit, den ersten feindseligen Angriff zurückzuweisen, indeß benahmen sich die Wilden sehr ruhig und bescheiden.

Beim Eintritt in die Hütte warfen der Häuptling und sein Lieutenant lüsterne Blicke auf den Fleischvorrath unsrer Reisenden, und Hr. Stuart machte aus der Noth eine Tugend, indem er seine Gäste einlud, sichs schmecken zu lassen. Nun begann ein gastronomisches Schauspiel, von dem nur der sich einen Begriff machen kann, der die bei einem Indianer stets rege und hier durch langes Fasten noch mehr geschärfte Eßlust kennt. Der Häuptling und sein Lieutenant übertrafen alle Uebrigen an Kraft und Ausdauer ihrer Kinnladen, und Hr. Stuart ermangelte nicht, sie durch die ausgesuchtesten Bissen bei sich festzuhalten, weil sie ihm als Geiseln für das gute Betragen der andern dienen mußten. Nur Einmal während des Tags ging der Häuptling hinaus, und wurde von Hrn. Stuart und noch einem Bewaffneten begleitet, ohne jedoch das geringste Mißtrauen blicken zu lassen. Der wackere Esser kehrte indeß bald zurück und setzte nun, sammt seinen würdigen Genossen, die Angriffe auf die gefüllten Fleischtöpfe so lange fort, bis beide sich nicht mehr rühren konnten.

Gegen Abend machten die Indianer ihre Zurüstungen zum Nachtlager, wie sie im Felde zu thun pflegen. Sie warfen nämlich in der Nähe der Hütte zwei Bollwerke auf, innerhalb welcher sie sich bei Zeiten zur Ruhe legten, und bald wie die Murmelthiere schliefen. Der Häuptling und sein Lieutenant brachten die Nacht in der Hütte zu, standen aber noch zwei oder dreimal auf um zu essen. Unsere Reisenden hielten abwechselnd Wache bis zum Morgen.

Kaum graute der Tag, als auch die Wilden schon wieder zu essen begannen, was sie bis gegen 10 Uhr fortsetzten, wo sie sich zum Aufbruch rüsteten. Noch sechs Tagreisen hatten sie, ihrer Angabe zufolge, zurückzulegen, ehe sie hoffen durften, die Kräheninbianer zu erreichen, die an einem Flusse gegen Norden lagern sollten. Ihr Weg führte durch ein Land des Hungers, wo es kein Wildpret gab; Hr. Stuart erbot sich daher, sie mit Lebensmitteln zu versorgen, was mit Begierde angenommen wurde. Nachdem sie sich reichlich mit Fleisch beladen hatten, war ihre nächste Bitte, daß man ihnen doch Munition ablassen möchte, da sie wohl Flinten, aber weder Pulver noch Kugeln hätten. „Wir sind jetzt arm," sagten sie, „und müssen zu Fuße gehen. Aber bald werden wir mit Beute beladen und alle beritten zurückkehren; dann sollt ihr jeder ein Pferd haben, damit ihr nicht mehr nöthig habt euch müde zu laufen."

„Gut," erwiederte Hr. Stuart, „bringt ihr die Pferde, so sollt ihr Pulver und Blei haben, aber eher nicht." Da die Indianer dem entschlossenen Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, wohl anmerkten, daß alle weiteren Bitten fruchtlos seyn würden, so machten sie sich, von innen und außen wohl mit Lebensmitteln versorgt, auf den Weg, mit dem Versprechen, in 14 Tagen wieder zu kommen. Kaum waren sie fort, als unsre Reisenden abermals Rath hielten. Die geträumte Sicherheit ihrer Hütte war zu Ende; sie befanden sich jetzt zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite ihre alten Feinde, die Krähen, und auf der andern die nicht minder gefährlichen Arapahays. Es wurde daher beschlossen, die Rückkehr der letztern gar nicht abzuwarten, sondern sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen. Der eben gehabte Besuch bestärkte unsre Reisenden in der irrigen Meinung, daß sie sich am Quicourt befänden. Sie beschlossen daher an demselben abwärts bis zu seiner Vereinigung mit dem Missouri zu gehen; sollte ihnen aber die rauhe Jahreszeit nicht gestatten, so weit zu kommen, so wollten sie wenigstens bis zu einer Stelle des Flusses vorzudringen suchen, wo sie Mittel finden würden, sich stärkere Canots als aus Büffelfellen zu bauen.

Am 13 December trennten sie sich mit schweren Herzen von ihrem bequemen Winterquartier, wo sie fünf Wochen lang alle Annehmlichkeiten der Ruhe und eingebildeter Sicherheit genossen hatten. Noch immer waren sie von ihrem alten Packpferd begleitet, das die

Arapahays zu stehlen unterlassen hatten, entweder weil sie es bei der Rückkehr mitzunehmen dachten, oder weil sie es des Stehlens nicht werth achteten.

Fünfzigstes Capitel.

Beschwerliche Winterreise. — Eine weite öde Ebene. — Zweites Winterquartier. — Neujahrsfest. — Rückkehr des Frühlings. — Canots werden gebaut. — Schlechte Fahrt. — Neue Wanderung zu Fuß. — Ein einsames Lager. — Weiber der Pawnees. — Ein Otto-Indianer. — Kriegsnachrichten. — Der Missouri. — Fort Osage. — Ankunft in St. Louis.

Die Ruhe und Bequemlichkeit welche unsre Reisenden in ihrem Wigwam genossen hatten, machten ihnen, während der ersten beiden Tagereisen, die sich wieder erneuernden Beschwerden fast unerträglich. Der Schnee lag sehr tief und war auf der Oberfläche gefroren, jedoch nicht hinlänglich, um sie tragen, sie brachen daher bei jedem Schritt ein, was natürlich sehr dazu beitrug, ihre Ermüdung zu vermehren. Bald waren alle so erschöpft und entmuthigt, daß sie meinten, sie hätten besser gethan, auf die Gefahr hin, von den Indianern getödtet zu werden, in der Hütte zu bleiben, als am Wege umzukommen. Dem elenden Pferde ging es nun nichts besser als seinen Herren selbst, denn es hatte die ersten beiden Tage kein anderes Futter als die Spitzen der Weiden- und Pappelzweige.

Je weiter indeß unsre Wanderer vorwärts kamen, um so mehr gewannen sie ihre frühere Ausdauer wieder, und so legten sie denn binnen vierzehn Tagen ungefähr 130 Meilen zurück. Einige Tagereisen weit liefen die Gebirge, die sie in der Nähe ihres Wigwams gesehen, in geringer Entfernung parallel mit dem Fluß, sanken aber endlich zu bloßen Hügeln herab. Zuweilen war der Strom von Alluvialboden begränzt, auf dem Weiden und Pappeln wuchsen, oft aber war das umliegende Land ganz kahl und unfruchtbar. An einer Stelle wand sich der Fluß auf eine bedeutende Strecke durch Felsen und Vorgebirge, mit Cedern und Fichten bedeckt und von Bighorns und Gebirgshirschen bevölkert, und dann strömte er wieder durch Prairien von Antelopen und Büffeln belebt. Je weiter unsre Wanderer flußabwärts kamen, um so mehr Eschen und weiße Eichen be-

merkten sie zwischen den Weiden, und endlich erblickten sie auch wilde Pferde auf fernen Prairien. Die Witterung war sehr veränderlich; bald lag tiefer Schnee, bald stellten sich einige heitere milde Tage ein, und dann fror der Fluß wieder so fest, daß man hinübergehen konnte.

Während der letzten drei Tage der vierzehntägigen Reise, änderte sich jedoch die Physiognomie des Landes gänzlich. Des Holzes wurde immer weniger, und kaum konnte noch so viel zusammengebracht werden, als man zum Kochen bedurfte. Das Wild wurde immer seltener und bald war nichts zu sehen, als einige magere Büffelstiere, des Pulvers nicht werth um sie zu schießen. Der Schnee lag 15 Zoll hoch, und das Gehen wurde außerordentlich beschwerlich. Endlich kamen die Wanderer auf eine unermeßliche Ebene, wo keine Spur von Holz zu sehen war, und wo auch nicht ein einziges vierfüßiges Thier die öde Landschaft belebte. Hier sank ihnen der Muth und eine neue Berathung wurde gehalten. Die Breite des Flusses, die mehr als eine Meile betrug, seine außerordentliche Seichtigkeit, der häufige Triebsand und andere Kennzeichen hatten die Reisenden endlich von dem Irrthum überzeugt, in dem sie sich bisher hinsichtlich dieses Stromes befanden, und sie kamen nun zu dem richtigen Schluß, daß sie sich an dem Ufer des Platte- oder Uvallo-River befänden. Was war jetzt zu thun? Seinen Lauf bis zum Missouri in dieser Jahrszeit zu verfolgen, schien außerordentlich gefährlich. Auf Nahrung und Holz war durchaus keine Hoffnung; an Bäumen fehlte es gänzlich, und obschon vielleicht Treibholz längs der Ufer liegen mochte, so war es doch zu tief im Schnee begraben, als daß man es hätte finden können. Das Wetter drohte zudem sich zu ändern, und ein Schneegestöber in dieser gränzenlosen Einöde konnte leicht so verderbenbringend werden, als ein Wirbelwind in der arabischen Wüste. Nach einer traurigen Berathung wurde endlich beschlossen, die letzten drei Tagereisen von 27 Meilen wieder bis zu einer Stelle zurück zu machen, welche die Reisenden sich gemerkt hatten, und wo sich ein Gehölz befand. in dem es Ueberfluß an Wildpret gab. Hier wollten sie noch einmal ein Winterquartier aufschlagen und das Frühjahr erwarten, um dann in Canots den Fluß hinab zu fahren.

Am 27 December wurde der Rückweg angetreten, und am 30 hatten unsre Wanderer die bezeichnete Stelle erreicht. Hier war der

Alluvialboden gegen zwei Meilen breit und dicht mit Bäumen besetzt, während Heerden von Büffeln die benachbarte Prairie durchzogen. Am Ufer des Flusses in einem Gehölz, wo es große Bäume zu Canots gab, wurde das Lager aufgeschlagen, und augenblicklich Hand an Erbauung einer Hütte gelegt. Der Neujahrstag brach an, ohne daß mehr als eine einzige Wand der neuen Wohnung fertig gewesen wäre, aber dennoch durfte der feierliche Tag nicht unbegangen bleiben. Alle Arbeit wurde eingestellt, und gesotten und gebraten. Büffelzungen und Keulen nebst den schönsten Markbeinen wurden aufgetragen und als ein besonderes Regal manche Pfeife von dem noch übrigen wenigen Tabak verdampft. Dem Ueberfluß im Schoße, vergaßen unsre Reisenden alle vergangenen und noch kommenden Mühsale und ihr einsamer Wigwam hallte von lauter Fröhlichkeit wieder.

Am nächsten Tage wurde der Bau fortgesetzt und am 6 Jan. vollendet. Dann ward eine große Niederlage unter den Büffeln angerichtet und Vorrath an Fleisch aufgehäuft. Unsre Reisenden waren in ihrem zweiten Quartier glücklicher als im ersten. Der Winter ging ohne Besuch von Indianern vorüber und an Wildpret herrschte stets Ueberfluß. Zwei große Bäume wurden gefällt und zu Canots gestaltet, und kaum hatte der Frühling sich eingestellt und das Eis zu schmelzen begonnen, das den Fluß bedeckte, so wurden auch alle Anstalten zum Einschiffen getroffen. Am 8 März ließen die Reisenden ihre Canots ins Wasser hinab, fanden aber bald, daß der Fluß selbst für so kleine Fahrzeuge noch zu seicht sey. Er dehnte sich in einen zwar breiten aber seichten Strom mit vielen Sandbarren und Canälen aus. Mit großer Mühe gelang es ihnen, ihre Fahrzeuge, meist im Wasser watend und sie nach sich ziehend, einige Meilen weit flußabwärts zu bringen, und endlich mußten sie jeden weitern Versuch aufgeben und mit Hülfe ihres alten Packpferdes, das während der Ruhe des Winters wieder zu Kräften gekommen war, ihren Weg nochmals zu Fuße fortsetzen.

Eine strengere Witterung als selbst während des Winters, die sich auf einige Tage eingefunden hatte, verursachte einen kurzen Aufenthalt, am 20 März aber wurde die Reise aufs neue fortgesetzt. Nach Verlauf von zwei Tagen erreichten die Reisenden jene kahle Prairie, deren trauriger, winterlicher Anblick sie im December zur Umkehr vermocht hatte. Sie war jetzt mit dem frischen

Grün des Frühlings bekleidet, und von Schaaren von Wildpret belebt. Noch immer fanden jedoch die Reisenden die Nacht unter freiem Himmel, bei dem dürftigen Feuer von Büffeldung zugebracht, sehr kalt. Einst strich eine Büffelheerde so nahe an ihrem Nachtlager vorüber, daß die Jäger drei erlegten, und zwar größtentheils der Felle wegen, deren sie sich zu Decken für die Nacht zu bedienen gedachten.

Mehr als hundert Meilen wurden auf dieser ungeheuren Prairien zurückgelegt, die sich immer weiter auszudehnen schienen, je rüstiger die Wanderer voranschritten. Kleine Hügel unterbrachen wohl zuweilen den eintönigen Weg, aber kein Baum war zu sehen. Einst wurde ein Rudel von ungefähr 60 wilden Pferden sichtbar, sonst aber belebten nur Büffel die weite Ebene. An den großen Sümpfen, die sich hie und da ausdehnten, gab es wilde Gänse und anderes Wassergeflügel, worunter auch einige Schwäne und eine unendliche Menge von Enten der verschiedensten Art. Der Fluß setzte seinen gekrümmten Lauf gegen Ostnordost fort, blieb aber immer noch zu seicht für die Schifffahrt. Das Land war ringsum nichts als eine unendliche nur vom Horizont begränzte Fläche — gegen Norden ausgenommen, wo eine Kette von Hügeln gleich einem langen Vorgebirge sich ausdehnte. Die ermüdende Eintönigkeit der Prairie begann unsern Reisenden außerordentlich lästig zu werden. Mit innigem Verlangen sahen sie einem Wald oder auch nur einer einzelnen Baumgruppe entgegen, und mit Begierde wurde jeder Gegenstand aufgefaßt, der hoffen ließ, daß sie sich dem Ende der traurigen Wildniß näherten. So wurde das Vorkommen einer besondern Grasart freudig begrüßt, welche anzudeuten schien, daß man sich nicht weit mehr vom Gebiet des Missouri befinde, und mit Jubel bemerkte man mehrere Prairiehennen, eine Art Rebhühner, die nur selten weit im Innern gefunden werden. An einigen Stücken des Treibholzes, das man zum Kochen auflas, zeigten sich Spuren einer Art, was zu vielen Vermuthungen, hinsichtlich der Personen, von denen und über die Zeit, wann dieses Holz gefällt worden seyn mochte, Anlaß gab. Es ging unsern Wanderern wie den Seefahrern, die auf jedes treibende Schilf, und auf jeden Vogel — den Vorboten des nahenden Landes — lauschen.

Gegen Ende des Monats ward die Witterung außerordentlich mild, so daß den schwerbeladenen Reisenden um Mittagszeit oft

warm genug wurde. Am 30 kamen sie zu drei verlassenen Jagdlagern der Pawnees oder Ottoes, um welche herum eine Menge von Büffelschädeln zerstreut lagen. Wahrscheinlich hatten jene Indianer im Herbst zuvor hier gejagt. Mehrere Tage lang verfolgten unsre Wanderer ihren Weg, auf jedes Zeichen merkend, das ihnen andeuten konnte, wo oder wie weit sie sich noch vom Missouri entfernt befänden. Alle Fährten von Jagdzügen, die ihnen aufstießen, waren sämmtlich nicht aus neuerer Zeit. Das ganze Land schien verödet, und die einzigen menschlichen Wesen, die ihnen aufstießen, waren drei Weiber der Pawnees in einer Hütte, mitten in einem verödeten Lager. Alle ihre Leute waren gegen Süden auf die Büffeljagd gegangen und hatten diese armen Geschöpfe, die zu krank oder schwach waren, als daß sie hätten folgen können, zurückgelassen. Es ist eine bei den Pawnees und wahrscheinlich bei allen umherziehenden Stämmen herrschende Sitte, bei jeder Expedition in ferne Gegenden, die weder langen Aufenthalt noch Hemmnisse irgend einer Art duldet, die Alten und Kranken mit einem Vorrath von Lebensmitteln zurückzulassen. Ist dieser aufgezehrt, so müssen sie verhungern, wenn ihren Leiden nicht etwa früher schon von umherziehenden Räubern ein Ende gemacht wird.

Die armen Weiber erwarteten von den Weißen eine gleiche Begegnung, und obschon sie von diesen auf das liebreichste angeredet und mit Büffelfleisch beschenkt wurden, so wollte es dennoch nicht gelingen, sie zu beruhigen, oder irgend eine Auskunft hinsichtlich des Wegs von ihnen zu erhalten.

Die erste Landmarke, welche unsre Reisenden in den Stand setzte, mit einiger Gewißheit die Gegend zu bestimmen, wo sie sich befanden, war eine ungefähr 70 Meilen lange Insel, die, wie sie vermutheten, die „Große Insel" seyn könnte. War dem wirklich so, so befanden sie sich noch 140 Meilen vom Missouri. Mit neuem Muth setzten sie daher ihre Reise fort, und begegneten nach Verlauf von drei Tagen einem Otto-Indianer, der ihre Vermuthungen bestätigte. Von demselben Wilden erhielten sie jedoch auch eine Nachricht von nicht so angenehmer Art; seinen Berichten zufolge war Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und England, der schon ein Jahr gedauert hatte, während dessen unsre Reisenden sich ganz außer dem Bereich aller Kunde von der civilisirten Welt befanden.

Der Otto führte sie in sein unweit des Platte-River gelegenes Dorf, wo sie zu ihrer Freude zwei Weiße, die HH. Dornin und Roi, zwei unlängst von St. Louis gekommene Handelsleute, trafen, von denen sie Auskunft über Alles erhielten, was sich, seit sie in der Wildniß begraben gewesen, zugetragen hatte. Unsre Reisenden rüsteten sich jetzt, die traurige Landreise aufzugeben und sich einzuschiffen. Ein Tausch wurde mit Hrn. Dornin geschlossen, der sich anheischig machte, sie mit einem Canot und mit Lebensmitteln für die Reise zu versehen, wenn sie ihm ihren alten wohl geprüften Gefährten — das Pferd von den Schlangenindianern — ablassen wollten. Die von Hrn. Dornin gemietheten Indianer bauten demzufolge ein 20 Fuß langes, 4 Fuß breites und 18 Zoll tiefes Canot. Das Gerippe bestand aus Pfählen und Weidenruthen und der Ueberzug aus mit Sehnen zusammengenähten Elen- und Büffelfellen. Die Näthe waren mit einer fettigen Erde kalfatert. In diesem Fahrzeug schiffte sich Hr. Stuart mit seinen Leuten ein und fuhr zehn Meilen weit stromabwärts, wo gelandet wurde, um die Ruder zu verfertigen, die man in dem indianischen Dorfe nicht hatte bekommen können.

Nach einer abermaligen Fahrt von 35 Meilen kamen unsre Abenteurer in die breite Strömung des Missouri, von der sie rasch dahin getragen wurden. Ihr gebrechliches Fahrzeug begann jedoch nach einer Fahrt von ein paar hundert Meilen aus seinen Fugen zu weichen; indeß erreichten sie glücklich ein ödes Winterlager irgend einer Jagdexpedition, wo sie zwei alte hölzerne Canots fanden, von denen sie das größte sich zueigneten, und endlich nach 55 weiter zurückgelegten Meilen, Fort Osage erreichten. Hier fanden sie den Lieutenant Brownson, der Hrn. Hunt und seine Leute so gastlich aufgenommen hatte, noch immer im Commando, und erfreuten sich einer gleichen freundlichen Aufnahme von dem alten Krieger. Das größte Vergnügen machte den Reisenden der Genuß des so lange entbehrten Brodes. Ihr Aufenthalt im Fort war kurz; bald schifften sie sich wieder ein, und kamen am 30 April glücklich nach St. Louis, nachdem sie 10 Monate auf ihrer gefahrvollen Expedition von Astoria aus zugebracht hatten. Ihre Ankunft machte Aufsehen in St. Louis, weil man von ihnen die erste Nachricht von der glücklichen Reise des Hrn. Hunt über die

Rocky Mountains, und von der neuen Colonie am Gestade des stillen Oceans erhielt.

Einundfünfzigstes Capitel.

Uebereinkunft zwischen Astor und der russischen Pelzhandel-Compagnie. — Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und England. — Instructionen für Capitän Sowle. — Der Lark wird ausgerüstet. — Nachrichten von der Ankunft Hrn. Stuarts.

Wir müssen nun nach diesem Ausflug zu Astor und seinem Unternehmen zurückkehren. Sein Plan, hinsichtlich der russischen Colonien längs der Nordwestküste, wurde eifrig verfolgt. Der von ihm nach St. Petersburg gesendete Agent, der in seinem Namen, als Präsident der amerikanischen Pelzhandel-Compagnie, unterhandeln sollte, hatte unter Genehmigung der russischen Regierung bereits ein vorläufiges Uebereinkommen mit der russischen Compagnie getroffen, das im Jahr 1813 von Astor ratificirt wurde, und welchem zufolge die beiden Compagnien sich verpflichteten, weder Eingriffe auf ihre gegenseitigen Handels- oder Jagdgebiete sich zu erlauben, noch den Indianern Waffen oder Munition zu liefern. Der americanischen Compagnie sollte das ausschließliche Recht zustehen, die russischen Posten mit ihren Bedürfnissen zu versehen, und Pelzwerk zu bestimmten Preisen dafür zu empfangen. Auch sollte sie, wenn der russische Gouverneur es verlangen würde, die Pelzwaaren der russischen Compagnie nach Canton führen, sie dort in Commission verkaufen, und für den Erlös Waaren als Rückfracht nehmen, wie sie je nach Zeit und Umständen vorgeschrieben werden würden. Dieser Vertrag sollte vier Jahre in Kraft bestehen, und nach deren Verlauf auf eine ähnliche Zeit erneuert werden, wofern nicht unvorhergesehene Umstände eine Aenderung nöthig machen würden.

Als wesentlich nutzbringend für die aufblühende Colonie Astoria wurde erachtet, der feindseligen Rivalität von Seite fremder Compagnien in der Nähe von Astoria ein Ende zu machen, und dem ungeregelten Handel längs der Küste einen mächtigen Schlag

zuübersetzen. Astor ging deßhalb damit um, eigene, nicht tief im Wasser gehende Küstenfahrzeuge von geringem Tonnengehalt anzuschaffen. Diese, im Hafen von Astoria geschützt, konnten bei gutem Wetter kurze Reisen an der Küste machen, und hatten dadurch, daß sie sich stets an Ort und Stelle befanden, vor andern großen Schiffen, die mit zahlreicher Mannschaft lange Fahrten machen mußten und sich nur zu gewissen Jahrszeiten der Küste nähern konnten, große Vortheile voraus. Astor hoffte auf diese Art seine Colonie zu dem großen Emporium des americanischen Pelzhandels im stillen Ocean und zu einem Kern zu machen, aus dem mit der Zeit ein mächtiger americanischer Staat sich bilden könnte. Leider brach aber, wie bereits bemerkt, ein Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien aus, und Astor befand sich dadurch in einer sehr gefährlichen Lage. Der Hafen von New-York wurde aller Wahrscheinlichkeit nach blokirt, und dadurch die jährlich auf den Herbst bestimmte Abfahrt eines Proviantschiffes unmöglich.

In dieser Noth schrieb Astor an den Capitän Sowle, Befehlshaber des Bibers. Das Schreiben wurde nach Canton gerichtet, und dem Capitän darin die Weisung ertheilt, sich nach der Factorei an der Mündung des Columbia zu begeben, und solche Gegenstände mit sich dahin zu nehmen, wie die Colonie sie brauchen könnte. Uebrigens solle er dort bleiben und den Weisungen Hrn. Hunts folgen, wenn nämlich derselbe die Leitung der Colonie bereits angetreten haben würde.

Der Krieg dauerte fort. Noch waren keine Nachrichten von Astoria eingelaufen, denn Hr. Reed hatte, wie wir gesehen haben, seine Depeschen an den Fällen des Columbia verloren, und die Ankunft Hrn. Stuarts war durch den Verlust seiner Pferde verspätet worden. Gleiche peinliche Ungewißheit herrschte hinsichtlich Hrn. Hunt's und seiner Leute. Seit ihrer Abreise aus dem Dorfe der Aricaras hatte man nichts von ihnen vernommen; Lisa, der sich dort von ihnen trennte, sagte ihren Untergang voraus, und mehrere Handelsleute der Nordwestcompagnie hatten wirklich das Gerücht verbreitet, daß sie von den Indianern ermordet worden seyen. Es war daher ein kräftiger Beweis von dem Muth und der Ausdauer eines Privatmannes, jetzt noch, nachdem er bereits so viel aufgewendet, und wo die Gefahr des Verlustes immer augenfälliger wurde, noch eine zweite kostspielige Expedition auszurüsten.

Dennoch beschloß Astor noch ein Schiff nach seiner Colonie abzusenden. Er wählte zu diesem Zweck einen Schnellsegler, den Lark, der jedoch durch die Zeitumstände so aufgehalten wurde, daß er noch im Februar im Hafen lag.

Während dieser Zeit erfuhr Astor, daß die Nordwestcompagnie ein Schiff, Namens Isaak Todd, von 20 Kanonen ausrüste, um eine Niederlassung an der Mündung des Columbia zu begründen; eine Nachricht, die ihn nicht wenig beunruhigte. Ein bedeutender Theil der in seinen Diensten stehenden Leute waren Schotten und Canadier, und mehrere von ihnen hatten bereits in Diensten der Nordwestcompagnie gestanden. Befand Hr. Hunt sich noch nicht in Astoria, so stand die Niederlassung unter der Leitung des Hrn. Mac Dougal, von dessen Treue Capitän Thorn sehr nachtheilig gesprochen hatte. Zudem konnte die brittische Regierung sich veranlaßt sehen, eine Kriegsmacht gegen Astoria abzuschicken, wozu sie überdieß vor einiger Zeit schon von der Nordwestcompagnie aufgefordert worden war.

Unter diesen Umständen schrieb Astor an den damaligen Staatssecretär Monroe und verlangte Schutz von der Unionsregierung. Er stellte die Wichtigkeit seines Unternehmens in commercieller Hinsicht vor, und machte auf den Schutz aufmerksam, den es americanischen Schiffen in jenen Gegenden bieten könne. Alles was er verlangte war, daß die Regierung 40 bis 50 Mann in das Fort von Astoria legen möchte, was zu seiner Vertheidigung hinreichen würde, bis er sich im Stande sehe, Verstärkungen zu Lande zu abzuschicken.

Vergebens wartete er auf eine Antwort auf sein Schreiben, die ohne Zweifel wegen der damals ungewöhnlich sich häufenden Geschäfte ausblieb. Im März erhielt der Lark von Astor den Befehl, in See zu gehen. Der das Schiff commandirende Officier weigerte sich, unter so gefährlichen Umständen dem Verlangen seines Patrons zu genügen, und so sah dieser sich genöthigt, den Befehl an Hrn. Northrop, den Steuermann, zu übertragen; Hr. Nicolaus G. Ogden, ein Mann von hoher Rechtschaffenheit und großen Talenten, machte die Fahrt als Supercargo mit. Der Lark segelte Anfangs März 1813 ab.

Astor schrieb bei dieser Gelegenheit an Hrn. Hunt: „Ich lebe der Hoffnung, daß Sie sich wohl befinden, und daß ich Sie wiedersehen werde." Dann warnte er ihn, gegen etwaigen Ueberfall

von Seite der Nordwestcompagnie auf seiner Hut zu seyn, und sprach sich unwillig über das unwürdige Benehmen aus, das diese Gesellschaft seinen offenen, redlichen Anträgen entgegensetze. „Wäre ich an Ort und Stelle," fuhr er fort, „und hätte ich die Leitung der Angelegenheiten, so würde ich Allem Trotz bieten. So aber beruht alles auf Ihnen und Ihren Freunden. Unser Unternehmen ist groß und verdient Erfolg, und ich hoffe, Gott wird uns diesen verleihen. Hätte ich bloßen Gewinn im Auge, so würde ich sagen, es wäre am besten, wenn wir retteten was zu retten ist, und den Platz verließen; allein, da dieß der Fall nicht ist, so gibt der bloße Gedanke an solch ein Ende mir einen Stich ins Herz."

Woche auf Woche, Monat auf Monat verstrich, ohne daß die auf dem Unternehmen lastende Ungewißheit sich aufgeklärt hätte. Obschon ein Mann von entschlossenem und nicht so leicht zu erschütterndem Gemüth, begann Astor dennoch nach und nach muthlos zu werden, wenn er die Gefahren überschaute, die er gegen seinen Lieblingsplan sich erheben sah. So saß er eines Abends am Fenster, an das unglückliche Schicksal des Tonquin und seine Mannschaft denkend, und ein ähnliches für die Abenteurer befürchtend, die den Weg über die Rocky Mountains eingeschlagen hatten, als man ihm die Zeitungen brachte. Der ihm zuerst in die Augen fallende Artikel berichtete die Ankunft Hrn. Stuarts und seiner Begleiter in St. Louis und enthielt zugleich die Nachricht, daß Hr. Hunt mit seinen Leuten glücklich an der Mündung des Columbia eingetroffen sey. Dieß war der erste Sonnenstrahl, der durch die düstre Wolke der Ungewißheit brach, und mit neuer Hoffnung blickte Astor nun der Ausführung aller seiner Plane entgegen.

Zweiundfünfzigstes Capitel.

Die Ufer des Wallah=Wallah. — Abreise David Stuarts nach dem Oakinagan. — Hrn. Clarks Weg nach dem Lewis=River. — Die Nez Percés. — Ihre Sitten und äußere Erscheinung. — Ein neuer Handelsposten. — Mac Kenzie und seine Expedition. — Reed's Reise zu den Caches. — Abenteuer wandernder Jäger und canadischer Reisenden.

Wir kommen jetzt im Verlauf unsrer Erzählung in die Gegenden jenseits der Gebirge zurück, um die verschiedenen Abtheilungen auf ihrem Wege zu begleiten, die mit Hrn. Robert Stuart von Astoria aufbrachen und die er an den Ufern des Wallah=Wallah zurückließ. Bald nach seiner Abreise trennten auch sie sich, um ihren verschiedenen Bestimmungen entgegenzugehen, nachdem sie vorher noch Abrede genommen, sich Anfangs Junius des kommenden Jahres mit dem im Innern gesammelten Pelzwerk wieder an den Ufern des Wallah=Wallah zu treffen, um dann vereint die gefährlichen Stellen am Columbia zu passiren.

Hr. David Stuart, der Führer einer der Parteien, begab sich mit seinen Leuten nach dem von ihm errichteten Posten am Oakinagan. Nachdem er diesen mit den erforderlichen Waaren zum Tauschhandel und mit Munition versehen hatte, ging er noch 300 Meilen am Fluß aufwärts, und errichtete in einer für den Handel bequem gelegenen Gegend einen zweiten Posten.

Hr. Clarke, ein anderer Theilhaber, führte seine kleine Abtheilung am Lewisflusse hinauf bis zur Mündung eines kleinen von Norden her in denselben fallenden Stromes, dem die Canadier den Namen Pavion gaben. Hier fanden sie ein Lager oder Dorf von vierzig Zelten oder Hütten mit Matten bedeckt, und bewohnt von Nez Percés, oder Indianern mit durchbohrten Nasen, wie sie von den Handelsleuten genannt werden; sie selbst aber nennen sich Chipunnish. Diese Indianer sind ein kühner, arbeitsamer aber dabei diebischer Stamm, der ein sehr precaires Leben führt, während des Sommers und Herbstes fischt und Wurzeln gräbt, im Winter mit Schneeschuhen an den Füßen Hirsche jagt, und im Frühjahr über die Rocky=Mountains geht, um von den Jägerstämmen am Missouri Büffelfelle einzuhandeln. Auf diesen Wanderungen werden sie häufig von den wegelagernden Schwarz=

füßen und andern räuberischen Stämmen angegriffen und oft mit Verlust ihrer Pferde und vieler ihrer Cameraden über die Gebirge zurückgetrieben.

Eine so unseßhafte und precaire Lebensweise muß den Menschen eigennützig machen, und so fand denn auch Hr. Clarke die Bewohner dieses Dorfes, die der gewöhnlichen Gastfreiheit der Indianer gänzlich ermangelten, alles nur mit Widerwillen hergaben und durchaus weder Wohlwollen noch Theilnahme blicken ließen. Zur Zeit seiner Ankunft fand er sie eben beschäftigt, Salme zu fangen und einzusalzen. Die Männer waren kräftige, gewandte und gut aussehende Gestalten, und die Weiber hübscher als die von den Stämmen näher an der Küste. Es lag im Plane Hrn. Clarke's, seine Boote hier zu lassen, und sich zu Lande an den Ort seiner Bestimmung zu begeben, der bei den Indianern am Spokan war, bis wohin er noch eine Entfernung von ungefähr 150 Meilen zu durchwandern hatte. Er versuchte demnach Pferde zu bekommen, für welche ihm jedoch so hohe Preise abverlangt wurden, daß sieben Tage verloren gingen, bis es ihm gelang, die erforderliche Anzahl einzuhandeln. Während dieser Zeit wurden ihm zu seinem großen Verdruß mehrere Gegenstände gestohlen, die er durchaus nicht wieder bekommen konnte. Der Häuptling versprach zwar für deren Herbeischaffung zu sorgen, entschuldigte sich aber endlich damit, daß die Diebe einem entfernten Stamme angehörten und sich bereits aus dem Staube gemacht hätten. Mit dieser Ausrede mußte sich Hr. Clarke vor der Hand begnügen, faßte aber gegen den ganzen Stamm mit den durchbohrten Nasen einen heftigen Groll, den er später Gelegenheit fand, diesen Indianern auf ausgezeichnete Weise fühlen zu lassen.

Nachdem alle Anstalten zur Abreise getroffen waren, brachte Hr. Clarke seine Canots an einem sichern Ort, am Ufer einer kleinen mit Gebüsch bewachsenen Bai, unter, und übergab sie der Obhut des Häuptlings der Nez Percés, dem er eine reiche Belohnung versprach. Dann bestieg er sein Pferd, stellte sich an die Spitze der kleinen Karawane, und schüttelte vor dem Dorfe dieser Beutelschneider den Staub von seinen Füßen. Wir wollen ihm auf seiner Reise, die ihn bald über steile Felsen, bald durch Schluchten und Abgründe, und dann wieder über kahle sonnenverbrannte Ebenen voller Klapperschlangen führte, und wo er von Hitze und

Durst zu leiden hatte, nicht Schritt vor Schritt folgen, sondern uns begnügen zu sagen, daß er den Ort seiner Bestimmung glücklich erreichte. Die Stelle, wo er seinen Handelsposten errichtete, war eine schöne Landspitze am Zusammenfluß des Pointed-Heart- und Spokan-River. Diese Factorei sollte einen nicht fern davon gelegenen Handelsposten der Nordwestcompagnie hinsichtlich des Handels mit den Indianern am Spokan, so wie mit den Cottonais und den Flachköpfen im Schach halten. Hier wollen wir Hrn. Clarke vor der Hand verlassen.

Hr. Mac Kenzie, der die dritte Abtheilung vom Wallah-Wallah aus führte, fuhr mehrere Tage den südlichen Arm des Columbia aufwärts, von den Eingebornen Camoënum, gewöhnlich aber zu Ehren seines Entdeckers der Lewis-River genannt. Herumziehende Banden von mehrern Stämmen wurden längs diesem Flusse gesehen, die sich nach verschiedenen Richtungen wendeten — denn die Indianer sind sehr unruhigen Geistes, stets auf Kriegs-, Jagd- oder Handelsunternehmungen begriffen. Einige dieser Horden führten große Züge von Pferden mit sich. Nachdem Hr. Mac Kenzie an der Mündung des Shahaptan angekommen war, ging er bis auf eine gewisse Entfernung an diesem Fluß aufwärts, und errichtete seinen Handelsposten an dessen Ufern. Es schien hier eine große Passage für die Stämme in der Nähe der Fälle des Columbia zu seyn, an der sie auf ihren Kriegszügen gegen die Stämme der Rocky Mountains und auf ihren Handelsexpeditionen vorüberkamen. Es war eben die Zeit dieser Wanderungen, und Indianerhorden von verschiedenen fernen Stämmen begegneten den Reisenden.

Hr. Mac Kenzie schickte jetzt einen kleinen Theil seiner Leute unter Anführung des Hrn. Reed ab, um die von Hrn. Hunt am Caldron Linn angelegten Caches aufzusuchen, und deren Inhalt nach seinem Posten zu bringen, da er hinsichtlich seines Bedarfs an Waaren und Munition zum großen Theil auf sie angewiesen war. Noch nicht acht Tage befand sich Hr. Mac Kenzie nach der Trennung von Hrn. Reed auf der Reise, als ihm zwei Indianer vom Stamm der Pallatapalla begegneten, die an einem Flusse gleiches Namens wohnten. Von diesen erhielt er die unwillkommene Nachricht, daß die Caches geplündert worden seyen. Einige ihres Stammes hätten, ihrer Angabe zufolge, im Frühjahr zuvor, die Reise

über die Gebirge gemacht, die sie vom Schlangenfluß trennten, um Pferde an die Indianer jener Gegend zu verhandeln, für die sie von denselben Teppiche und andere Waaren bekommen hätten, die von den Schlangenindianern aus Caches geholt worden wären, zu denen einige weiße Männer sie geführt, und die sie dann über die Rocky Mountains begleitet hätten. Diese Nachricht war für Hrn. Mac Kenzie höchst niederschlagend, doch konnte er wenigstens an ihrer theilweisen Wahrheit nicht länger zweifeln, da ihm die Indianer einen englischen Sattel und Zaum brachten, die man für das Eigenthum des Hrn. Crooks erkannte. Die Treulosigkeit der weißen Männer, die das Geheimniß der Caches verrathen hatten, war Allen ein Räthsel, das wir sogleich erklären wollen, indem wir zugleich Bericht von der Expedition des Hrn. Reed erstatten.

Dieser würdige Ire ging mit seiner gewöhnlichen Munterkeit an seine Mission. Seine Reisen im Jahr zuvor hatten ihm eine ziemliche Kenntniß des Landes verschafft, und er erreichte den Schlangenfluß ohne große Schwierigkeit. Hier, in einem Lager der Eingebornen, traf er sechs weiße Männer von der Expedition des Hrn. Hunt, die sich nach mancherlei Unfällen und Abenteuern glücklich hier zusammen gefunden hatten. Drei von diesen Weißen waren Turcotte, la Chapelle und Francis Landry, jene canadischen Reisenden, die, wie man sich erinnern wird, Hrn. Crooks in der Nähe des Schlangenflusses verlassen hatten, weil sie fürchteten, Hungers sterben zu müssen, und nach dem Lager der Schlangenindianer zurückgekehrt waren, wo sie den Rest des Winters zubrachten.

Im Anfang des Frühjahrs, von Allem entblößt, beschlossen sie, nachdem die Gastfreundschaft der Schlangenindianer lauer zu werden begann, von den in den Caches verborgenen Schätzen Nutzen zu ziehen. Sie entdeckten demnach den Häuptlingen, daß sie wüßten, wo eine große Menge von Waaren verborgen sey, welche hinreiche, den ganzen Stamm in Ueberfluß zu versetzen, und erboten sich, sie dahin zu führen, wenn man sie mit Pferden und Lebensmitteln versehen wolle. Die Häuptlinge verbürgten sich mit ihrer Ehre als große Männer und Schlangenindianer für die Erfüllung der Bedingung und wurden nun von den Canadiern an den Caldron Linn geführt. Auf diese Weise erhielten die Wilden Kenntniß von den Caches, und nicht, wie Hr. Stuart geglaubt hatte, indem sie den Fährten von Wölfen folgten. Noch nie vielleicht zog ein Schatz-

gräber mit größerer Begier die im Schooß der Erde vergrabenen Schätze eines Geizhalses hervor, als diese Indianer den Inhalt der Caches. Decken und Tücher, messingene Spielereien und blaue Glasperlen wurden jauchzend emporgehalten, und als man an die Streifen von Scharlachtuch kam, erhob sich ein allgemeines Freudengeschrei.

Der aus den Caches gezogene Raub bewirkte eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse dieser Wilden. Sie waren jetzt besser gekleidet und ausgerüstet, als Schlangenindianer noch je gewesen. Die drei Canadier wurden mit Pferden und Waffen versehen und warteten nur auf eine Gelegenheit, um aufbrechen zu können. Diese bot sich bald. Die Indianer beschlossen einen Jagdzug auf die Prairien, um Vorrath an Fleisch zu holen, damit sie im Ueberfluß leben könnten, wie es Männern von so guten Glücksumständen begünstigt gezieme. Die drei Canadier mußten sie begleiten. Alle kamen glücklich über die Rocky Mountains, stiegen bis zu den obern Gewässern des Missouri hinab, und richteten ein großes Blutbad unter den Büffeln an.

Bald war das Lager mit Fleischvorräthen angefüllt, und nun begann ein Wohlleben auf ächt indianische Weise, indem nebenbei eine große Menge Fleisch für den Winter getrocknet wurde. Mitten in diesen angenehmen Beschäftigungen ward aber das Lager von den Schwarzfüßen überfallen, viele von den Schlangenindianern erschlagen und die übrigen nebst den drei Canadiern mußten rein ausgeplündert in die Gebirge flüchten. Sie eilten, ärmer als je, in das alte Lager am Schlangenfluß zurück, glücklich genug mit dem Leben davon gekommen zu seyn. Die Canadier hatten diese Freistatt noch nicht lange wieder erreicht, als sie durch den Anblick eines Unglücksgefährten, ihres Landsmannes Dubreuil erfreut wurden, der Hrn. Crooks, zu großer Erschöpfung wegen, nicht weiter hatte folgen können. Bald darauf fanden sich noch drei andere versprengte Mitglieder der Expedition des Hrn. Hunt ein, nämlich Carson, St. Michel und Pierre Delaunay, die Hr. Hunt im September des vergangenen Jahrs in den Gebirgen zurückgelassen hatte, um Biber zu fangen. Sie waren, wie wir wissen, mit Pferden und Allem wohl versehen worden, was sie bedurften, kamen aber zu Fuße und ganz abgerissen im Lager der Schlangenindianer an. Nachdem sie ihre Jagd geendet, hatten sie im Frühjahr den Weg nach dem

Missouri eingeschlagen, auf dem sie von einer Bande Krähen überfallen und ausgeplündert wurden. Auf das äußerste sich vertheidigend, lagen sieben ihrer Feinde bereits am Boden als sie endlich der Uebermacht erliegen mußten. Pierre Detayé war erschlagen, die übrigen aber ausgeplündert und dann genöthigt worden, den Weg über die Gebirge zurück zu suchen, wo sie mit ihren alten Cameraden zusammentrafen. Noch muß bemerkt werden, daß Pierre Delaunay, des Cölibats müde, unterwegs eine Indianerin aufgelesen hatte, die treu bei ihm aushielt.

Die sieben Abenteurer, die sich so unvermuthet an den Ufern des Schlangenflusses zusammengefunden hatten, trafen eben Vorbereitungen, um nochmals über die Gebirge zu gehen, als einige indianische Spione Nachricht von der Annäherung Hrn. Reed's und seiner Leute brachten. Kaum hatte dieser die Erzählung ihrer verschiedenen Abenteuer angehört, als er sie Alle unter seine Obhut nahm und nach dem Caldron Linn aufbrach, um den Inhalt der drei noch unverletzten Caches abzuholen. Dort traf er Robinson den Kentuckyer, mit seinen beiden Cameraden Rezner und Hoback, die Hr. Stuart dort gelassen hatte. Dieses abenteuerliche Kleeblatt stellte höher am Fluß hinauf seine Fallen, Robinson aber war in einem Canot herabgekommen, um Hrn. Reed zu erwarten, und Pferde und andere Bedürfnisse von ihm in Empfang zu nehmen. Er erzählte diesem die Geschichte von der Beraubung seiner Partei durch die Arapahays, wich jedoch in dem Hrn. Stuart davon erstatteten Bericht darin ab, daß er sagte, Caß sey in dem Gefechte mit den Arapahays getödtet worden, während er gegen Hrn. Stuart geäußert hatte, Caß habe seine Gefährten verlassen, und noch dazu ein Pferd mitgenommen. Diese Verschiedenheit in der Aussage, von der Hr. Reed damals noch keine Kenntniß haben konnte, trug, nebst andern Umständen, mit dazu bei, später dunkle Vermuthungen über das wahre Schicksal des Caß hervorrufen, die wir jedoch, als der Bestätigung ermangelnd, nicht wiederholen wollen.

Nachdem Hr. Reed die noch übrigen Waaren aus den Caches genommen hatte, stellte er sich an die Spitze seiner durch sieben Mann und das Weib Delaunay's verstärkten Expedition, und erreichte wohlbehalten den Posten des Hrn. Mac Kenzie am Shahaptan.

Dreiundfünfzigstes Capitel.

Abreise Hrn. Hunts mit dem Biber. — Vorsichtsmaßregeln in Astoria. — Eine Brigade geht nach dem Wallamut ab. — Befürchtungen. — Ankunft Mac Kenzie's. — Vorfälle am Shahaptan. — Kriegsnachrichten. — Kleinmuth Mac Dongal's. — Astoria soll verlassen werden. — Abreise Mac Kenzie's nach dem Innern. — Abenteuer an den Fällen. — Besuch bei den Räubern von Wish-ram. — Zusammentreffen mit Mac Tavish. — Ankunft am Shahaptan. — Geplünderte Caches. — Ankunft Clarke's bei den Nez Percé's. — Der silberne Becher. — Eine Execution. — Ankunft der Winterthheilhaber in Astoria.

Nach der Abreise der verschiedenen Abtheilungen oder Brigaden, wie sie von den Pelzhändlern genannt werden, rüstete sich der Biber zu einer Fahrt längs der Küste, und zu einem Besuch der russischen Colonie Neu-Archangel, wohin er Zufuhren verschiedener Art bringen sollte. Im Rathe der Theilhaber zu Astoria war beschlossen worden, daß Hr. Hunt die Reise mitmachen sollte, theils um sich mit dem Küstenhandel bekannt zu machen, theils um verschiedene Verabredungen mit dem Befehlshaber des russischen Postens zu treffen. Im October sollte ihn dann der Biber, auf seiner Fahrt nach den Sandwichsinseln und nach Canton, wieder nach Astoria zurückbringen.

Der Biber ging im August unter Segel, und durch seinen und den Aufbruch der verschiedenen Brigaden blieb nur eine kleine Besatzung in Astoria zurück. Kaum hatten dieß einige der benachbarten Indianerstämme bemerkt, als sie auch unverschämter und feindseliger in ihrem Benehmen gegen die Weißen wurden. Es war gerade die Zeit des großen Fischfangs, wo die Stämme von der nördlichen Küste in die Nähe von Astoria zu kommen pflegten; diese waren nicht nur eben so kriegerisch als treulos, sondern auch wegen der Angriffe bekannt, die sie nicht selten auf Handelsfahrzeuge unternahmen. Viele von den Neweetees, dem wilden Stamme, der die Mannschaft des Tonquin ermordet hatte, befanden sich unter ihnen.

Auf der Factorei wurden daher alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um sich gegen einen etwaigen Ueberfall sicher zu stellen. Unsre Colonisten legten nicht nur Gänge innerhalb der

Pallisaden an, sondern erhöhten auch die Bastionen, und Tag und Nacht wurden Schildwachen ausgestellt. Zum Glück gaben die Chinooks und andere in der unmittelbaren Nähe der Factorei wohnenden Stämme die friedlichsten Gesinnungen kund, denn der alte Comcomly, der sie unter seiner Botmäßigkeit hielt, war ein schlauer Rechenmeister. Er wußte die Vortheile welche für ihn daraus entsprangen, die Weißen zu Nachbarn und Verbündeten zu haben, gar sehr zu schätzen, und hatte bereits erfahren, welchen Nutzen er und seine Leute davon hatten, wenn sie als Unterhändler zwischen den Colonisten und den entferntern Stämmen auftraten. Er war daher ein treuer Freund der Astorianer geworden, und bildete eine Schutzmauer zwischen ihnen und den feindseligen Stämmen gegen Norden.

Der Sommer des Jahres 1812 ging ohne alle Feindseligkeit vorüber; die Neweetees und andere der gefürchteten Gäste endeten ihren Salmenfang in Frieden und kehrten ruhig in die Heimath zurück. Die Bewohner von Astoria sahen sich mithin von dieser Seite in Sicherheit; allein bald wurde es nöthig, gegen andere Uebel Vorkehrung zu treffen. Die Zeit des Mangels begann, die im October anfing und bis Ende Januars dauerte. Die Schaluppe wurde daher ausgerüstet, um eine Fahrt längs der Ufer des Flusses zu unternehmen und zu fouragiren. Außerdem erhielt ein Theil der Mannschaft Befehl, sich unter Anführung eines der Commis an die Ufer des Wallamut — der Multnomah von Lewis und Clarke — zu begeben — ein schöner Fluß, der sich ungefähr sechs Meilen oberhalb Astoria in den Columbia ergießt. Das Land in der Nähe desselben bietet eine schöne Abwechslung von Hügeln, Prairien und Waldungen von Eichen, Eschen, Ahorn und Cedern. In diesen hausten damals eine Menge Hirsche und Elens, und die Ufer des Flusses waren von einer Unzahl von Bibern bewohnt. Hier sollten die Jäger einen Vorrath von getrocknetem Fleisch einthun, und dieses in Canots nach Astoria senden.

Der October verging, ohne daß der Biber zurückgekehrt wäre. Auch der November, December und Januar verstrichen, und noch immer wollte das Schiff sich nicht einfinden. Unsere Colonisten begannen zu befürchten, daß es auf seiner Küstenfahrt entweder gescheitert seyn oder ein dem Tonquin ähnliches Schicksal gehabt haben könnte. Niemand hing solchen Besorgnissen mehr nach als

Mac Dougal, dem jetzt die Leitung der Anstalt oblag. Er zeigte nicht mehr jenes geschäftige Vertrauen und jene Munterkeit, die ihn sonst auszeichneten; der Oberbefehl schien allen Reiz für ihn verloren zu haben, er gab sich dem größten Kleinmuth hin, verwünschte das ganze Unternehmen, vergrößerte jedes kleine widrige Ereigniß, und prophezeyte nichts als Unheil.

In dieser mißmuthigen Stimmung wurde er am 16 Januar durch die unverhoffte Ankunft Mac Kenzie's überrascht, der sich, erschöpft von seiner langen Winterreise von seinem Posten am Shaptan einfand, und dessen Gesicht schon, so zu sagen, das Titelblatt zu einem ganzen Band von Unglücksfällen zu seyn schien. Mac Kenzie hatte sich hinsichtlich des Postens in seinen Erwartungen gar sehr getäuscht. Er war von den Tushepaws, einer mächtigen kriegerischen und in viele Stämme unter eigenen Häuptlingen getheilten Nation, umgeben, die eine Menge Pferde hielten, sich aber mit dem Biberfang nicht abgaben und daher auch kein Pelzwerk zu verkaufen hatten. Da Wildpret äußerst selten war, so hatte Mac Kenzie sich fast ganz auf Pferdefleisch beschränkt gesehen, und kaum waren die Indianer dieß inne geworden, so ließen sie es nur zu einem übermäßig hohen Preis ab, wohl wissend, daß den Weißen keine andere Wahl blieb, als das theure Fleisch zu kaufen oder Hungers zu sterben. Auf diese Weise waren fast alle die Artikel, die er bei sich gehabt hatte, um Biberfelle einzutauschen, für Pferdefleisch daraufgegangen. Zwar hatte er seine Jäger in der ganzen Gegend umher geschickt um Fallen zu stellen, allein diese fanden nirgends mehr Biber als in der Nähe ihrer Station, und so begann er denn daran zu denken, seinen keinen Nutzen versprechenden Posten zu verlassen und nach Astoria zurückzukehren, um sich zu einer andern Bestimmung verwenden zu lassen. In dieser Absicht begab er sich nach dem Posten des Hrn. Clarke, um sich mit diesem zu berathen. Während die beiden Theilhaber beisammen waren, fand sich ein höchst unerwarteter Besuch in dem Wigwam Clarke's ein. Es war dieß Hr. John George Mac Tavish, einer der Theilhaber der Nordwestcompagnie, der einem in der Nähe errichteten rivalisirenden Posten vorstand. Er war am See Winnipeg gewesen, wo er eine Stafette aus Canada mit der Kriegserklärung nebst der Proclamation des Präsidenten Madison erhalten hatte, die er den HH. Clarke und Mac Kenzie mit dem Bemerken ein-

händigte, daß er von den Posten der Nordwestcompagnie auf der andern Seite der Gebirge frische Zufuhren erhalten habe und nun zu einer kräftigen Opposition gegen die Anstalten der amerikanischen Compagnie gerüstet sey. Seinen kriegerischen Nachrichten setzte er dadurch die Krone auf, daß er den beiden Astorianern ankündigte, daß sich das Kriegsschiff Isaak Todd Anfangs März an der Mündung des Columbia einfinden werde, um den Handel am Fluß an sich zu reißen, und daß er Befehl erhalten habe, sich um die genannte Zeit daselbst einzufinden.

Diese Nachrichten befestigten Mac Kenzie in seinem Entschluß. Sogleich kehrte er nach dem Shahaptan zurück, brach seinen Posten ab, verbarg die noch übrigen Waaren in Caches, und eilte mit seinen Leuten nach Astoria. Auf Mac Dougal machten diese Nachrichten einen so tiefen Eindruck, daß ihn eine Art von Geistesverwirrung zu befallen schien. Er hielt einen Kriegsrath mit Mac Kenzie, dem einige Commis beiwohnten, die aber natürlich keine Stimme dabei hatten. Alle Hoffnung, Astoria ferner behaupten zu können, wurde aufgegeben; der Biber schien ihnen verloren und aus den Vereinigten Staaten war keine Hülfe zu erwarten, da dort wahrscheinlich alle Häfen blokirt wurden. Von Seite Englands mußte man sich auf Feindseligkeiten gefaßt machen, und so ward denn beschlossen, Astoria im nächsten Frühjahr zu verlassen, und über die Rocky Mountains zurückzugehen.

In Folge dieses Beschlusses wurde aller Handel mit den Eingebornen, der um Lebensmittel ausgenommen, abgebrochen, da man bereits mehr Pelzwerk aufgespeichert hatte, als man fortbringen konnte, und der noch übrigen Waaren zur Kleidung und zum Unterhalt der eignen Leute während der Zeit des Aufenthalts und auf der Reise über die Gebirge bedurfte. Die Absicht, Astoria zu verlassen, wurde vor der Mannschaft geheim gehalten, weil diese sonst leicht alle Arbeit hätte aufgeben und unruhig oder ungehorsam werden können.

Mac Kenzie brach mittlerweile nach dem Posten am Shahaptan auf, um die dort in den Caches niedergelegten Waaren abzuholen und für dieselben Lebensmittel und Pferde zur Reise über die Gebirge einzuhandeln. Zugleich wurde er von Mac Dougal mit Depeschen für die HH. Stuart und Clarke versehen, durch die diesen die Nachricht von der beabsichtigten Auswanderung mitgetheilt

und zugleich die Weisung gegeben ward, sich bei Zeiten zum Aufbruch zu rüsten.

Mac Kenzie wurde von den beiden Commis John Reed dem Iren und Alfred Seton von New-York begleitet. Sie schifften sich mit siebzehn Mann in zwei Canots ein und setzten, bis in die verhängnißvolle Nähe der Fälle, ihre Fahrt ohne bemerkenswerthes Ereigniß fort. Sie legten die Landfahrt an den Stromengen und den Fällen Nachmittags bei guter Zeit zurück, und hatten nun einen langen Abend vor sich. Am jenseitigen Ufer des Flusses lag das Dorf Wish-ram, räuberlischen Andenkens. Dort wohnten die Wilden, die den armen Reed um seiner blechernen Capsel voll Depeschen halber mißhandelt hatten. Man wußte, daß diese Büchse noch vorhanden war, und im Dorf als eine Trophäe aufbewahrt wurde. Mac Kenzie erbot sich, über den Fluß zu gehen und die Auslieferung des Raubes zu fordern, wenn ihn jemand begleiten wolle. Es war ein höchst unbesonnenes Wagestück und dennoch meldeten sich zwei Freiwillige, nämlich Alfred Seton und Joe de la Pierre der Koch. Das heldenmüthige Kleeblatt befand sich bald am jenseitigen Ufer des Flusses. Aus Land gestiegen, wurden Flinten und Pistolen in Stand gesetzt, und der ungefähr hundert Schritt weit zwischen Felsen sich fortwindende Pfad nach dem Dorfe eingeschlagen. Man schien von ihrer Ankunft durchaus keine Notiz zu nehmen; kein menschliches Wesen ließ sich sehen, und sogar die Hunde, die größte Pein in indianischen Dörfern, hielten sich ruhig. Als unsre fahrenden Ritter das Dorf betraten, erschien ein Knabe, der auf ein Haus von größerm Umfang als die übrigen deutete. Sie gingen darauf zu, hatten aber kaum die Schwelle überschritten, als der enge Raum hinter ihnen sich plötzlich mit Indianer anfüllte, die sich vorher verborgen gehalten hatten.

Mac Kenzie und seine Gefährten befanden sich jetzt in einem Gemach von etwa 25 Fuß Länge und 20 Fuß Breite. An dem einen Ende brannte ein Feuer, in dessen Nähe der etwa 60 Jahre alte Häuptling saß. Eine Menge Indianer, in Mäntel von Büffelfellen gewickelt, kauerten drei Mann hoch im Halbcirkel im Gemach. Ein einziger Blick überzeugte die Abenteurer, in welch' gefährliche Gesellschaft sie gerathen waren, und daß die den Ausgang besetzt haltenden Indianer ihnen den Rückzug verwehren würden. Der Häuptling deutete auf einen der Thüre gegenüber befindlichen Sitz

und lud unsre Helden ein, Platz zu nehmen. Es geschah, und nun trat eine Todesstille ein. Die grimmigen Krieger saßen unbeweglich gleich Steinbildern; jeder in seinen Mantel gewickelt, die zornigen Blicke auf die Fremden gerichtet, denen immer unheimlicher zu werden begann.

„Richtet eure Blicke auf den Häuptling, während ich ihn anrede," sagte Mac Kenzie zu seinen Gefährten, „und sollte er seinen Leuten einen Wink geben, so schießt ihn nieder und eilt nach der Thüre." Mac Kenzie trat vor und bot dem Häuptling die Friedenspfeife, die dieser ausschlug. Dann hielt er eine Anrede, in welcher er den Zweck seines Besuchs erklärte und sich erbot, für die geraubte Capsel zwei Decken, eine Axt, einige Glascorallen und Tabak zu geben.

Kaum war die Rede geendet, so erhob sich der Häuptling und sprach anfangs mit leiser, aber nach und nach immer lauter und heftiger werdender Stimme. Er warf den weißen Männern vor, daß sie in seiner Nähe auf- und abreisten, ohne ihm auch nur das Geringste zu geben, und zwar bloß deßhalb, weil er und seine Leute kein Pelzwerk hätten. Nachdem er in die größte Hitze gerathen, schloß er mit der Drohung, Rache für den bei dem Scharmützel an den Fällen getödteten Indianer zu nehmen.

Die Verhandlung näherte sich einer Krise. Die umherkauernden Wilden lauerten augenscheinlich nur auf ein Zeichen ihres Anführers, um über ihre Beute herzufallen. Mac Kenzie und seine Gefährten nahmen während der Rede des alten Häuptlings nach und nach eine feste Stellung an und brachten ihre Gewehre unmerklich in eine horizontale Richtung. Die Mündung von Mac Kenzie's Flinte, befand sich nicht mehr als drei Fuß von der Brust des Redners entfernt. Alle drei spannten zugleich den Hahn ihrer Gewehre; das Krachen der Schlösser machte die dunkeln Wangen des Wilden auf einen Augenblick erbleichen und es trat eine Pause ein. Kaltblütig aber rasch schritten die Abenteurer der Thüre zu, die Indianer wichen erschrocken zu beiden Seiten zurück, und gestatteten ihnen den Ausgang. Die Sonne ging eben unter, als sie aus der gefährlichen Höhle heraustraten. Auf ihrem Rückweg brauchten sie die Vorsicht, so viel möglich auf dem Rücken der Anhöhen zu gehen, und erreichten so ihr Canot und mit diesem das Lager wieder, höchlich erfreut mit dem Leben davon gekommen zu seyn,

und kein Verlangen nach einem zweiten Besuche bei den grimmigen Kriegern von Wish-ram fühlend.

Mac Kenzie und seine Leute traten ihre Reise am nächsten Morgen wieder an. In einiger Entfernung oberhalb der Fälle kamen ihnen zwei Canots mit Weißen, unter dem Chorgesang der canadischen Reisenden entgegen. Es war dieß eine Brigade Nordwesters, unter Leitung Mac Tavish's, die nach der Mündung des Columbia auf dem Wege war, um dort die Ankunft des Isaak Todd zu erwarten. Mac Kenzie und Mac Tavish landeten an derselben Stelle und blieben die Nacht über beisammen. Die Canadier der beiden Parteien begrüßten sich als Brüder und alte Cameraden, und machten gemeinsame Sache, als wären sie durch gleiches Interesse vereint und nicht zwei rivalisirenden Compagnien angehörig. Am Morgen setzten beide Parteien ihre Fahrt auf eine ihren Aussichten entsprechende Weise fort — die einen mit Mühe gegen den Strom ankämpfend, die andern fröhlich und leicht von seinen Fluthen abwärts getragen.

Mac Kenzie kam glücklich auf seinem verlassenen Posten am Shahaptan an, fand aber zu seinem Verdruß, daß seine Caches von den Indianern entdeckt und geplündert worden waren. Er befand sich durch diesen Unfall in keine geringe Verlegenheit versetzt, denn er hatte auf diese Waaren gerechnet, um von den Indianern Pferde dafür einzukaufen. Augenblicklich schickte er seine Leute nach allen Richtungen aus, um die Diebe wo möglich aufzuspüren, und fertigte Hrn. Reed nach dem Posten der HH. Clarke und David Stuart ab, um ihnen die Briefe Mac Dougal's zu überbringen.

Der in jenem Schreiben mitgetheilte Entschluß, Astoria zu verlassen, wurde von Clarke und Stuart sehr getadelt. Beide waren auf ihren Posten sehr glücklich gewesen, und hielten es für eben so unbesonnen als unmännlich, ein so viel versprechendes und mit so großem Aufwand begonnenes Unternehmen gleich bei der ersten Schwierigkeit zu verlassen. Sie machten deßhalb keine Anstalten das Land zu verlassen, sondern richteten sich vielmehr darauf ein, ihre neuen, so wohl gedeihenden Anlagen zu behaupten.

Die Zeit nahte jetzt heran, wo die Theilhaber auf den Posten im Innern, der getroffenen Abrede gemäß, sich auf ihrem Wege nach Astoria an der Mündung des Wallah-Wallah mit dem Pelz-

werk einfinden sollten, das sie gesammelt hatten. Hr. Clarke lud demnach seine Ausbeute auf 28 Pferde, ließ einen Commis und vier Mann zu Wahrung des Postens zurück, und machte sich am 25 Mai auf den Weg. Am 30 langte er an der Vereinigung des Pavion und des Lewis-Rivers an, wo er seine Canots der Obhut des alten Häuptlings der Nez Peree's übergeben hatte. Dieser alte Indianer hatte sich seines Auftrags weit besser entledigt, als Hr. Clarke zu hoffen gewagt, und die Canots wurden, noch ziemlich in Ordnung, wieder vorgefunden. Da einige Ausbesserungen nöthig geworden waren, so schlug Hr. Clarke mit seinen Leuten ein Lager dicht am Dorfe auf; ließ aber die Indianer, deren diebische Gewohnheiten er bei seinem frühern Besuch kennen gelernt, scharf im Auge behalten.

Hr. Clarke war ein stattlicher, sehr gut aussehender Mann, der gern einen gewissen Prunk in seinem Aeußern zur Schau zu stellen pflegte. So hatte er unter andern auch einen silbernen Becher, aus dem er mit wohlgefälliger Miene trank, und ihn dann in einen großen Flaschenkeller verschloß, den er auf Reisen stets mit sich führte und in seinem Zelte stehen hatte. Dieser Becher war ursprünglich von Hrn. Astor als ein Geschenk für den unglücklichen Mac Kay bestimmt, der mit dem Tonquin aufflog, und da er erst nach der Abfahrt jenes Hrn. in Astoria eintraf, so blieb er in Clarke's Besitz.

Ein silberner Becher war für einen Nez Percé ein zu lockender Preis. Er lieferte ein Seitenstück zu Reed's glänzender Büchse. Solch' ein Wunder war im Land noch nicht gesehen worden und die Indianer sprachen von nichts Anderm. Sie sahen, mit welcher Sorgfalt der Becher in den Flaschenkeller verschlossen wurde und vermutheten nun, er müsse eine „große Medicin" seyn. Hr. Clarke vergaß einst seinen Schatz des Abends zu verschließen, und am Morgen war die kostbare Reliquie verschwunden. Er gerieth hierüber in eine Wuth, die durch die Erinnerung an alle die frühern Diebereien noch vermehrt wurde und schwur, wofern der Becher nicht schnell zurückerstattet werde, er den Dieb im Entdeckungsfalle hängen lassen würde. Der Tag verging indeß, ohne daß das gestohlene Kleinod sich wieder gefunden hätte. Nachts wurden im Geheim Schildwachen ausgestellt; allein aller Wachsamkeit ungeachtet gelang es einem Indianer dennoch, sich unbemerkt ins Lager

zu schleichen, und nur erst auf dem Rückweg wurde er, mit Beute beladen, gefangen. Mit Tagesanbruch ward der Schuldige verhört und bald überwiesen. Er sollte für alle begangenen Diebereien, die Entwendung des Bechers mit eingeschlossen, büßen, und Clarke sprach das Todesurtheil über ihn aus.

Ein Galgen von Rudern wurde aufgerichtet, der Häuptling mit seinen Leuten fand sich ein, und der Verbrecher, an Armen und Füßen gebunden, ward hereingebracht. Clarke hielt eine Rede; er erinnerte die Wilden an all' das Gute, das er ihnen bei seinem frühern Besuch erzeigt, und an die vielen Diebereien, die er ungeahndet habe hingehen lassen. Der Verbrecher selbst sey von den Weißen stets gütig behandelt worden, und habe sich dennoch wiederholt des Diebstahls schuldig gemacht. Er müsse deßhalb zur Strafe für seine Missethaten und Andern zum warnenden Beispiel sterben.

Die Indianer sammelten sich um Clarke und baten für den Schuldigen. Sie waren damit zufrieden, daß er streng gestraft werde, nur solle man ihm das Leben schenken. Sogar die Gefährten Clarke's hielten das Urtheil für zu streng und riethen ihm, es zu mildern; er blieb jedoch unerbittlich. Nicht als ob er ein von Natur grausamer Mann gewesen wäre; allein er hatte seit seinen Knabenjahren im Lande der Indianer unter den Pelzhändlern gelebt und schlug das Leben eines Wilden ziemlich wohlfeil an. Zudem war er ein eifriger Anhänger des Einschüchterungssystems.

Farnham, ein Commis, ein riesiger Ire, dem eine Pistole gestohlen worden war, verwaltete das Amt des Nachrichters. Das Signal ward gegeben und der arme Indianer unter furchtbarem Todeskampf in die Ewigkeit befördert. Die Wilden sahen dem gräßlichen Schauspiel zu, versuchten aber weder Widerstand noch ließen sie, als es vorüber war, einige Bewegung blicken. Sie verschlossen ihre Gefühle in ihre Brust, bis die Zeit zur blutigen Rache gekommen seyn würde.

Von der nutzlosen Strenge Clarke's nicht einmal zu reden, so war diese Handlung außerdem auch höchst unklug. Hr. Mac Lennan sollte nebst drei Mann und den Pferden nach dem Posten zurückkehren, da man die Ladung auf die Canots gebracht hatte. Sein Weg führte ihn durch einen Theil des von diesem Stamme bewohnten Landes, und so konnte er leicht von den Wilden, die sämmtlich gute

Reiter waren, verfolgt und als Sühnopfer für den gehenkten Indianer ermordet werden. Mac Lennan war indeß ein entschlossener Mann, der jeder Gefahr trotzte. Er nebst seinen drei Gefährten war Zeuge bei der Hinrichtung gewesen und brach auf, sobald der Indianer sein Leben ausgehaucht hatte. Sie ließen jedoch, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, „dem Gras unter den Hufen ihrer Rosse nicht Zeit zu wachsen,“ sondern waren sehr froh als sie sich auf ihrem Posten in Sicherheit befanden.

Hr. Clarke schiffte sich nach der Execution ebenfalls ein, und erreichte zeitig am folgenden Tage die Mündung des Wallah-Wallah, wo er die HH. Mac Kenzie und Stuart bereits vorfand. Der Erstere hatte einen Theil der aus den Caches gestohlenen Waaren wieder erhalten. Clarke erzählte ihnen sogleich von der von ihm gehaltenen Execution, und erwartete allgemeine Bewunderung seiner strengen Gerechtigkeit wegen zu ernten, mußte sich aber zu seinem größten Verdruß streng deßhalb tadeln hören, daß er mitten im Lande der Indianer Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben habe.

Die vereinten Brigaden bildeten jetzt ein Geschwader von zwei Booten und sechs Canots, mit denen sie den Fluß hinabfuhren und am 12 Junius mit einem werthvollen Vorrath von Pelzwerk glücklich in Astoria ankamen. Etwa zehn Tage früher war die Brigade, welche am Ufer des Wallamut gelagert hatte, mit vielen Biberfellen eingetroffen. Dieß waren die ersten Früchte des Unternehmens, die allerdings Anlaß zu großen Hoffnungen auf Gewinn geben konnten, wenn das Land nur erst genauer durchforscht und ein regelmäßiger Handel eingerichtet seyn würde.

Vierundfünfzigstes Capitel.

Die Theilhaber sind unzufrieden mit Mac Dougal. — Zweideutiges Benehmen dieses Mannes. — Die Theilhaber willigen ein, Astoria zu verlassen. — Anordnungen für das Jahr. — Manifest der Theilhaber. — Abreise Mac Tavish's ins Innere.

Die Theilhaber fanden Hrn. Mac Dougal in voller Vorbereitung zu Ausführung seines Vorhabens, denn er hatte vor ungefähr neun Tagen seine Absicht, Astoria zu verlassen, angekündigt, und den 1 Julius zur Abreise festgesetzt. Die HH. Stuart und Clarke zeigten sich sehr unzufrieden darüber, daß ein so übereilter Schritt beschlossen worden, ohne sie zu Rathe zu ziehen, um so mehr als es bekannt war, daß sie bald eintreffen würden.

Mac Dougal's Benehmen war in der That ganz geeignet, Argwohn gegen seine Treue einzuflößen. Seine alte Theilnahme für die Nordwestcompagnie schien wieder erwacht. Er hatte Hrn. Mac Tavish und seine Leute mit einer sehr unberufenen Gastfreundschaft, gleichsam wie Freunde und Verbündete aufgenommen, da es doch bekannt war, daß sie nur gekommen seyen, um die Lage der Dinge in Astoria zu erkunden und die Ankunft des feindlichen Schiffes abzuwarten. Hätte er sie sich selbst überlassen, so würden sie entweder aus Mangel an Lebensmitteln zum Aufbruch genöthigt, oder von den Chinooks vertrieben worden seyn, die nur auf ein Zeichen von der Factorei aus lauerten, um die Fremdlinge als Feinde zu behandeln. Mac Dougal hatte sie dagegen mit Lebensmitteln versehen und ihnen dadurch, daß er sie als Freunde behandelt, die Wilden geneigt gemacht.

Da Mac Dougal fest darauf gerechnet hatte, die Colonie Astoria noch im laufenden Jahre aufzuheben, so erfüllte ihn die Nachricht, daß Stuart und Clarke unterlassen hatten, seiner Weisung zufolge, Pferde und Lebensmittel zur Reise über die Gebirge einzukaufen, mit dem größten Verdruß. Es war bereits zu spät, um noch die erforderlichen Vorbereitungen zum Uebergang über die Rocky Mountains vor Eintritt des Winters zu treffen und der ganze Plan mußte deßhalb verschoben werden.

Das Ausbleiben des jährlich versprochenen Schiffs und die Befürchtungen hinsichtlich des Untergangs des **Bibers** und Hrn.

Hunts, verfehlten indeß ihre Wirkung auf die HH. Stuart und Clarke keineswegs. Sie begannen nach und nach den kleinmüthigen Vorstellungen Mac Dougal's, den Mac Kenzie kräftigst unterstützte, indem er ihre Lage als eine verzweifelte darstellte, ein williges Ohr zu leihen, und wurden endlich so weit gebracht, daß sie einwilligten, das Land im nächsten Jahre zu verlassen.

Um diese Zeit wendete sich Mac Tavish mit dem Gesuch an die Factorei, ihm einen kleinen Vorrath von Waaren zu überlassen, damit er den Rückweg nach seinem Posten an den obern Gewässern des Columbia antreten könne, da das erwartete Schiff, Isaak Todd, nicht eintreffen wollte. Dieses Ansuchen hatte eine Berathung der Theilhaber zur Folge, bei welcher Mac Dougal darauf antrug, demselben zu willfahren. Ferner schlug er vor, dem Hrn. Mac Tavish den Posten am Spokan, sammt allem Zubehör, gegen eine angemessene Entschädigung abzutreten, da man nicht Waaren genug zur Verfügung habe, um jenen Posten selbst zu versehen und die Mitbewerbung der Nordwestcompagnie im Handel mit den benachbarten Indianern aushalten zu können. Die letztere Angabe hat sich später als falsch erwiesen, denn aus den Inventarien ergab sich, daß der in Astoria lagernde Waarenvorrath zu Versorgung der Posten im Innern dem der Nordwestcompagnie weit überlegen, mithin von deren Concurrenz nichts zu besorgen war. Durch den Einfluß der HH. Mac Dougal und Mac Kenzie ging indeß der gemachte Vorschlag durch, und ward von Mac Tavish mit Begierde angenommen. Die ihm überlassenen Waaren beliefen sich an Werth auf 850 Dollars, die im nächsten Frühjahr in Pferden oder auf andere den Theilhabern genehme Weise bezahlt werden sollten.

Als dieses Uebereinkommen abgeschlossen war, entwarfen die Theilhaber einen Plan für das Jahr, das sie noch im Lande zuzubringen hatten. Ihr Hauptzweck war, sich Lebensmittel und Pferde für die beabsichtigte Reise zu verschaffen, wobei sie doch immer noch so viel Pelzwerk einhandeln wollten, als ihre beschränkten Mittel erlaubten. Demzufolge wurde ausgemacht, daß David Stuart auf seinen Posten am Oakinagan zurückkehren und Hr. Clarke sich unter den Flachköpfen aufhalten sollte. John Reed ward angewiesen, das Land am Schlangenfluß zu besuchen und erhielt den Dolmetscher Peter Dorion und Peter Delaunay als Jäger, und

die canadischen Reisenden Francis Landry, Jean Baptist Turcotte, André la Chapelle und Gilles Le Clerc zu Begleitern.

Astoria blieb indeß immer der Posten dem man das Meiste verdankte, und auf dem mehr oder minder Alles beruhte. Ihn während des nächsten Jahrs sicher zu stellen, war deßhalb ein Gegenstand reifer Erwägung. Mac Dougal sollte den Oberbefehl und 40 Mann als Besatzung behalten, die hinsichtlich ihres Lebensunterhalts größtentheils auf die umwohnenden Wilden angewiesen waren. Diese bezeigten sich zwar vor der Hand noch freundschaftlich, allein es stand sehr zu fürchten, daß wenn sie erst die Verlegenheiten des Postens und seine Schwäche inne geworden seyn würden, sie sich leicht zu Feindseligkeiten veranlaßt finden, oder doch ihre bisherigen Lieferungen an Lebensmitteln einstellen könnten. Es war daher wichtig, den Platz in dieser Hinsicht so viel möglich unabhängig von den umwohnenden Stämmen zu machen und man beschloß deßhalb, daß Mac Kenzie mit vier Jägern und noch acht Mann sich in das wildreiche Land am Wallamut begeben und dort Vorrath an Fleisch sammeln solle.

Da man eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Commis im Dienst hatte, so wurden drei derselben, Roß Cox, Roß und Mac Lennan ihrer Verpflichtungen enthoben und traten sogleich in die Dienste der Nordwestcompagnie; wahrscheinlich froh von einem Unternehmen loszukommen, das sie als ein sinkendes Schiff betrachteten.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen worden waren, unterzeichneten die vier Theilhaber am 1 Julius ein förmliches Manifest, in welchem sie erklärten, daß ihre Angelegenheiten sich wegen des Ausbleibens des jährlichen Schiffs, des befürchteten Untergangs des Biber, ihres Mangels an Waaren und wegen Unergiebigkeit des Handels im Innern, der die Kosten nicht decke und die Concurrenz mit der mächtigen Nordwestcompagnie nicht auszuhalten vermöge, in einem sehr beunruhigenden Zustande befänden. Da nun nach Artikel 16 des Contracts der Compagnie ihnen die Befugniß zustände, das Unternehmen vor abgelaufener fünfjähriger Frist aufzugeben, wenn es sich als nicht nutzbringend erweise, so wollten sie hiermit ihre Absicht ausgesprochen haben, dieß am 1 Junius des kommenden Jahres zu thun, wofern nicht in der Zwischenzeit die nöthige Unterstützung von Hrn. Astor eintreffen sollte.

Dieses Document, von gleichlautenden Privatbriefen begleitet, wurde Hrn. Mac Tavish zugestellt, der am 5 Julius abreiste und sich anheischig machte, diese Depeschen durch die gewöhnliche Winterstafette, welche von der Nordwestcompagnie zu Lande abgesendet wurde, an Hrn. Astor zu befördern. Das Manifest ward von den HH. Clarke und D. Stuart, deren Erfahrung mit dem entmuthigenden Bericht über den Handel im Innern keineswegs übereinstimmte, und welche die Hauptschwierigkeiten als großentheils besiegt betrachteten, nur sehr ungern unterzeichnet. Sie wurden indeß von Mac Dougal und Mac Kenzie überstimmt, denen, da sie einmal entschlossen waren, das Unternehmen aufzugeben, natürlich Alles daran lag, ihr Benehmen in den Augen Astors und der Welt so viel als möglich zu rechtfertigen.

Fünfundfünfzigstes Capitel.

Unruhe Astors. — Memorial der Nordwestcompagnie. — Nachricht von der brittischen See-Expedition gegen Astoria. — Astor sucht bei der Unionsregierung um Unterstützung nach. — Die Fregatte Adams wird ausgerüstet. — Gute Nachrichten von Astoria. — Die Aussichten trüben sich wieder.

Während Schwierigkeiten und Mißgeschick die entstehende Colonie Astoria umlagerten, befand sich der Unternehmer in New-York in großer Unruhe. Der Lark, den er mit Vorräthen nach Astoria ausgeschickt hatte, segelte am 6 März 1813 ab. Vierzehn Tage später erhielt er Nachrichten, die seine Befürchtungen hinsichtlich der Feindseligkeiten von Seite Großbritanniens vollkommen rechtfertigten. Die Nordwestcompagnie hatte eine zweite Adresse an ihre Regierung gerichtet, in welcher sie Astoria als eine americanische Colonie schilderte, ihre Ausdehnung und die Stärke ihrer Befestigungen weit übertrieb und die Befürchtung aussprach, daß ihr eigener Handel zu Grunde gehen müsse, wenn die entstehende Colonie nicht unterdrückt werde.

Auf diese Vorstellungen befahl die brittische Regierung, daß die Fregatte Phöbus den Isaak Todd begleiten solle, welcher Letztere

bereit lag, um, mit Mannschaft und Munition versehen, zu Begründung einer neuen Factorei auszulaufen. Beide Schiffe sollten mit einander bis zur Mündung des Columbia segeln, das dort befindliche americanische Fort zerstören und auf seinen Ruinen die brittische Flagge aufpflanzen.

Von diesen Bewegungen unterrichtet, verlor Astor keine Zeit, sondern richtete ein zweites Schreiben an den Staatssecretär der Union, in welchem er ihm Alles mittheilte, was er erfahren, und bat, daß die Sache dem Präsidenten vorgelegt werden möchte. Da man von seinem frühern Schreiben keine weitere Notiz genommen hatte, so begnügte er sich mit dieser einfachen Mittheilung, und unterließ jedes weitere Gesuch um Unterstützung.

Jetzt endlich auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche der Colonie Astoria drohte, und wohl einsehend, wie wichtig es sey, diesen ersten Schritt, den der americanische Handel an der Küste des stillen Meeres gethan, zu schützen, beschloß die Unionsregierung, die Fregatte Adams, Capitän Crane, zu ihrem Schutz abzusenden. Kaum war Astor von diesem Entschluß unterrichtet, als er auch das Schiff Enterprise ausrüstete, um es in Begleitung des Adams abgehen zu lassen.

Um die Mitte Junius, als er gerade eifrigst mit diesen Zurüstungen beschäftigt war, erhielt Astor ein Schreiben von Hrn. R. Stuart, aus St. Louis vom 1 Mai, in welchem er seine durch öffentliche Blätter bereits bekannt gewordene Rückkunft und das Eintreffen Hrn. Hunts und seiner Gefährten zu Astoria meldete, und überdieß die befriedigendsten Nachrichten von dem Gedeihen des Unternehmens beifügte.

So groß Astors Unruhe hinsichtlich des Gelingens seines Lieblingsplanes gewesen, so groß war seine Freude über diese guten Nachrichten. „Ich fühlte mich," sagte er selbst, „gedrungen, in dankbarem Entzücken auf die Kniee zu fallen."

Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß der Biber die Reise von New-York nach dem Columbia glücklich zurückgelegt habe, was ihm neue Hoffnung hinsichtlich des Gedeihens der Colonie gab. Der jetzt verstärkte Posten, mit einem Americaner an der Spitze und einem Kriegsschiff zu seiner Unterstützung, schien ihm nun außer aller Gefahr, und Astor ging mit neuem Muth an die Ausrüstung seines Kauffahrers.

Leider wurde dieser Sonnenblick bald durch finstere Wolken verdüstert. Eben als der Adams die erfoderliche Mannschaft erhalten hatte und beide Schiffe zum Auslaufen bereit waren, trafen Nachrichten vom Commodore Chauncey ein, der am Ontario-See befehligte, und eine Verstärkung an Mannschaft verlangte. Das Begehren war dringend, und so mußte denn die Mannschaft des Adams dorthin geschickt und das Schiff abgetakelt werden.

So hart dieser Schlag war, so wenig ließ Astor sich in seinem Unternehmen entmuthigen. Er beschloß den Enterprise allein abzusenden und ihn auf eigene Gefahr die Fahrt durch den Ocean machen zu lassen. Gerade zu jener Zeit erschien indeß eine brittische Seemacht auf der Höhe des Hook, und der Hafen von New-York war nun wirklich blokirt. Ein Schiff, das unter solchen Umständen hätte auslaufen wollen, wäre sicher verloren gewesen; die Enterprise ward mithin abgetakelt, und Astor mußte sich mit der Hoffnung trösten, daß der Lark Astoria sicher erreichen und die Colonie sich unter Leitung Hrn. Hunts bis zum Frieden behaupten werde.

Sechsundfünfzigstes Capitel.

Staatsangelegenheiten zu Astoria. — Mac Dougal wirbt um die Hand einer indianischen Prinzessin. — Heirathsgebräuche bei den Chinooks. — Der Einzug der Braut. — Ankunft Hrn. Hunts in Astoria.

Wir haben bisher so viel Düsteres und Unheilvolles zu berichten gehabt, daß es uns wahres Vergnügen macht zu Gegenständen von angenehmerer Natur übergehen, und, kurz gesagt, Bericht von der ersten Vermählung unter den höhern Classen in der entstehenden Colonie Astoria Bericht erstatten können.

Mac Dougal, der ein wahrer Projectenmacher, und ein Mann von großem, aber zuweilen unrecht angebrachtem Ehrgeiz gewesen zu seyn scheint, faßte plötzlich den Gedanken, um die Hand einer eingebornen Prinzessin, der Tochter des einäugigen Potentaten Comcomly, zu werben, der die Fischerstämme der Chinooks beherrschte, und die Factorei mit Stiuten und Stören versah.

Einige unsrer Berichte bemühen sich, dieser Neigung einen

sehr romantischen Anstrich zu geben, und führen sie bis zu jener stürmischen Nacht zurück, wo Mac Dougal durch das schlechte Wetter genöthigt wurde Schutz im königlichen Palaste Comcomly's zu suchen. Damals sey sein Herz zuerst von den Reizen der Fischerprinzessin gerührt worden, die sich bemühte den Gast ihres Vaters zu unterhalten. Das Tagebuch von Astoria aber, das unter Mac Dougals Aufsicht geführt wurde, gedenkt dieser Verbindung als einer aus Staatsklugheit geschlossenen. Die Factorei war hinsichtlich der Lebensmittel zum größten Theil von den Chinooks abhängig; diese hatten sich zwar bisher immer noch freundschaftlich gezeigt, allein man mußte fürchten, daß sie ihre Gesinnungen ändern würden, sobald sie Kunde von der Schwäche des Postens und der Absicht der Weißen erhielten das Land zu verlassen. Dieses Bündniß nun sollte Comcomly und den mächtigen Stamm der Chinooks an die Interessen der Astorianer knüpfen. Sey dem indeß wie ihm wolle, denn es bleibt stets eine schwere Aufgabe in die wahre Politik von Gouverneurs und Fürsten einzudringen, kurz Mac Dougal schickte zwei seiner Commis als außerordentliche Gesandte an den einäugigen Häuptling ab, um die Werbung um die Hand seiner Tochter zu eröffnen.

Die Chinooks, obschon kein besonders verfeinertes Volk, gehen beim Abschluß ihrer Heirathsangelegenheiten dennoch auf eine Art zu Werke, die selbst den schlauesten Eheprocuratoren nicht zur Schande gereichen würde. Der Anwerber begibt sich nicht zur Tochter, sondern zum Vater, dem er ein Geschenk zu Füßen legt. Seine Wünsche werden von zwei Freunden vorgetragen, die er als Beistände mit sich nimmt. Finden der Bewerber und seine Geschenke Gunst vor den Augen des Vaters, so trägt dieser die Sache seiner Tochter vor und zieht ihre Neigung zu Rathe. Fällt die Antwort günstig aus, so wird der Antrag genehmigt, und der Liebhaber muß dem Vater weitere Geschenke an Pferden, Canots und andern Dingen von Werth machen, je nach der Schönheit und den Verdiensten der Braut, wobei auf eine Erwiederung gerechnet wird, sobald das junge Paar den eignen Haushalt eröffnet.

Wir hatten öfter schon Gelegenheit der Schlauheit Comcomly's zu gedenken, aber noch nie zeigte sie sich glänzender als bei dieser Gelegenheit. Er war ein großer Freund Mac Dougal's,

und ergötzte sich an dem Gedanken, einen so ausgezeichneten Schwiegersohn zu haben. Eine so gute Gelegenheit, seinen Vortheil zu wahren, bot sich indeß wahrscheinlich nicht zum zweiten Male, und so beschloß er denn den größtmöglichen Nutzen davon zu ziehen. Die Unterhandlungen wurden demnach mit ächt diplomatischer Schlauheit in die Länge gezogen, und Conferenz auf Conferenz mit den beiden Abgesandten gehalten. Comcomly machte ganz überspannte Bedingungen, wobei er die Reize seiner Tochter zum höchsten Preise anschlug, und in der That finden wir sie auch in unsern Nachrichten als einen der flachsten und aristokratischsten Köpfe des ganzen Stammes beschrieben. Endlich gediehen die Unterhandlungen zum Abschluß, und am 20 Julius, gleich nach Mittag, stieß ein Geschwader von Canots mit der königlichen Familie und dem Hofstaat Comcomly's an Bord vom Lande ab.

Der würdige Häuptling stieg in fürstlichem Staate, mit einem blauen Teppich und einem rothen Schurz bekleidet, mit Federn geschmückt und allenthalben bemalt, von einem Zuge halbnackter Krieger und Großwürdenträger begleitet ans Land. Ein Pferd stand für die Prinzessin bereit, das diese hinter einem der Commis sitzend in das Fort trug. Hier wurde sie von dem harrenden Bräutigam empfangen. Ihr bräutlicher Schmuck machte anfangs zwar nicht den angenehmsten Eindruck, da sie sich, den Gebräuchen der Chinooks gemäß, reichlich bemalt und mit Fischthran gesalbt hatte. Mittelst reichlicher Abwaschungen wurde sie indeß bald von allen fremdartigen Farben und Gerüchen befreit, und erschien nun als die reinlichste Prinzessin, deren der etwas schmierige Stamm der Chinooks sich wohl je zu rühmen gehabt hatte.

Von dieser Zeit an fand sich Comcomly täglich im Fort ein und wurde bei den geheimsten Berathungen seines Schwiegersohns zugelassen. Er nahm an Allem, was vorging, großes Interesse, besuchte aber die Werkstätte des Schmieds besonders häufig, und nahm dessen Geschicklichkeit für sich selbst so häufig in Anspruch, daß seiner Bestellungen wegen oft die nöthigsten Arbeiten in der Factorei liegen bleiben mußten.

Der Honigmond der Ehe war kaum verflossen, und Mac Dougal saß eben in Frieden bei seiner jungen Frau, als am 20 August gegen Mittag Gassacop, der Sohn Comcomly's, in großer Bewegung hereinstürzte und die Ankunft eines Schiffs an

der Mündung des Flusses verkündete. Diese Nachricht machte tiefen Eindruck. War es ein Handels- oder Kriegsschiff? ein amerikanisches oder brittisches? der Biber oder der Isaak Todd? Mac Dougal eilte hinaus, warf sich in ein Boot und befahl, ihn eilig nach der Mündung des Hafens zu rudern. Die im Fort Zurückbleibenden schauten in größter Spannung nach der Mündung des Flusses hinaus, um zu erfahren, ob sie einen Freund zu begrüßen oder gegen einen Feind zu fechten haben würden. Endlich sah man das Schiff über die Barre segeln und sich gegen Astoria wenden. Aller Blicke verfolgten seinen Lauf unter tiefem Schweigen, bis man endlich die americanische Flagge erkannte. Nun verbreitete sich allgemeine Freude, und bald donnerten die Kanonen ihren Gruß vom Fort herab.

Das Schiff ging an der andern Seite des Flusses vor Anker und gab den Gruß zurück; das Boot Mac Dougal's legte an und kehrte erst spät am Nachmittag zurück. Unsre Astorianer strengten ihre Augen an, um von weitem schon zu erkunden, wer sich an Bord befinden möge; allein der Abend brach herein, ehe es nahe genug gekommen war, um dieß erkunden zu können. Endlich erreichte es das Ufer und Hr. Hunt stieg ans Land. Er wurde von Allen als ein vom Tode Erstandener begrüßt, und seine Ankunft war die Losung zu Freudenfesten, die denen zur Hochzeitsfeier Mag Dougal's gleichkamen.

Im nächsten Capitel liegt es uns nun ob, von den Ursachen Rechenschaft zu geben, welche die lange Abwesenheit dieses Ehrenmannes herbeiführten die zu so düstern Vermuthungen Anlaß gab.

Siebenundfünfzigstes Capitel.

Fahrt des Bibers nach Neu-Archangel. — Ein russischer Gouverneur. — Trinkgelage und Handel. — Reise nach Kamtschatka. — Colonie auf St. Paul für den Seehundsfang. — Seesturm. — Hr. Hunt bleibt auf den Sandwichsinseln zurück. — Geschäfte des Bibers in Canton. — Rückkehr Hrn. Hunts nach Astoria.

Man wird sich erinnern, daß der Biber, als er am 4 August 1812 von Astoria absegelte, die Bestimmung hatte, nordwärts längs der Küste nach Sitka oder Neuarchangel sich zu begeben, dort den für die russische Colonie bestimmten Theil seiner Ladung zu löschen und dann nach Astoria zurückzukehren, wo man seiner Ankunft im October entgegensah.

Neu-Archangel liegt im Norfolk-Sund unter 57° 2′ nördlicher Breite und 135° 50′ westlicher Länge. Es war das Hauptquartier der verschiedenen Colonien des russischen Pelzhandels und der gewöhnliche Sammelplatz der americanischen Schiffe, welche längs der Küste Handel trieben. Der Biber kam ohne bemerkenswerthe Vorfälle am 19 August nach Neu-Archangel, wo damals der Graf Baranhoff, der Gouverneur der verschiedenen Colonien, residirte. Baranhoff war ein rauher, gern trinkender, aber gastfreier Altrusse, halb Soldat, halb Kaufmann, und überdieß ein alter Polterer von auffahrendem Gemüth. Hr. Hunt fand den hyperboreischen Veteran in einem Fort auf dem Rücken eines hohen felsigen Vorgebirgs mit hundert großen und kleinen Kanonen bespickt und uneinnehmbar für die mit Artillerie nicht versehenen Indianer. Hier herrschte der alte Gouverneur über sechzig Russen, welche die Besatzung der Handelscolonie bildeten, und über eine bald größere, bald geringere Anzahl von Indianern, von dem Stamme Kadiak, die theils ab- und zu gingen, oder wie Hunde um die Wohnung eines Jägers um das Fort umher-lungerten. So freigebig der Gouverneur sich gegen Gäste zeigte, so strenge Disciplin hielt er unter seinen Leuten, von denen sieben Tag und Nacht auf der Wache seyn mußten.

Außer diesen ihm unmittelbar Untergebenen hielt der alte russische Gouverneur auch noch eine große Menge jener unregelmäßigen die Küste zur See befahrenden Handelsleute unter seiner Botmäßigkeit, die ihren Bedarf an Munition von ihm bezogen, und durch die er in gewisser Hinsicht seine Herrschaft über einen

bedeutenden Theil der Nordwestküste ausdehnte. Es waren Capitäns von americanischen Schiffen, die sich mit einem ganz eigenen Handel beschäftigten. Einer derselben kam z. B. mit fast ganz leeren Händen nach Neu-Archangel; hier wurde sein Schiff mit etwa 50 Canots und ungefähr hundert Jägern vom Stamme Kadiak ausgerüstet, und er außerdem noch mit Lebensmitteln und Allem versehen, was er zum Fang von See-Ottern an der Küste von Californien bedurfte, wo die Russen ebenfalls eine Colonie besitzen. Das Schiff fuhr nun längs der californischen Küste von Ort zu Ort, wo der Capitän die Jäger in ihren Canots ans Land setzte und sie mit nichts als Wasser versorgte, es ihnen selbst überlassend für ihren Unterhalt zu sorgen. Hatte er so eine Ladung von Otterfellen zusammengebracht, so nahm er seine Jäger sammt ihren Canots wieder an Bord, und kehrte mit ihnen nach Neu-Archangel zurück, wo er die Hälfte der Ausbeute an Pelzwerk als Lohn erhielt.

Ueber diese Küstencapitäns übte der alte Gouverneur, wie bereits erwähnt, eine Art Herrschaft aus, und zwar von ganz sonderbarer Art, nämlich eine Tyrannei der Tafel. Sie waren genöthigt mit ihm zu trinken. „Fast immer", sagte Hr. Hunt, „gibt es solche Gelage, und wer nicht reinen Rum und siedenden Punsch so stark wie Scheidewasser mit ihm trinkt, dem thut er Schimpf und Schande an, sobald er betrunken ist, was gewöhnlich schon bald, nachdem er sich niedergesetzt hat, der Fall zu seyn pflegt."

Jeder seinem Gelübde unverbrüchlich treue „Mäßigkeitscapitän" konnte sich nur immer einen andern Markt suchen, denn bei dem alten Gouverneur in Neuarchangel blühte ihm keine Hoffnung zu Geschäften. Ein solcher Wassertrinker betrat auch die Schwelle des alten Baranhoff nur äußerst selten. Die Küstencapitäns wußten sich um ihres eigenen Interesses Willen sehr gut in seine Launen zu schicken; sie tranken, jubelten und sangen mit ihm, bis einer den andern nicht mehr sah, und dann gingen die Geschäfte am besten.

Kurz vor Hrn. Hunts Ankunft hatte sich folgender Vorfall ereignet. Ein junger Marine-Officier war vom Kaiser abgeschickt worden, um das Commando über eines der Schiffe der Compagnie zu übernehmen. Der Gouverneur lud ihn wie gewöhnlich zu seinen Gelagen und trank ihm tüchtig zu. Der junge Mann hielt sich so lange auf der Defensive, bis der Zorn des alten Grafen in hellen

Flammen aufloderte, und er sich nun genöthigt sah, sich einen tüchtigen Rausch anhängen zu lassen. Je betrunkener beide wurden, um so mehr lärmten sie, und der alte Baranhoff schalt den jungen Officier tüchtig aus, der ihm jedoch nichts schuldig blieb, sondern alle Schmähungen doppelt zurückgab. Hiefür erhielt er, als er nüchtern geworden war, 79 Peitschenhiebe, die ihm mit russischer Pünktlichkeit zugemessen wurden.

So war der alte graue Bär, mit dem Hr. Hunt seine Geschäfte abzumachen hatte. Ob er sich seinen Launen fügte und seinen Handel bei Rum oder siedendem Punsch abschloß, wird in unsern Nachrichten nicht angegeben; es läßt sich indeß aus den allgemeinen Bemerkungen über den zechenden Gewaltigen schließen, daß auch Hr. Hunt den Gebräuchen an seinem Hofe sich bequemte, und mithin auch bei ihren Verhandlungen der Punsch eine Hauptrolle spielte.

Den größten Verdruß aber verursachten Hrn. Hunt die Verzögerungen, welche seine Geschäfte erfuhren. Bei aller seiner Liebe zur Flasche benebelte sich der Hr. Gouverneur doch nie so sehr, daß er sein Interesse aus dem Auge verloren hätte; er war vielmehr, wie Hr. Hunt versichert, so verschlagen und so voller Ränke, als wenn er ein Wassertrinker gewesen wäre. Die Unterhandlungen zogen sich gewaltig in die Länge, so daß der Monat October herbeikam, ehe noch der Handel völlig geschlossen war. Was den Verzug noch mehr vergrößerte, war, daß Hr. Hunt in Seehundsfellen bezahlt werden sollte, von denen sich gerade kein Vorrath im Fort des alten Baranhoff befand. Hr. Hunt mußte sich daher nach der Insel St. Paul in der See von Kamtschatka begeben, wo die russische Compagnie ihren Seehundsfang hatte. Er ging demzufolge am 4 Oct. unter Segel, nachdem er 45 Tage in Neu-Archangel zugebracht, und war noch herzlich froh, endlich den Klauen des alten See-Ungethüms zu entkommen.

Der Biber traf am 31 Oct. zu St. Paul ein, also gerade zu der Zeit, wo er, der getroffenen Abrede gemäß, wieder in Astoria hätte seyn sollen. Die Insel St. Paul liegt unter 57° nördlicher Breite und 170° oder 171° westlicher Länge. Ihre Küsten sind an gewissen Stellen und zu gewissen Jahrszeiten mit Seehunden bedeckt, während noch eine Menge dieser Thiere sich im Wasser aufhält. Von diesen fangen die Russen nur die jungen, sieben bis zehn Monate alten, und wählen von denselben wieder nur die Männchen aus, damit der Nach-

wuchs nicht vermindert werde. Die Insulaner tödten indeß auch von den alten so viele, als sie zu ihrer Nahrung an Fleisch und an Fellen zum Ueberzug für ihre Canots brauchen. Sie treiben sie vom Ufer aus über die Felsen, bis in geringe Entfernung von ihren Wohnungen, wo sie sie erlegen. Auf diese Weise ersparen sie sich die Mühe, das Fleisch und die Felle weit tragen zu müssen. Den Speck nebst dem Treibholz das sie auffischen, verwenden sie zur Feuerung, denn die Insel ist ganz von Bäumen entblößt, und das Fleisch nebst dem der Seelöwen, die sie gelegentlich erlegen, in Thran aufbewahrt, Enten, die Eier der Seevögel und wilde Wurzeln machen ihre Nahrung aus.

Hr. Hunt fand sieben Russen auf der Insel nebst hundert Jägern, Eingeborne von Unalaska, mit ihren Familien. Sie wohnten in Hütten, die fast wie Canots aussahen; das Sparrenwerk bestand meist aus den Kinnbacken von Wallfischen und darüber gelegten Stücken Treibholz, und das Ganze war mit langem Gras, Erde und den Fellen großer Seethiere bedeckt. Diese Hütten waren so ziemlich bequem, hauchten aber im Innern einen so starken Fischgeruch aus, daß man sich, wie Jonas, im Bauch eines Wallfisches zu befinden meinte.

In einer dieser starkriechenden Wohnungen nahm Hr. Hunt sein Absteigequartier, um die Ladung des Schiffs so viel möglich zu beschleunigen, die indeß immer noch langsam genug voranging, weil jeder Ballen Felle genau untersucht werden mußte, um etwaigen Betrug zu verhüten. Eines Nachts, als Hr. Hunt sich mit einigen Leuten des Bibers am Lande befand, erhob sich ein furchtbarer Sturm, und als der Tag anbrach, war das in geringer Entfernung vom Ufer vor Anker gelegene Schiff verschwunden. In der ängstlichsten Spannung wartete Hr. Hunt bis zum Einbruch der Nacht, aber vergebens. Tag auf Tag verging, ein stürmisches Winterwetter stellte sich ein, ohne daß etwas Anderes zu sehen gewesen wäre, als eine tobende See und ein düstrer Himmel.

Am 13 November kam endlich der Biber wieder zum Vorschein, aber durch den heftigen Sturm bedeutend beschädigt an seinem Segel- und Takelwerk. Hr. Hunt ließ ungesäumt den Rest seiner Ladung einnehmen, und stach dann, seiner Wallfischwohnung und den Seehundsjägern Lebewohl sagend, nochmals in See. Er steuerte gerade auf Astoria los, und gut wäre es für diese Colonie

und die Interessen Astors gewesen, hätte er seine Fahrt rasch verfolgt. Allein leider war der Biber, wie bereits erwähnt, stark beschädigt worden, und es erhob sich nun die Frage, ob das Schiff die Stürme werde aushalten können, die um diese Jahrszeit an der Mündung des Columbia zu herrschen pflegten, und ob man nicht Gefahr laufe, die werthvolle Ladung, die es an Bord hatte, bei der Fahrt über die Barre zu verlieren. Diese Zweifel wurden wahrscheinlich von dem Capitän Sowle erhoben, der, wie wir bereits gesehen haben, ein übertrieben vorsichtiger, oder vielmehr furchtsamer Seemann war. Allerdings mochten diese Befürchtungen auch auf Hrn. Hunt einigen Eindruck machen, indeß bestimmten ihn hauptsächlich Betrachtungen anderer Art zu einer Aenderung seines Entschlusses. Die Jahrszeit war bereits bedeutend vorgerückt, und die Verzögerungen zu Neu-Archangel, so wie die unvorhergesehene Fahrt nach St. Paul hatten die ganze Zeitberechnung so wesentlich verändert, daß man fürchten mußte, zu spät nach Canton zu kommen, und dort nicht nur hinsichtlich des Verkaufs der Pelzwerke, sondern auch in Betreff des Einkaufs der Rückladung schlechte Geschäfte zu machen. Hr. Hunt hielt es daher dem Interesse der Compagnie angemessener, wenn er gerade nach den Sandwichsinseln steuere, dort die Ankunft des jährlich von New-York abgehenden Schiffs erwarte, in diesem nach Astoria überfahre und den Biber seine Reise nach Canton fortsetzen lasse. Hiezu kam noch die von Astor selbst dem Biber vorgeschriebene Reiseroute, und die Möglichkeit, daß seine — Hunts — Gegenwart zu Astoria nöthig seyn möchte, nebst der Ueberzeugung, daß in der Colonie bereits ein bedeutender Vorrath an Pelzwerk aufgespeichert liegen müsse, der auf die Rückkehr des Bibers warte, um auf den Markt geführt zu werden.

Diese Betrachtungen beunruhigten den wackern Hunt nicht wenig, denn er war ein gewissenhafter, durchaus ehrenwerther Mann, dem die Erfüllung seiner Pflichten und das Interesse seines Patrons vor Allem am Herzen lag. Leider erwies sich der Entschluß, den er in dieser Klemme faßte, als unheilvoll. Man steuerte den Sandwichsinseln zu, erreichte Woahoo, wo das Schiff ausgebessert wurde, und stach am 1 Jan. 1813 wieder in See, während Hr. Hunt auf der Insel zurückblieb.

Wir wollen den Biber nach Canton begleiten, weil sein Schicksal deutlich zeigt, wie schlimm es ist, wenn Befehlshaber

von Schiffen gegen ihre Instruction handeln, und weil hieraus ein großer Theil des Mißgeschicks entsprang, welches die große Handelsunternehmung, über die wir zu berichten unternommen haben, scheitern machte. Der **Biber** kam glücklich nach Canton, wo Capitän Sowle das Schreiben Astors vorfand, in welchem er ihm die Nachricht von dem Ausbruch des Kriegs mittheilte, und ihm auftrug, sie nach Astoria zu überbringen. Der Capitän antwortete sogleich ablehnend, entweder aus Furcht oder aus Eigensinn, und schrieb, er wolle den Frieden in Canton abwarten und dann nach Hause zurückkehren. Die übrigen Schritte dieses Mannes waren eben so zweckwidrig und unglücklich. Für die zu St. Paul an Bord genommene Ladung bot man ihm 150,000 Dollars. Die Waaren, für die man sie eingetauscht, hatten nur 25,000 Dollars in New-York gekostet; hätte der Capitän also das Anerbieten angenommen und das Geld in Nankins angelegt, die damals wegen des Kriegs bis auf zwei Drittheile ihres gewöhnlichen Preises gefallen waren, so würde er einen Werth von 300,000 Dollars mit nach New-York zurückgebracht haben. Zwar würde der Krieg die Heimfahrt jedenfalls unsicher gemacht haben, allein er durfte ja seine Waaren nur bis zum Frieden in Astoria liegen lassen und leer nach Astoria zurücksegeln, und den Theilhabern die Nachricht von dem gemachten großen Gewinn und dem noch zu erwartenden überbringen. Der Bericht eines so günstigen Erfolgs würde den düstern Befürchtungen wegen des Kriegs ein Ende gemacht und Alle mit neuem Muthe belebt haben. Capitän Sowle wies aber dieses vortheilhafte Gebot zurück, und spannte die Saiten immer höher, bis endlich das Pelzwerk im Preise zu fallen begann. Dieß vermehrte seine Unentschlossenheit so sehr, daß er endlich gar nichts verkaufte, sondern auf Astors Rechnung Geld zu 8 Procent aufnahm, und sein Schiff bis zum Frieden abtakelte.

Hr. Hunt fand inzwischen Ursache den von ihm gefaßten Entschluß hinsichtlich der Aenderung der Bestimmung des Schiffes zu bereuen. Sein Aufenthalt auf den Sandwichsinseln verzögerte sich über alle Erwartung. Vergebens sah er im Frühjahr dem erwarteten Schiff entgegen; Monat auf Monat verstrich, ohne daß es sich eingefunden hätte, und so erfuhr auch er, wie gefährlich es ist, sich von seinen Instructionen zu entfernen. Wäre er von St. Paul gerade nach Astoria zurückgekehrt, so hätte er den übrigen

Theilhabern alle die entmuthigenden Befürchtungen hinsichtlich seines Schicksals und des Gelingens des Unternehmens erspart. Der Biber hätte die in Astoria lagernden Vorräthe an Pelzwerk einnehmen und sie nach Canton bringen können, und statt des großen Verlusts wäre ein reicher Gewinn der lohnende Erfolg gewesen. Den größten Fehler beging indeß immer der Capitän Sowle.

Am 20 Junius brachte endlich das Schiff Albatroß, Capitän Smith, von China kommend, die erste Nachricht von dem ausgebrochenen Kriege nach den Sandwichsinseln, und nun konnte Hr. Hunt sich freilich das Ausbleiben des erwarteten Schiffs erklären. Sein erster Gedanke richtete sich nach Astoria, dessen Bewohnern es an Lebensmitteln fehlen konnte; er miethete daher den Albatroß für die Summe von 2000 Dollars, um ihn mit einigen Vorräthen nach der Mündung des Columbia überzuführen, wo er, wie wir gesehen, am 20 August nach einer Seefahrt von einem ganzen Jahre ankam, die recht gut ein Capitel zur Geschichte Sindbad's des Weitgereisten, in Tausend und Einer Nacht, hätte liefern können.

Achtundfünfzigstes Capitel.

Uebereinkunft zwischen den Theilhabern. — Hr. Hunt segelt mit dem Albatroß ab. — Ankunft auf den Marquesas. — Nachricht von der Fregatte Phöbus. — Hr. Hunt begibt sich nach den Sandwichsinseln. — Reise des Lark. — Sein Schiffbruch. — Benehmen Tamaahmaah's.

Hr. Hunt wollte kaum seinen Ohren trauen, als er den Entschluß der Theilhaber, Astoria zu verlassen, vernahm. Er fand indeß bald, daß die Sachen schon zu weit gediehen und seine Collegen zu fest entschlossen waren, als daß er sich von einer Einrede Wirkung hätte versprechen können. Zudem stimmten seine eigenen Erfahrungen von dem Handel im Innern des Landes nur zu sehr mit dem an Astor erstatteten entmuthigenden Bericht und den darin aufgestellten Ansichten über die Angelegenheiten der Compagnie überein. Die Interessen Astors lagen ihm innig am Herzen, und da er keinen Begriff von den großartigen Planen dieses Mannes und von seiner Gewohnheit hatte, mit großen Capitalien zu operiren, war er



gleich Anfangs vor den ungeheuren Ausgaben erschrocken und durch die später erfahrne Einbuße entmuthiget worden. Nach und nach wußte man ihn dahin zu bringen, daß er dem von seinen Collegen gethanen Schritten, als den den Umständen angemessensten beitrat, und nun war seine ganze Sorgfalt darauf gerichtet, Astors Geschäfte mit so wenig Verlust als möglich abzuschließen.

In der Factorei lag ein großer Vorrath werthvollen Pelzwerks aufgespeichert, der zu Markte gebracht werden mußte. Ferner befanden sich 25 Sandwichsinsulaner im Dienst der Compagnie, die man kraft eingegangenen Vertrags in ihre Heimath zurückbringen mußte. Zu Erreichung dieser Zwecke war ein Schiff erforderlich. Der Albatroß hatte seine Bestimmung nach den Marquesas und dann nach den Sandwichsinseln. Es wurde daher beschlossen, daß Hr. Hunt mit diesem Fahrzeug abgehen, ein Schiff aufsuchen, und wo möglich bis 1 Januar mit demselben und einer Zufuhr an Lebensmitteln zurückkehren sollte. Würde indeß seine Rückkehr durch irgend einen Zufall verhindert, so sollte mit Hrn. Mac Tavish das Uebereinkommen getroffen werden, daß er jene Leute der americanischen Compagnie, die sich dieß gefallen lassen wollten, in die Dienste der Nordwestcompagnie nehme, und sich verbindlich mache, ihnen den schuldigen Lohn zu bezahlen, wofür er eine Entschädigung an Waaren aus den Vorräthen zu Astoria zu beziehen haben würde. Um die Beendigung des Geschäfts zu beschleunigen, schlug Mac Dougal vor, daß im Fall Hr. Hunt nicht zurückkehre, der ganze Abschluß der Unterhandlung mit Hrn. Mac Tavish ihm überlassen bleibe. Dieß ward genehmigt, da man es wohl für möglich, aber nicht für wahrscheinlich hielt zu einer solchen Maßregel schreiten zu müssen. Zu bemerken ist, daß gleich bei der ersten Ankündigung Mac Dougal's, die Colonie verlassen zu wollen, drei der Commis, brittische Unterthanen, mit seiner Erlaubniß in die Dienste der Nordwestcompagnie traten und mit Mac Tavish abreisten.

Nachdem alle diese Angelegenheiten abgemacht worden waren, ging Hr. Hunt nach einem sechstägigen Aufenthalt in Astoria am 26 August auf dem Albatroß unter Segel und erreichte ohne Unfall die Marquesas. Noch nicht lange war er dort, als Commodore Porter auf der Fregatte Essex mit einer Anzahl englischer Wallfischfänger eintraf, die er auf einem Kreuzzug im stillen Meere gecapert hatte. Von diesem erhielt Hr. Hunt die beunruhigende Nach-

richt, daß die brittische Fregatte Phöbus nebst einem Transportschiff mit Belagerungsgeschütz an Bord zu Rio-Janeiro eingetroffen, dort die Kriegssloops Cherub und Racoon mit sich genommen habe, und in ihrer Begleitung am 6 Julius nach dem stillen Meere, und zwar, wie man vermuthe, nach der Mündung des Columbia abgesegelt sey.

Dem unglücklichen Astoria war mithin der Untergang geschworen, und Hr. Hunt befand sich bei dieser Nachricht in größerer Unruhe als jemals. Er war so sehr besorgt gewesen, Astors Eigenthum mit so wenig Verlust als nur immer möglich zu retten, und nun befand sich Alles in Gefahr mit Einemmale verloren zu gehen. Ein Schiff zu miethen, um die aufgespeicherten Vorräthe abzuholen, war jetzt, wo sich bereits ein brittisches Geschwader nach der Mündung des Flusses auf dem Wege befand, rein unmöglich. Er wendete sich daher an den Commodore Porter und erbot sich, einen der gecaperten Wallfischfänger zu kaufen. Der Commodore forderte 25,000 Dollars dafür, ein so übertriebener Preis, daß kein Kauf zu Stand kommen konnte. Hr. Hunt bat jetzt den Commodore, wenigstens eine der Prisen auszurüsten, und die Waaren nebst der Mannschaft von Astoria abholen zu lassen, was Porter jedoch unter dem Vorwand ablehnte, daß er dazu nicht ermächtigt sey. Er gab Hrn. Hunt indeß die Versicherung, daß er suchen wolle mit dem Feind zusammenzutreffen, oder daß er ihm, sobald er nur erst Gewißheit habe, daß er nach dem Columbia gesegelt sey, dorthin entweder folgen oder vorauseilen werde.

In diesem qualvollen Zustand der Ungewißheit blieb Hr. Hunt bis zum 23 November auf den Marquesas, wo er mit dem Albatroß nach den Sandwichsinseln absegelte. Noch immer nährte er die geheime Hoffnung, daß Astor, des Krieges ungeachtet, das jährliche Schiff abgesendet haben, und dieses bei jenen Inseln anlegen und ihn von da mit nach dem Columbia nehmen werde. In dieser Hoffnung hatte er sich nun allerdings nicht getäuscht, und wir müssen daher abermals einen Rückschritt machen, um die Ursachen zu berichten, welche jenes mit Vorräthen aller Art befrachtete Schiff hinderten, den Ort seiner Bestimmung zu erreichen. Seine Fahrt bildet ein neues Capitel von Unfällen in dieser ereignißvollen Geschichte.

Der Lark lichtete am 6 März 1813 zu New-York die An-

ker, und setzte seine Reise bis auf einige Grade von den Sandwichsinseln glücklich fort. Hier erhob sich aber ein Sturm, der mit immer furchtbarerer Heftigkeit tobte. Der Lark war ein starkes Schiff, das lange gegen die Wogen kämpfte, allein unglücklicherweise gerieth es gegen den Wind, das Steuerruder brach, und es war nun unmöglich, das Schiff ferner zu regieren. Es ward Befehl gegeben, die Masten zu kappen, und in der Verwirrung wurden die Boote vom Wasser fortgerissen. Das Schiff war bald nichts als ein bloßer mit Wasser gefüllter Rumpf, über dem die Wogen zusammenschlugen. Einer der Matrosen war ertrunken. Die Mannschaft hatte furchtbar zu leiden, da sie sich fast im Wasser befand; die einzige trockene Stelle auf dem Wrack war der Bugspriet, wo sich die Matrosen wechselsweise auf eine halbe Stunde festbanden, um eines kurzen Schlafes zu genießen.

Am 14 wurde der erste Steuermann von den Wellen fortgespült, und am 17 hatten zwei fast ganz erschöpfte Matrosen dasselbe Schicksal. Die nächste Woge warf die Cadaver wieder auf das Verdeck, wo sie liegen blieben. Hr. Ogden, der Supercargo, der sich am Bugspriet befand, rief den den Leichnamen zunächst Stehenden zu, sie an das Wrack festzubinden, als die letzte schreckliche Nahrung, wenn es zum Aeußersten kommen sollte.

Am 17 legte sich der Sturm nach und nach, und die See wurde ruhig. Die Matrosen krochen auf das Verdeck, und suchten so viel möglich Ordnung herzustellen. Noch immer waren Hunger und Durst ihre größten Qualen; da sich indeß ein Sandwichsinsulaner an Bord befand, der ein trefflicher Schwimmer war, so tauchte dieser bis in die Cajüte unter, aus der er einige Bouteillen Wein und Porter mit emporbrachte, und endlich gelang es ihm sogar, bis in den Schiffsraum hinabzukommen, von wo er ein Fäßchen Wein heraufholte. Eben so ward man etwas geräucherten Schweinefleisches habhaft, von dem kleine Rationen vertheilt wurden. Die Schrecknisse einer solchen Lage wurden durch den Anblick ganzer Schaaren von Haifischen noch vermehrt, die das Wrack umschwärmten, gleichsam als ob sie auf Beute lauerten.

Am 25 erblickten unsre bedrängten Seefahrer endlich das so heiß ersehnte Land. Es war indeß noch gegen 15 Meilen entfernt, und drei Tage lang trieben sie noch umher, das rettende Ufer im Gesicht. Am 28 entdeckten sie zu ihrer größten Freude ein Canot

mit Eingebornen, die bei ihnen anlegten, und einen höchst willkommenen Vorrath von Pataten brachten. Von diesen Insulanern erfuhren sie, daß das vor ihnen liegende Land eine der Sandwichsinseln sey. Der zweite Steuermann und einer der Matrosen gingen mit dem Canot ans Ufer, um Wasser und Lebensmittel zu holen, und zugleich die Eingebornen zum Beistand aufzubieten, um das Wrack in den Hafen zu bugsiren. Die Abgegangenen kehrten indeß weder zurück, noch wurde Hülfe vom Lande her sichtbar. Am folgenden Tage kamen zehn oder zwölf Canots an das Wrack heran, umschwammen es aber, gleich Haifischen, ohne Miene zu machen, es bugsiren zu wollen.

Die Wogen schlugen noch immer heftig über das Schiff herein, so daß man nicht wagen durfte, sich ohne fest gebunden zu seyn, am Steuerruder aufzuhalten. Die Mannschaft war jetzt durch Hunger und Durst so erschöpft, daß der Capitän die Unmöglichkeit einsah, dem Brechen der Wogen widerstehen zu können, wenn das Schiff auf den Grund aufstoßen sollte. Die einzige Aussicht, das Leben zu erhalten, war, wenn man in den Canots dem Lande zu fuhr, und sich dort bereit hielt, das Wrack zu empfangen und in Sicherheit zu bringen, wenn es auf den Strand trieb. Alle kamen glücklich ans Ufer, waren aber kaum ausgestiegen, als sie auch von den Eingebornen nackend ausgezogen wurden. Der Name dieser ungastlichen Insel war Tahoorowa.

Während der Nacht trieb das Wrack auf den Strand, wo es von der Brandung umtobt und immer mehr zertrümmert wurde. Die Eingebornen rissen die Planken los, um sich der eisernen Klammern zu bemächtigen, und ließen die Mannschaft durchaus nicht an Bord. Da es dieser an Allem fehlte, so machte sich Hr. Ogden nach der Insel Owyhee auf den Weg, um dort bei dem König um Hülfe für seine unglücklichen Gefährten nachzusuchen. Der erlauchte Tamaahmaah war, wie wir früher schon gesehen haben, ein alter Fuchs, der bei dieser Gelegenheit das Strandrecht für sich in Anspruch nahm. Seine Verhandlungen mit Mac Dougal und den übrigen „Eris der großen americanischen Pelzhandelscompagnie" hatten hier durchaus keinen Einfluß, und hinderten ihn nicht, von dem Unglück der armen Schiffbrüchigen Nutzen zu ziehen. Er willigte ein, sie während ihres Aufenthalts auf seinem Gebiet mit Lebensmitteln zu versehen und ihnen ihre Kleidung zu-

rückzugeben, verlangte aber, daß das Wrack als ein vom Zufall an seine Küste geworfenes herrenloses Gut ihm überlassen werde. Hr. Ogden mußte sich nothgedrungen diesen Bedingungen fügen, und nun schickte Tamaahmaah seinen Liebling, den Gouverneur John Young, mit einer Abtheilung seiner Garde ab, um von dem Wrack im Namen der Krone Besitz zu nehmen. Dieß geschah und Alles wurde nun nach Owyhee geschafft. Der König scheint sich indeß gegen die armen Schiffbrüchigen nichts weniger als freigebig bewiesen zu haben, denn die Rationen, welche sie erhielten, waren nicht nur sehr schmal, sondern er verweigerte ihnen sogar den Gebrauch des aus dem Wrack geretteten Kochgeschirrs und der Messer und Gabeln.

Dieß war das unglückliche Schicksal des Lark, der, wenn er den Ort seiner Bestimmung erreicht hätte, den Angelegenheiten in Astoria wahrscheinlich eine ganz andere Wendung gegeben haben würde.

Capitän Northrop befand sich noch auf den Sandwichsinseln als Hr. Hunt am 20 December dort ankam. Der letztere kaufte für 10,000 Dollars sogleich eine Brigg, der Pedlar genannt, deren Commando er dem Capitän Northrop übertrug. Sie ging am 22 Januar nach Astoria ab, um die dort lagernden Güter so schnell als möglich nach den russischen Colonien an der Nordwestküste zu bringen, damit sie den Britten nicht in die Hände fielen.

Wir wollen jetzt Hrn. Hunt seine Fahrt unternehmen lassen, und nach Astoria zurückkehren, um zu sehen, was während seiner Abwesenheit dort geschah.

Neunundfünfzigstes Capitel.

Ankunft Mac Tavish's in Astoria. — Benehmen seiner Begleiter. — Unterhandlungen zwischen Mac Dougal und Mac Tavish. — Zweifel an der Rechtlichkeit Mac Dougal's.

Am 2 October, ungefähr fünf Wochen nachdem Hr. Hunt im Albatroß von Astoria abgesegelt war, brach Mac Kenzie mit

zwei Canots und zwölf Mann nach dem Posten der HH. Stuart und Clarke auf, um diese von den in der letzten Versammlung der Theilhaber gefaßten Beschlüssen in Kenntniß zu setzen. Er war noch nicht hundert Meilen weit den Fluß hinauf gefahren, als ihm ein Geschwader von zehn Canots unter brittischer Flagge begegnete, das Hrn. Mac Tavish, Hrn. J. Stuart, einen andern Theilhaber der Nordwestcompagnie, einige Commis und 78 Mann an Bord hatte. Sie hatten gehört, daß die Fregatte Phöbus nebst dem Isaak Todd auf hoher See sey, und waren jetzt auf dem Wege, um deren Ankunft zu erwarten. In einem der Canots befand sich auch Hr. Clarke, den diese beunruhigende Nachricht von seinem Posten am Spokan herbeigeführt hatte. Mac Kenzie beschloß sogleich mit ihm nach Astoria umzukehren. Beide Parteien schlugen ein gemeinschaftliches Nachtlager auf. Die Theilhaber benahmen sich sehr anständig, die Subalternen konnten aber nicht unterlassen, damit zu prahlen, daß sie nun bald die brittische Flagge auf den Wällen von Astoria aufpflanzen und die Americaner aus dem Lande jagen würden.

Während des Abends hatte Mac Kenzie eine geheime Unterredung mit Hrn. Clarke, in welcher beschlossen wurde, noch vor Tagesanbruch in aller Stille aufzubrechen und nach Astoria vorauszueilen, um Mac Dougal von der Ankunft der Nordwester in Kenntniß zu setzen. Diese letztern waren indeß eben so früh auf den Beinen, und gerade als Mac Kenzie vom Lande abstieß, schlossen sich ihm einige Canots an, in denen sich Mac Tavish nebst zwei Commis und 11 Mann befand. Mit diesen wollte er vorausgehen, um die nöthigen Anordnungen zu treffen; die übrigen Canots aber, in denen sich eine bedeutende Ladung von Pelzwerk befand, sollten noch zurückbleiben und seine Befehle erwarten.

Beide Parteien trafen am 7 Oct. in Astoria ein, Die Nordwesters lagerten unter den Kanonen des Forts und pflanzten die brittische Flagge auf. Die jungen Americaner im Fort wollten nun auch die Farben ihres Landes aufhissen, was ihnen jedoch von Mac Dougal untersagt wurde, ein Verbot, das sie eben so sehr in Erstaunen setzte, als sie das Betragen der Leute der Nordwestcompagnie entrüstete; denn diese benahmen sich so übermüthig, als ob sie die Sieger, die Astorianer aber die Ueberwundenen seyen.

Am folgenden Tage versammelte Mac Dougal die Commis, und las ihnen einen Auszug aus einem Schreiben seines Oheims — Hrn. Angus Shaw, eines der Haupttheilhaber der Nordwestcompagnie — vor, in welchem die Ankunft zweier brittischer Schiffe gemeldet wurde, die den Auftrag hätten, alles amerikanische Eigenthum an der Nordwestküste zu zerstören. Diese Nachricht machte auf jene Commis, welche Eingeborne der Vereinigten Staaten waren, einen sehr niederschlagenden Eindruck, denn es hatte sie schon nicht wenig geärgert, ihre Nationalflagge nicht ausstecken zu dürfen, während die brittische vor ihren Augen flatterte. In dieser Stimmung wären sie gern bereit gewesen, die englische Fregatte herauszufordern, die ja, wie sie bemerkten, dem Fort bis auf mehrere Meilen weit nicht zu nahe kommen könne, während jedes Boot, das sie ausschicken möchte, von den Kanonen des Forts in den Grund gebohrt werden würde.

Die Männer, welchen die Leitung dieses Unternehmens anvertraut war, theilten jedoch diesen Enthusiasmus der Jugend keineswegs, und das erwähnte Schreiben war offenbar nur vorgelesen worden, um den Weg zu der bereits beschlossenen Unterhandlung zu bahnen. An demselben Tag machte Mac Tavish den Vorschlag, die gesammten Waaren nebst dem vorräthigen Pelzwerk der americanischen Compagnie abkaufen zu wollen. Mac Dougal übernahm es, dieses Geschäft, kraft der ihm im Fall der Nichtankunft des Hrn. Hunt übertragenen Vollmacht, abzuschließen. Obschon nun diese Vollmacht sehr beschränkt, und keineswegs auf eine Verhandlung von so wichtiger Art ausgedehnt war, so fand sich doch niemand, der eine Einwendung dagegen erhoben hätte, und Mac Dougal und Mac Tavish trafen ein Abkommen, mit dem der Letztere höchst zufrieden sich bezeigte.

Hr. Stuart und die übrigen Nordwester trafen bald nachher ein, und schlugen ihr Lager neben Mac Tavish auf. Der Erstere erhob sogleich Einrede gegen die Bedingungen, auf welche der Vertrag abgeschlossen worden war, und bestand auf einer Herabsetzung der Preise. Neue Unterhandlungen mußten deßhalb angeknüpft werden, bei denen die Nordwester einen gebieterischen Ton gleich siegenden Feldherren annahmen. Die Americaner sahen diesem für sie so erniedrigenden Verfahren mit Ingrimm zu, und betrachteten Mac Dougal wo nicht als einen niederträchtigen Verräther, so doch als eine Memme. Er ging beständig in das Lager der Britten

um zu unterhandeln, statt daß er sich in seinem Fort hätte halten, und die Anträge seiner Gegner erwarten sollen. Seine Stellung, bemerkten die jungen Americaner, sey keineswegs so verzweifelt gewesen, daß ein so kriechendes Benehmen nöthig geworden wäre. Recht gut hätte er auf seinen Bedingungen beharren können, denn die Nordwester hatten weder Munition noch Waaren, um von den Eingebornen Lebensmittel einhandeln zu können, und befanden sich in der That in einem solchen Zustand der Entblößung, daß Mac Dougal sie während der Unterhandlung auch noch füttern mußte. Er dagegen hatte eine befestigte Wohnung, Boote, Lebensmittel, Waffen, Munition und 60 Mann, mit denen er sich hätte vertheidigen oder zurückziehen können. Die Gegner unter den Kanonen seines Forts waren ganz in seine Hände gegeben; sobald ein feindliches Schiff erschien, konnte er seine Vorräthe zusammenpacken und nach irgend einem Versteck schaffen, oder nach dem Innern des Landes aufbrechen.

Alle diese Betrachtungen hatten indeß bei Mac Dougal entweder durchaus kein Gewicht, oder wurden durch andere Rücksichten in den Hintergrund gedrängt. Die von Hrn. Stuart verlangte Herabsetzung der Preise, zu denen die Uebergabe sämmtlicher Waarenvorräthe erfolgen sollte, ließ Mac Dougal sich gefallen, und am 16 October ward ein Vertrag abgeschlossen, kraft dessen alle Vorräthe von Waaren und Pelzwerk im ganzen Lande, welche Hrn. Astor angehörten, zu etwa einem Drittheil ihres wahren Werthes in den Besitz der Nordwestcompagnie übergingen. Denen, welche nicht in die Dienste dieser letztern Compagnie treten wollten, ward sicheres Geleite durch die Posten derselben zugesagt, und der ihnen noch schuldige Lohn sollte von dem zu bezahlenden Geld abgezogen werden.

Das Benehmen Mac Dougals und die Beweggründe, welche ihn leiteten, sind von den übrigen Theilhabern streng beurtheilt worden, und man hat ihn geradezu beschuldigt, daß er die Interessen Astors denen der Nordwestcompaenie geopfert habe, entweder in der Hoffnung oder unter Zusage eines Vortheils für sich selbst.

Er hingegen hat stets behauptet, daß er das beste Abkommen getroffen habe, das unter solchen Umständen nur immer zu erlangen gewesen sey. Der Ankunft der Fregatte, habe man, wie er sagte, stündlich entgegengesehen, und dann wäre ja das Eigenthum Astors

ohnehin verloren gewesen. Auf die Ankunft Hrn. Hunts habe man nicht rechnen können, weil die brittische Fregatte den Auftrag gehabt, an der Küste zu kreuzen. Ferner führte er noch zu seiner Entschuldigung an — was Mac Tavish ihm auch bestätigte — daß er vorgeschlagen habe, das Pelzwerk für Rechnung und Gefahr Astors nach Canton zu senden, was jedoch nicht angenommen worden sey.

Aller dieser Entschuldigungen ungeachtet, behaupten doch Mehrere von denen, welche bei der Verhandlung gegenwärtig waren, und unter diesen selbst Mac Kenzie, daß Mac Dougal falsches Spiel gespielt habe. Auch gelang es ihm nicht, seinen Entschuldigungsgründen bei Astor Eingang zu verschaffen, denn dieser erklärte in einem Schreiben an Hrn. Hunt, daß er sein Eigenthum als rein verschenkt ansehe. „Wäre" schrieb er, „Alles in Feindeshände gefallen, es würde mir lieber seyn und ich mich für weit minder beschimpft halten, als auf solche Weise."

Möglich ist, daß dieser Verdacht gegen Mac Dougal ungegründet war, allein es liegt immer ein starker Beweis gegen ihn in dem Umstande, daß er, bald nach dem Abschluß jener Uebereinkunft, Mitglied der Nordwestcompagnie mit einem sehr guten Einkommen wurde.

Sechszigstes Capitel.

Ankunft eines fremden Segels. — Bewegung in Astoria. — Kriegerisches Anerbieten Comcomly's. — Astoria wird von den Britten in Besitz genommen. — Unwille Comcomly's über das Benehmen seines Schwiegersohns.

Am Morgen des 30 Novembers ward von Astoria aus ein Schiff bemerkt, welches das Cap Disappointment umsegelte. Es ging in der Bakers Bai vor Anker, und nun zeigte sich, daß es ein Kriegsschiff sey. Von welcher Nation, war jetzt die Frage, deren Beantwortung von beiden Parteien mit gleicher Spannung erwartet wurde. War es ein englisches, warum kam es allein? Erwies es sich als ein americanisches, was sollte aus der neuen Besitzung der Nordwestcompagnie werden?

In dieser Ungewißheit belud Mac Tavish in aller Eil zwei Barken mit allen den Ballen Pelzwerk, welche das Zeichen der Nordwestcompagnie trugen, und eilte nach Tongue Point, drei Meilen flußaufwärts. Dort wollte er ein mit Mac Dougal verabredetes Signal hinsichtlich der Nationalität des Schiffs erwarten. War es ein americanisches, so hatte Mac Tavish einen schönen Vorsprung, und konnte sich mit seiner reichen Ladung nach dem Innern des Landes retten. Seltsam erscheint es, daß dieses Verfahren von denen nicht nachgeahmt wurde, welchen die Obhut über Astor's Eigenthum anvertraut war.

Mac Dougal ließ inzwischen ein Canot flott machen, das er nebst einiger seit kurzem erst für den Dienst der americanischen Compagnie geworbenen Mannschaft bestieg und gerade auf das Schiff zusteuerte. Unterwegs schärfte er seinen Leuten ein, sich je nach den Umständen für Americaner oder Engländer auszugeben. Das Schiff war in der That ein englisches, und zwar die Kriegssloop Racoon von 26 Kanonen und 120 Mann, von Capitän Black befehligt. Den Berichten dieses Officiers zufolge waren die Fregatte Phöbus und die beiden Kriegssloops Cherub und Racoon in Begleitung des Isaak Todd von Rio-Janeiro abgesegelt. Am Bord des Phoebus hatte sich Hr. John Mac Donald, einer der Theilhaber der Nordwestcompagnie, als Passagier befunden. Auf der Höhe von Cap Horn war jedoch das Geschwader durch Stürme getrennt worden; die drei Kriegsschiffe fanden sich bei der Insel Juan Fernandez, dem verabredeten Sammelplatz, wieder zusammen, warteten aber vergebens auf den Isaak Todd. In der Zwischenzeit hatte man Nachricht von den durch den Commodore Porter gemachten brittischen Prisen erhalten, und Commodore Hillyer segelte nun sogleich mit dem Phöbus und dem Cherub ab, um den Commodore Porter aufzusuchen, nachdem er vorher Hrn. Mac Donald auf den Racoon gebracht, und dieses Schiff nach der Mündung des Columbia gesendet hatte.

Die Officiere des Racoon waren alle in der fröhlichsten Stimmung, denn die Agenten der Nordwestcompagnie hatten, um die Expedition zu beschleunigen, von der großen Beute gesprochen, die in Astoria zu machen sey, und Hr. Mac Donald war unterwegs bemüht gewesen, diese glückliche Stimmung zu

unterhalten, so daß kein Lieutenant seinen Antheil an den Prisengeldern um 1000 Pf. St. hergegeben hätte. Man kann sich daher einen Begriff von ihrem Verdruß machen, als sie erfuhren, daß man dem kriegerischen Angriff auf Astoria durch eine kaufmännische Uebereinkunft zuvorgekommen und die gehoffte Beute brittisches Eigenthum geworden sey. Sie hielten sich nicht mit Unrecht für die Katzen, deren die schlauen Kaufleute sich bedient, um die Castanien für sich aus dem Feuer zu holen, und Mac Dougal fand am Bord des Racoon eine so schlechte Aufnahme, daß er erst wieder leichter athmete, als er sich auf dem Rückweg befand. Im Fort angekommen, war er eben beschäftigt, Anstalten zum Empfang des Capitäns zu machen, als sein einäugiger indianischer Schwiegervater sich mit einem Zuge zur Schlacht gerüsteter und bemalter Krieger einfand.

Mit Schrecken hatte der alte Comcomly die Ankunft des „großen Kriegscanots" mit brittischer Flagge erfahren, denn der schlaue Wilde war in Folge seiner täglichen Besuche im Fort eine Art Politiker geworden. Er wußte wohl, daß zwischen beiden Nationen Krieg sey, hatte aber keine Kenntniß von dem zwischen Mac Dougal und Mac Tavish getroffenen Uebereinkommen. Er fürchtete daher für die Macht seines weißen Schwiegersohns und die erworbene Hoheit seiner Tochter, und berief in aller Eile seine Krieger. „König Georg, sagte er zu diesen, „hat sein großes Canot geschickt, um das Fort zu zerstören, und alle Einwohner zu Sklaven zu machen. Sollen wir das dulden? Die Americaner sind die ersten weißen Männer, die sich im Lande angesiedelt haben. Sie haben uns als Brüder behandelt. Ihr großer Häuptling hat meine Tochter zu seinem Weibe genommen, wir sind daher so gut als Ein Volk."

Alle Krieger hatten gelobt, den Americanern beizustehen bis auf den letzten Mann, und waren deßhalb zur Schlacht bemalt und gerüstet erschienen. Comcomly hielt eine feurige Kriegsrede an seinen Schwiegersohn. Er erbot sich, jeden von König Georgs Leuten zu tödten, der zu landen versuchen würden, was sehr leicht möglich war, da das Schiff sich dem Fort nur bis auf sechs Meilen nähern, und die Mannschaft nur in Booten landen konnte. Die Waldung reichte bis zum Rand des Wassers, mithin hätten

die verborgenen Krieger jeden Mann niederschießen können, so wie er den Fuß aus Land setzte.

Mac Dougal war ohne Zweifel sehr dankbar für diese Beweise der Anhänglichkeit seines Schwiegervaters, und vielleicht auch ein wenig beschämt durch ein so muthvolles, dem seinigen so ganz entgegengesetztes Benehmen. Er versicherte ihm indeß, daß seine Sorge für seine und der Prinzessin Sicherheit unnütz sey, denn obschon das Schiff dem König Georg gehöre, so werde dessen Mannschaft dennoch weder den Americanern noch ihren indianischen Verbündeten Böses zufügen. Er rieth ihm und seinen Kriegern vielmehr, ihre Waffen abzulegen, die Farbe von ihren Gesichtern und Leibern abzuwaschen und die Fremden höflich zu empfangen.

Comcomly ward durch diesen Rath, der mit seinen indianischen Begriffen, einen Feind zu empfangen, so gar nicht übereinstimmte, ganz verwirrt, und nur erst auf die wiederholten beruhigenden Versicherungen seines Schwiegersohns stimmte er seinen kriegerischen Ton herab. Nach erfolgter Erklärung gegen seine Krieger zogen diese verdrießlich in ihr Dorf zurück, um die Waffen einstweilen bei Seite zu legen.

Als die nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme des Capitän Black in Astoria getroffen worden waren, ließ dieser seine Boote bemannen, um mit geziemendem Prunk zu landen. Den Berichten der Agenten der Nordwestcompagnie zufolge hatte er erwartet, eine Festung von einiger Bedeutung zu finden; als er aber nichts sah als ein Pallisadenwerk zum Schutz gegen nackte Wilde, rief er halb scherzhaft, halb ärgerlich aus: „Ist das das Fort, von dem man so viel Wesens gemacht hat? Gott verdamme mich, wenn ich es nicht mit einem Vierpfünder in zwei Stunden zusammenschieße!"

Als er indeß erfuhr, welch ein reicher Vorrath von Pelzwerk in die Hände der Nordwester gefallen sey, wurde er wüthend, und verlangte, daß sogleich ein Inventar von Allem aufgenommen werde, was man von den Americanern gekauft habe, um es der brittischen Regierung zu senden, und weitere Ansprüche gegen die Nordwestcompagnie zu erheben. Bei kälterem Blut kam er indeß von diesem Vorhaben wieder zurück, und versöhnte sich so gut als möglich mit dem Gedanken, daß ihm dießmal die Kaufleute zuvorgekommen seyen.

Am 12 December wurde das Schicksal Astoria's durch die Ceremonie der Besitznahme entschieden. Capitän Black, von seinen Officieren begleitet, begab sich ins Fort, wo er die brittische Flagge aufpflanzen ließ, eine Bouteille Wein zerschlug, und mit lauter Stimme erklärte, daß er im Namen Sr. brittischen Majestät Besitz von der Colonie und dem Lande nehme, und den Namen Astoria in den von Fort Georg umändere.

Die indianischen Krieger, die ihre Dienste zu Vertreibung der Fremden angeboten hatten, waren bei dieser Gelegenheit gegenwärtig. Man stellte ihnen die Ceremonie als ein freundschaftliches Uebereinkommen dar, sie aber schüttelten grämlich ihre Köpfe, und meinten, es sey ein Act, der die Unterwerfung ihrer vormaligen Verbündeten bezeichne. Sie bedauerten, auf Mac Dougal's Zureden ihre Waffen niedergelegt zu haben, und sagten, die Americaner möchten sich stellen wie sie wollten, sie wären doch alle Sklaven. Sie blieben so lange bei dieser Meinung, bis sie den Racoon absegeln sahen, ohne Gefangene mitzunehmen.

Comcomly rühmte sich von diesem Augenblicke an seines Schwiegersohns nicht mehr, sondern wenn man seiner erwähnte, schüttelte er nur mit dem Kopf und meinte, seine Tochter habe einen Mißgriff gemacht, und statt eines großen Kriegers ein Weib geheirathet.

Einundsechszigstes Capitel.

Ankunft der Brigg Pedlar zu Astoria. — Die Colonie wird geräumt. — Abreise mehrerer Mitglieder der Compagnie. — Tragische Geschichte, erzählt von dem Weibe Peter Dorion's. — Schicksal Reed's und seiner Gefährten. — Versuche Astor's sein Unternehmen zu erneuen. — Schlußbemerkungen.

Nachdem wir Bericht von der Katastrophe zu Astoria erstattet haben, bleibt uns nur noch übrig, einige Rückstände nachzuholen, und unsre Erzählung zu beschließen. Am 28 Februar ging die Brigg Pedlar im Columbia vor Anker. Man wird sich erinnern, daß Hr. Hunt dieses Schiff auf den Sandwichsinseln gekauft hatte, um das in der Factorei lagernde Pelzwerk einzunehmen und

die Sandwichsinsulaner in ihre Heimath zurückzuführen. Als der wackere Mann erfuhr, was inzwischen vorgegangen war, machte er seiner Entrüstung in den stärksten Ausdrücken gegen Mac Dougal Luft, und beschloß einen Versuch zu machen, das Pelzwerk zurück zu bekommen. Kaum war dieß bekannt geworden, so fand sich auch Mac Dougal schon ein, und gab zu verstehen, daß die Nordwestcompagnie zu einer Rückgabe des Pelzwerks zu bewegen seyn möchte, wenn man sich zu einer Entschädigung von 50 Proc. verstehen wolle. Ein solcher Antrag war natürlich nicht geeignet, den Zorn Hrn. Hunts zu beschwichtigen, der um so höher stieg, als er erfuhr, daß Mac Dougal seit dem 23 December Theilhaber jener Compagnie war. Er hatte dieß geheim gehalten, die Papiere der americanischen Compagnie nicht herausgegeben, und war immer noch als Astors Agent aufgetreten, obschon noch zwei Theilhaber an dem Unternehmen Astors, Mac Kenzie und Clarke, anwesend waren. Zudem hatte er die Nordwestcompagnie von Astors Planen und Angelegenheiten in Kenntniß gesetzt, und ihr Abschriften von seinen Geschäftsbriefen zu beliebigem Gebrauch mitgetheilt.

Hr. Hunt mußte nun Mac Dougal's Benehmen natürlich für treulos und abgekartet halten. Vor Allem dachte er jetzt daran, alle auf das Geschäft bezüglichen Papiere aus seinen Händen zu nehmen, und den Abschluß der Uebergabe zu beschleunigen, denn Astors Interessen standen jetzt auf dem Spiel, da die Wechsel der Nordwestcompagnie für das bedungene Kaufgeld noch nicht einmal abgeliefert worden waren. Die Papiere erhielt er nur nach einigen Schwierigkeiten, die Wechsel aber wurden ohne Anstand ausgestellt. Die letztern schickte er durch einige seiner Gefährten, die im Begriff standen, zu Land nach New-York zu gehen, an Astor. Als dieß geschehen war, schiffte er sich am 3 April, von den beiden Commis Seton und Halsey begleitet, an Bord des Pedlar ein, Astoria mit schwerem Herzen Lebewohl sagend.

Am folgenden Tage, 4 April, machten sich Mac Kenzie, Clarke, David Stuart und alle jene Astorianer, welche nicht in die Dienste der Nordwestcompagnie getreten waren, auf den Weg, um über die Rocky Mountains zu gehen. Es ist nicht unsre Absicht, den Leser diese beschwerliche Reise nochmals machen zu

lassen, sondern wir wollen die Wanderer nur ein Stück Wegs begleiten, um über ein Zusammentreffen mit einer im Verlauf unsrer Erzählung schon oft erwähnten Person zu berichten.

Als die Reisenden auf dem Columbia aufwärts in die Nähe der Mündung des Wallah-Wallah gekommen waren, stießen mehrere Canots vom Ufer ab, und eine Stimme rief ihnen in französischer Sprache zu, Halt zu machen. Sie steuerten dem Lande zu, und wurden hier von den Leuten in den Canots bald eingeholt. Zu ihrem Erstaunen erkannten sie in der Person, die ihnen zugerufen, das Weib Dorions mit ihren beiden Kindern, von der sie Auskunft über das Schicksal mehrerer ihrer unglücklichen Gefährten erhielten.

John Reed, der Ire, war, wie man sich erinnern wird, während des Sommers nach dem Schlangenfluß abgeschickt worden. Seine Begleitung bestand aus vier Canadiern — Gilles Le Clerk, Franz Landry, Jean Baptiste Turcot und Andreas la Chapelle — nebst den beiden Jägern Peter Dorion und Pierre Delaunay; Dorion war wie gewöhnlich von seinem Weib und seinen Kindern begleitet. Diese Expedition hatte den Zweck, Biber zu fangen, und die drei Jäger Robinson, Hoback und Rezner aufzusuchen. Während des Herbstes verlor Reed einen Mann, den Canadier Landry, durch den Tod, der Jäger Pierre Delaunay aber, ein mürrischer, wunderlicher Mensch, verließ ihn freiwillig, und man hat auch später nie mehr etwas von ihm gehört. Ersatz für diesen Verlust erhielt er indeß bald darauf durch die drei Jäger Robinson, Hoback und Rezner, die glücklicherweise zu ihm stießen.

Reed baute jetzt ein Haus am Schlangenfluß, um da zu überwintern, und sobald es fertig war, beschäftigten sich alle mit dem Biberfang. Rezner, Le Clerc und Peter Dorion entfernten sich fünf Tagereisen weit von dem Winterquartier, um ihr Glück in einer Gegend zu versuchen, wo es Biber in Menge geben sollte. Hier errichteten sie eine Hütte und machten gute Jagd. Während die Männer auswärts waren, blieb das Weib Peter Dorions zu Hause, um die Felle und das Essen zuzurichten. So war sie Anfangs Januars eines Abends beschäftigt, als sie Fußtritte hörte und Le Clerc bleich und blutend in die Hütte wankte. Eine Horde Wilder hatte die Jäger überfallen und Rezner nebst dem Dolmetscher Dorion getödtet. Kaum hatte Le Clerc das Unglück mit we-

nigen Worten berichtet, als er auch schon zu Boden sank. Das arme Weib sah nur in schneller Flucht Rettung für sich, und zeigte auch bei diesem traurigen Vorfall jene Charakterstärke, die wir mehrmals schon an ihr bewundert haben. Mit Mühe gelang es ihr, zwei der Pferde einzufangen, die den Jägern gehört hatten, dann band sie ihre Kleider nebst etwas Biberfleisch und getrocknete Salmen zusammen, lud Alles auf das eine der Pferde, auf das sie auch den schwer verwundeten Le Clerc setzte, bestieg das andere nebst ihren beiden Kindern und eilte aus dieser gefährlichen Gegend der Wohnung Reed's zu. Am dritten Tag entdeckte sie in östlicher Richtung einen Zug Indianer zu Pferde; augenblicklich stieg sie ab, half auch dem armen Le Clerc vom Pferde, und alle verbargen sich. Zum Glück entgingen sie den scharfen Augen dieser Wilden. Sie brachten, aus Furcht vor Entdeckung, die Nacht ohne Feuer und Wasser zu, und das brave Weib wärmte ihre Kinder an ihrer Brust; Le Clerc aber starb ehe noch der Morgen graute.

Mit Anbruch des Tages setzte das entschlossene Weib ihre Reise fort, und erreichte am vierten Tage die Wohnung Reed's. Wer beschreibt aber ihren Schrecken, als sie diese leer und rings herum Spuren von Blut und eines gräulichen Gemetzels fand. Von Entsetzen getrieben eilte sie zwei Tage vorwärts, oft nahe daran, aus Erschöpfung vom Pferde zu sinken, aber doch immer nur für ihre Kinder und nicht für sich selbst besorgt. Endlich erreichte sie einen Zweig der Rocky Mountains unweit des obern Theils des Wallah-Wallah. Hier suchte sie sich eine verborgene Felsenschlucht auf, um darin zu überwintern. Zum Glück hatte sie ein Kleid von Büffelfell und drei Hirschhäute bei sich; von diesen, nebst Fichtenrinde und Cederzweigen baute sie sich eine Hütte in der Nähe einer Gebirgsquelle, und da sie sonst keine Nahrungsmittel hatte, so schlachtete sie die beiden Pferde und räucherte das Fleisch; die Häute aber deckte sie über ihre Hütte. Hier brachte sie in Gesellschaft ihrer beiden Kinder den Winter zu. Gegen die Mitte März waren ihre Lebensmittel nahezu aufgezehrt. Sie packte daher den Ueberrest zusammen, lud ihn auf ihre Schultern und machte sich mit den hülflosen Kleinen auf den Weg. Ueber den Gebirgsrücken steigend, kam sie an die Ufer des Wallah-Wallah, an denen sie bis zu der Stelle fortging, wo dieser Fluß sich in den Columbia

ergießt. Hier wurde sie von den Indianern an diesem Flusse gastfreundlich aufgenommen und war schon seit beinahe vierzehn Tage bei ihnen, als die Canots unserer Reisenden vorüberfuhren.

Eine Ursache hinsichtlich des mörderischen Ueberfalls der Wilden wußte das arme Weib nicht anzugeben. Einige der Astorianer schrieben die That einer Horde Schwarzfüße, andere aber, und zwar mit größerer Wahrscheinlichkeit, den Nez Percés zu, als Wiedervergeltung für den auf Clarke's Befehl gehangenen Indianer ihres Stammes. Es zeigt sich auch hier wieder, daß solche Gräuel von den Wilden meist nur auf eine von Seite der Weißen früher erfolgte Herausforderung verübt werden.

Die Erzählung des indianischen Weibes beschließt die Abenteuer einiger der handelnden Personen dieser Geschichte. Man kann sich einer innigen Theilnahme an dem Schicksal der drei kentuckyschen Jäger nicht erwehren, die auf ihrem Weg nach der Heimath zweimal umkehrten, um in der Wildniß ihren Tod von den Händen der Indianer zu finden.

Die von Astoria zurückkehrenden Reisenden erfuhren sowohl zur See als zu Lande eben so viele Abenteuer und Mißgeschick als die berühmten Helden der Odyssee. Sie erreichten den Ort ihrer Bestimmung zu verschiedenen Zeiten, um Hrn. Astor das unglückliche Ende seiner Unternehmung zu berichten.

Dieser beharrliche Mann war indeß auch jetzt noch nicht Willens die Sache verloren zu geben, sondern wurde durch das unwürdige Benehmen der Nordwestcompagnie nur noch mehr zu Verfolgung seines Plans angespornt. „Nach einer solchen Behandlung," sagte er in einem Schreiben an Hrn. Hunt, „kann ich unmöglich unthätig bleiben." Er beschloß demnach, sein Unternehmen aufs Neue zu beginnen, sobald die Umstände es gestatten würden.

Nach geschlossenem Frieden kam Astoria nebst dem umliegenden Land durch den Vertrag von Gent und nach dem Princip des Status ante bellum wieder an die Vereinigten Staaten zurück, und Capitän Biddle wurde in der Kriegsschloop Ontario abgeschickt, um es förmlich in Wiederbesitz zu nehmen.

Im Winter 1815 ging ein Gesetz im Congreß durch, kraft dessen den brittischen Handelsleuten aller Verkehr auf dem Gebiet

der Vereinigten Staaten verboten wurde. Der günstige Augenblick für Astor zu Wiederbelebung seines Lieblingsplanes schien jetzt gekommen, allein neue Hindernisse thürmten sich dagegen auf. Die Nordwestcompagnie befand sich jetzt im vollständigen Besitz des Columbia und seiner bedeutenden Beiflüsse, so wie der von Astors Leuten errichteten Posten, und hatte, trotz des Verbots des Congresses, das jenseits der Gebirge nur ein todter Buchstabe war, ihren Handel über das ganze Land ausgedehnt.

Sie aus dem Besitz vertreiben wäre ein kriegerisches Unternehmen gewesen, da alle Leute der Compagnie gut bewaffnet waren, und die blutigen Zwiste zwischen der Nordwest- und der Hudsonsbaicompagnie hatten zur Genüge gezeigt, was von Streitigkeiten solcher Art in der gesetzlosen Wildniß zu erwarten war. Astor hielt daher nicht für gerathen, irgend etwas ohne Schutz der americanischen Flagge zu unternehmen, auf die seine Leute im Nothfall sich stützen konnten. Er wendete sich daher durch Hrn. Gallatin an den damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Hrn. Madison, mit dem Erbieten, sein Unternehmen zu erneuen und Astoria wiederherzustellen, wenn es unter den Schutz der americanischen Flagge gestellt und zu einem Militärposten erhoben werde, mit dem Bemerken, daß die erforderliche Besatzung das Commando eines Lieutenants nicht zu übersteigen brauche.

Das Gesuch ward beifällig aufgenommen, aber es geschah kein entsprechender Schritt, weil der Präsident aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geneigt war, sich durch offene Unterstützung bloßzugeben. Durch diese Lauigkeit von Seite der Regierung entmuthigt, mochte Astor sein Gesuch nicht mehr erneuern und so ging der günstige Augenblick zur Wiederöffnung des Unternehmens verloren.

Die brittischen Handelsposten sahen sich mithin in den Stand gesetzt, feste Wurzel zu fassen und sich, des Verbots des Congresses ungeachtet, über das reiche von Astor eröffnete Feld zu verbreiten. Die brittische Regierung begann bald einzusehen, wie wichtig jene Gegend sey und wünschte nun, sie in ihr Gebiet einzuschließen. Es ward in Folge dessen die Frage hinsichtlich des Besitzrechts aufgeworfen, die zu einer der verwickeltsten zwischen den Vereinigten

Staaten und Großbritannien geworden ist. In dem ersten darauf bezüglichen Vertrag, vom 20 October 1818, blieb sie unerledigt und man kam überein, daß das Land an der Nordwestküste von America, westlich von den Rocky Mountains, als von beiden Nationen in Anspruch genommen, auch beiden auf zehn Jahre zu Handelszwecken und mit gleichen Schifffahrtsrechten auf allen Flüssen offen stehen solle. Als diese zehn Jahre verflossen waren, ward jenes Recht auf eine gleiche Periode erneuert. So stehen die Sachen bis jetzt.

Wirft man einen Blick auf die in diesen Blättern erzählten Ereignisse, so findet sich durchaus kein Grund, der dazu berechtigen könnte, das Fehlschlagen dieses großen Handelsunternehmens irgend einem Fehler im Plan oder in der Ausführung zuzuschreiben. Es war ein herrliches Unternehmen, wohl überlegt und ohne Rücksicht auf Kosten oder Schwierigkeiten ausgeführt. Eine Reihenfolge widriger Umstände und hemmender Ereignisse stellten sich ihm indeß gleich anfangs entgegen, von denen einige in der That nur daraus entsprangen, daß man die Befehle und Instructionen Astors nicht befolgte. Der Ausbruch des Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und der Verlust des Lark schürzten den Knoten des Mißgeschicks noch fester.

Daß Astor muthig gegen alle Hindernisse kämpfte und seinen Zweck, alles Verlustes ungeachtet, beharrlich verfolgte, haben wir gesehen. Wäre er von fähigen Agenten unterstützt worden und hätte er sich des Schutzes der Regierung zu erfreuen gehabt, so wäre das gänzliche Fehlschlagen seines Unternehmens wohl noch zu verhüten gewesen. Ein großes Unglück war es, daß seine Agenten nicht von seinem Geist belebt und durchdrungen waren. Einigen mangelte es an der nöthigen Fähigkeit, den ganzen Umfang und die wahre Natur seines Planes zu begreifen, während andere, Fremdlinge in Gesinnung und Interesse, bei einem rivalisirenden Unternehmen aufgewachsen waren. Die Abwesenheit des Hrn. Hunt, des einzigen wahren Vertreters Astors, zur Zeit der Capitulation mit der Nordwestcompagnie, vollendete die Reihenfolge von Unfällen. Wäre dieser Ehrenmann gegenwärtig gewesen, so würde die Uebergabe aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erfolgt seyn.

Es erweckt allenthalben ein peinliches Gefühl, ein großes,

nützliches und geniales Unternehmen nicht zum Ziele geführt zu sehen, wir Americaner aber müssen das Scheitern dieses Planes auch noch in nationaler Hinsicht beklagen; denn wäre er mit Erfolg gekrönt worden, so würde dieß unsern Handel mächtig erweitert haben. Der Gewinn, den die brittische Pelzhandelcompagnie zog, bietet, so ansehnlich er auch immer war, dennoch keinen Maßstab für die Vortheile, welche dieser Handelszweig abgeworfen hätte, wenn er gänzlich in die Hände von Bürgern der Vereinigten Staaten gefallen wäre. Jene brittische Compagnie war, wie wir gesehen haben, in ihren Operationen sehr beschränkt und entbehrte größtentheils die Vortheile, welche ein Stapelplatz und ein Hafen an der Seeküste bieten. In unsern Händen dagegen würden jene Länder nicht bloß hinsichtlich des Pelzwerks ausgebeutet worden seyn, sondern es hätten sich auch in den fruchtbaren Thälern der Flüsse ackerbauende Colonien gebildet, und zu dem allgemeinen Reichthum des Landes ihren Beitrag geliefert.

Hinsichtlich des Handels hätten wir eine Linie von Handelsposten vom Missisippi und Missouri über die Rocky Mountains bis zum stillen Meer gehabt. Ferner wäre ein befestigter Posten an der Mündung des Columbia in unserm Besitz gewesen, der nicht nur den Handel dieses Stromes und seiner Beiflüsse, sondern auch den auf einem weiten Land- und Küstenstrich beherrscht hätte, und von wo aus ein gewinnreicher Handel mit den Sandwichsinseln, so wie eine directe und ununterbrochene Verbindung mit China angeknüpft werden konnte. Unsre Staatsmänner haben die Wichtigkeit des von Astor begonnenen Unternehmens leider zu spät eingesehen. Wiederholt wurden Bills zu diesem Zweck im Congreß eingebracht, aber ohne Erfolg, und unsre rechtmäßigen Besitzungen an jener Küste sowohl als unser Handel am stillen Meer haben keinen von der Nationalflagge und einer Militärmacht beschützten Sammelplatz.

Die zweite zehnjährige Periode ist inzwischen ihrem Ende nahe. Im Jahr 1838 wird die Frage der Berechtigung wieder zur Sprache kommen und — nach unsern jetzigen freundschaftlichen Verhältnissen mit Großbritannien zu schließen — wahrscheinlich nochmals verschoben werden. Der streitige Anspruch gewinnt indeß mit jedem Jahre an Wichtigkeit. Keine Eifersucht ist so reizbar als die

hinsichtlich des Gebiets. Sollte daher irgend ein Umstand störend auf die Harmonie der beiden Nationen wirken, so könnte diese noch nicht entschiedene, jetzt nur schlummernde Frage gar leicht zu kriegerischer Bedeutung erwachen, und Astoria das Losungswort zu einem Kampf um das Gebiet am stillen Meere werden.

Anhang.

I.

Der gegenwärtige Zustand des Pelzhandels.

Die Nordwestcompagnie erfreute sich der Herrschaft, die sie über die Handelsregionen am Columbia errungen hatte, nicht lange. Eine durch die Ausgaben, die sie verursachte, verderbliche Mitbewerbung, die schon lange zwischen ihr und der Hudsonsbaicompagnie bestanden hatte, endete mit ihrem Sturz und dem Ruin der meisten Theilhaber. Die Ueberreste der Compagnie verschmolzen sich mit der rivalisirenden Gesellschaft, und das ganze Geschäft wurde nun unter dem Namen der Hudsonsbaicompagnie geführt.

Diese Vereinigung fand im Jahr 1821 statt. Astoria wurde verlassen, und ein großes Gebäude 60 Meilen flußaufwärts am rechten Ufer errichtet und Fort Vancouver genannt. Dieß war eine Gegend, wo mehr Ueberfluß an Lebensmitteln herrschte, und wo man nicht besorgen durfte, von einer Seemacht belästigt zu werden. Die Compagnie soll einen sehr gedeihlichen Handel treiben und Ansiedler auf jede Weise unterstützen. Sie ist indeß höchst eifersüchtig und duldet durchaus keinen Eingriff in ihren Handel, den sie von den Küsten des stillen Meeres bis zu den Gebirgen und auf einem bedeutenden Landstrich nördlich und südlich monopolisirt. Die americanischen Händler und Jäger, die sich über die Gebirge wagen, müssen sich, statt an dem Handel auf dem Columbia und seinen Beiflüssen Theil nehmen zu dürfen, wie dieß doch durch Vertrag ausgemacht ist, gegen Süden, ganz aus dem Bereich der Hudsonsbaicompagnie wenden.

Astor hat sich von der americanischen Pelzhandelcompagnie, so wie von jedem Activgeschäft gänzlich zurückgezogen. Diese Compagnie wird jetzt von Hrn. Ramsay Crooks geleitet; sie hat ihre Hauptfactorei zu Michilimackinac und erhält ihr Pelzwerk von den Posten, welche zu dieser Station gehören, dann von denen am Missisippi, Missouri und Yellowstone River, und auf dem sich von da bis zu den Rocky Mountains ausdehnenden Lande. Diese Compagnie hat Dampfboote in ihrem Dienst, auf denen sie die Flüsse hinauffährt und bis in jene Gegenden dringt, wohin man früher nur auf kleinen Fahrzeugen oder auf mühevollen Wanderungen zu Pferd und zu Fuße gelangen konnte. Das erste Erscheinen von Dampfbooten im Herzen der Wildniß soll Staunen und Schrecken unter den dort wohnenden Indianern verbreitet haben.

Neben den eben erwähnten Hauptcompagnien haben sich noch kleinere Gesellschaften gebildet, welche auf eigne Hand bis nach dem fernsten Westen und über die Gebirge hinüber dringen. Eine der bedeutendsten von diesen ist Ashley's Compagnie in St. Louis, die einen ausgebreiteten Handel mit den Indianern treibt. Der Muth und Unternehmungsgeist Ashley's werden im fernen Westen hoch gepriesen und an der Gränze gehen seine Abenteuer in mannichfachen Erzählungen von Mund zu Mund.

Eine andere Compagnie von 150 Personen, im Jahr 1831 in New-York gebildet, und vom Capitän Bonneville, in der Armee der Vereinigten Staaten, geleitet, hat ihre Unternehmungen bis in Gegenden ausgedehnt, die vorher nur wenig bekannt waren, und eine bedeutende Menge von Pelzwerk aus den Landstrichen zwischen den Rocky Mountains und den Küsten von Monterey und Obercalifornien, an den Flüssen Buenaventura und Timpanogos geholt.

Die Pelzwerk liefernden Gegenden vom stillen Meer östlich gegen die Rocky Mountains, so wie die im Nordwesten, von der Beringsstraße bis nach Königin Charlotten-Eiland unter 53° nördlicher Breite, werden jetzt — mit Ausnahme von Privatgesellschaften und Jägern, die auf eigne Hand arbeiten — von den Russen, und die Regionen von da aus bis südlich vom Columbia von der Hudsonsbaycompagnie ausgebeutet, während Ashley's Compagnie und die unter Capitän Bonneville die noch übrigen Landstriche bis Californien für ihre Interessen benutzen. In der That wird der ganze Strich vom Missisippi bis zum stillen Ocean nach allen Richtungen

durchzogen und ausgebeutet. Die Gebirge und Wälder vom arctischen Meer bis zum Golf von Mexico werden von den Jägern durchsucht und an jedem Fluß und Beifluß, vom Columbia bis zum Rio del Norte, und vom Mac Kenzie bis zum Colorado des Westen — von ihren Quellen bis zu ihrer Mündung — stellen die Trapper ihre Fallen, um Biber zu fangen. Fast alles americanische Pelzwerk, das der Hudsonsbaicompagnie ausgenommen, geht nach New-York, wo es entweder zu einheimischem Gebrauch abgegeben oder auf fremde Märkte versendet wird.

Die Hudsonsbaicompagnie verschifft ihre Pelzwaaren von ihren Factoreien York Fort, und vom Moose River an der Hudsonsbai aus. Ihre Pelzvorräthe vom großen Fluß u. s. w. werden von Canada aus verladen, und die am Columbia gesammelten gehen nach London. Von dem Pelzwerk dieser Compagnie kommt durchaus nichts nach den Vereinigten Staaten, das ausgenommen, welches vom Londoner Markt aus seinen Weg dahin findet.

Die Pelzwerkausfuhr der Vereinigten Staaten geht hauptsächlich nach London. Einiges ist nach Canton und etwas weniges nach Hamburg versandt worden. Eine zunehmende Ausfuhr von Biber-, Otter- und Nutriafellen, nebst Vicognewolle, zum Gebrauch der Hutmacher, findet von Mexico aus statt. Auch von Baltimore, Philadelphia und Boston wird Pelzwerk ausgeführt, allein die Hauptverschiffungen in diesem Artikel gehen von New-York nach London und von da nach Leipzig, wo während der dortigen Messen ein Hauptmarkt für Pelzwaaren für den Continent ist.

Die Vereinigten Staaten beziehen aus Südamerika Nutria-, Vicogne-, Chinchilla- und Hirschfelle; auch Seehundsfelle mit rauhem Haar von den Lobos-Inseln. Biber-, Otterfelle u. s. w. werden jährlich von Santa Fé gebracht. Zubereitetes Pelzwerk zu Aufschlägen, Futter, Mützen, Muffen u. s. w., wie z. B. von Eichhörnchen, Genettkatzen, Iltis und blauen Kaninchen, so wie auch gemeine Kaninchen und Hasenfelle kommen aus dem nördlichen Europa. Der bedeutendste Verkehr aber wird in London betrieben, wo sich fast der ganze nordamericanische Pelzhandel concentrirt hat.

Dieß ist der gegenwärtige Stand des Pelzhandels, aus dem sich ergibt, daß die weit um sich greifende Hudsonsbaicompagnie mit ihrem Monopol in den Gegenden, zu denen Astoria der Schlüssel war, den Hauptstrom dieses gewinnreichen Handels in die Cassen

Großbritanniens geleitet hat, und daß London, und nicht New-York — wie Astor gewollt hatte — der Hauptstapelplatz für den Pelzhandel geworden ist.

Nach Allem muß man indeß vermuthen, daß dieser Handelszweig über kurz oder lang bedeutend abnehmen werde. Wir sind in der Geographie so weit vorgerückt, daß fast gar keine neuen Länder mehr zu durchforschen übrig bleiben. In Nordamerica haben sich die pelztragenden Thiere bedeutend vermindert, theils weil die Jäger einen rücksichtslosen Vertilgungskrieg gegen sie führen, theils aber auch, weil der Mensch sich mehr und mehr an den Flüssen und in den Wäldern anzubauen beginnt, wo jene Thiere sonst Wohnung und Nahrung fanden. Sie weichen mit den Eingebornen vor der Civilisation zurück, und bald wird nur noch in den Gebirgen und den unbebauten Gegenden eine verminderte Anzahl pelztragender Thiere für den Handel übrig bleiben, wenn nämlich die Habsucht der Jäger sich in gemessenen Gränzen halten kann.

II.

Die Höhe der Rocky Mountains.

Die Höhe dieser Gebirge ist sehr verschieden angegeben worden, und es steht zu bezweifeln, ob man ihnen durch die bisherigen Angaben, nach denen sie nur unter die hohen Gebirge zweiten Rangs gehören würden, Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Ihre Höhe erscheint dem Auge, der hohen Hochebenen wegen, von denen sie aufsteigen, um Vieles geringer. Den Angaben Long's zufolge bestehen sie aus verschiedenartig auf einander gethürmten Felsrücken, abgerundeten Kegeln und Spitzen. Die höhern Punkte sind mit ewigem Schnee bedeckt, und leuchten deßhalb in weite Ferne, weßwegen sie auch von den ersten Entdeckern den Namen der glänzenden Berge erhielten.

Der James Peak ist allgemein als die höchste Spitze der ganzen Kette bezeichnet worden, und man hat seine Erhebung über den Boden nach trigonometrischen Messungen zu ungefähr 8500 Fuß angegeben. Hr. Long schloß indeß aus der Lage des Schnees auf andern nicht weit entfernten Bergspitzen, daß diese

weit höher seyn müßten. Da ich gehört hatte, daß Professor Renwick in New-York diesen Gebirgen eine weit bedeutendere Höhe beimesse als bisher angenommen wurde, so wendete ich mich an ihn, um zu erfahren worauf er diese Meinung gründe und erhielt folgende Antwort:

An Hrn. W. Irving.

Columbia College, New-York, 23 Februar 1836.

Werther Herr!

Ihrem Wunsch gemäß theile ich Ihnen einige Angaben hinsichtlich der Höhe der Rocky Mountains und der Quellen mit, aus denen ich diese Belehrung schöpfte.

Bei einer Unterredung mit Hrn. Simon Mac Gillivray, einem Theilhaber der Nordwestcompagnie, sagte mir derselbe, daß er die Rocky Mountains, in der Gegend des Wegs, den die Handelsleute der Compagnie einzuschlagen pflegten, für fast so hoch halte als den Himalaya. Er hatte sie selbst überstiegen, die schneebedeckten Gipfel der Berge gesehen und einen furchtbaren Grad von Kälte ausgestanden. Als Autorität für seine Höhenangabe führte er einen Mann an, der mehrere Jahre als Ingenieur im Dienst der Compagnie gestanden hatte. Dieß erfuhr ich vor ungefähr 16 Jahren.

Ein oder zwei Jahre später hatte ich das Vergnügen, mit Hrn. Thompson, dem Ingenieur, zusammen zu treffen, von dem Hr. Mac Gillivray mit mir gesprochen. Ich befragte ihn hinsichtlich jener Höhenangaben und er versicherte mich, daß er mittelst barometrischer und trigonometrischer Messungen die Höhe eines der Gipfel bestimmt und sie zu 25,000 Fuß gefunden; andere von gleicher Höhe befänden sich in der Nähe.





